

Es ist die zweite Familiengeschichte, die ich jetzt - 1950 - nochmals beginne. Die erste habe ich vor bald 25 Jahren, als wir noch in Bielitz lebten, angefangen und durch die Jahre bis zum 2. Weltkrieg fortgesetzt. Sie war inzwischen auf 3 dicke Bände in diesem Format angewachsen. Bei unserer Flucht im Jänner 45 konnte ich sie nicht mitnehmen, weil sie mein Gepäck zu sehr beschwert hätte. Wer dachte auch damals, dass uns das Los vieler Millionen getroffen hat, die Heimat und Besitz wohl endgültig verloren haben? Wir, die wir damals in einer deutschen Sprachinsel an der Kulturgrenze zwischen Ost und West saßen, haben noch weniger Hoffnung zurückzukehren, als die, die weiter im Westen bis zur Neiße lebten. Wenn auch unsere Sprachinsel aus dem 13. Jahrhundert stammte, so war doch rings slawischer Boden und wir fielen schon 1919, als die Würfel nach dem ersten Weltkrieg gefallen waren, Polen zu. Aber wir blieben Deutsche, was wir unter Habsburg und vorher gewesen waren.

Leider war schon vor 25 Jahren das Interesse an der Familiengeschichte unter den nächsten Familienangehörigen nicht groß. Sie sprachen wohl davon, aber ich bezweifle, dass einer sich die Mühe genommen hat, sie zu lesen. Erst als durch einen Adolf Hitler die Sippenforschung aufkam, wurde das Interesse etwas größer und mein Bruder Hans hat sie gewissermaßen entdeckt, gelesen, für gut befunden und weiter bekannt gemacht. Jetzt hat schon mancher danach gefragt und deshalb will ich nochmals, an der Schwelle

der 70 schreiben. So viel Zeit wie vorher kann ich mir dazu nicht mehr nehmen und weiß auch nicht, ob ich fertig werde. Aber gerade, weil wir jetzt durch den Krieg mehr als früher verstreut sind, halte ich es für nützlich, den Kommenden einige Aufschlüsse über ihren Ursprung zu geben.

Wenn ich von Heimat und Bielitz rede, so habe ich wenigstens immer das Gefühl gehabt, dass Bielitz, obwohl wir dort fast 50 Jahre gelebt haben und viele dort geboren sind, dass Bielitz nicht meine richtige Heimat gewesen ist, noch weniger natürlich Teschen, mein Geburtsort - oder Ungarisch Hradisch, die alle auf slawischem Boden standen. Ich hatte, besonders als ich in die Jahre kam, immer das unbestimmte Gefühl, dass wir da nicht hingehörten, dass wir Eindringlinge wären. Besonders wenn ich nach einem Aufenthalt in Österreich oder Deutschland zurückkehrte und dass es besser wäre, wenn wir weiter im Westen unter Stammesgenossen säßen. Dass es ein verlorener Posten wäre und dass wir Kulturdünger wären. Die Geschichte hat es bestätigt. Einmal, Mitte der 90er Jahre war Gelegenheit gegeben, uns nach dem Westen zu verpflanzen. Damals hatte der Vater, als er von Ung. Hradisch wegging, die Wahl zwischen Bregenz am Bodensee und Bielitz. Natürlich zog es ihn nach Bielitz im Teschner Land, wo alle Verwandten und Bekannten saßen. Wie hätte sich wohl unser Schicksal gestaltet, wenn wir in Bregenz sesshaft geworden wären? Jedenfalls anders als jetzt! Heute bin ich auf urdeutschem Boden, im Schatten meines Namensvetters Hermann, der vom Teutoburger Wald herunterschaut und habe das Gefühl, am Ende meiner Ta-

ge dort angelangt zu sein, so ich nach Rasse und Abstammung hingehöre und damit ist mein Traum, auf deutschem Boden zu leben und zu sterben, in Erfüllung gegangen, allerdings anders, als ich es mir ausgemalt hatte. Ich wollte immer weg von Bielitz und meine alten Tage irgendwo in Österreich oder Deutschland in Frieden beschließen. Wenn der Krieg nicht gekommen wäre, hätte es sein können. Für mein Alter war gesorgt. Jetzt ist es anders.

Die Familie Handel stammt aus Röwersdorf, einem stattlichen Dorf am fuße des Altvaters in den Sudeten. Die ehemals deutsche Reichsgrenze war nahe. Das Land war rein deutsch, obwohl es schon 1919 nach dem 1. Weltkrieg zu der Neugegründeten Tschechoslowakei kam. Es gab dort damals keine Tschechen und auch bis 1945 nur wenige. Der Boden war karg, die Bewohner konnten von ihm allein nicht leben, so wanderten viele aus oder betrieben Hausindustrie, meist Leinweberei. Vor 900 Jahren mögen dort wohl Slawen gewohnt haben, dann ist es durch die deutsche Ostkolonisation deutsch geworden. Es gehörte später zum Piastenherzogtum Jägerndorf, wurde 1526 habsburgisch, blieb 1741 nach dem ersten schlesischen Krieg bei Österreich und gehörte mit den deutschen Erblanden der Habsburger zum Deutschen Reich bis zum Ausscheiden Österreichs. Im Frankfurter Parlament 1848 war es, wie auch das Teschner Land, vertreten.

Der Ur-Urgroßvater ist 1736 in Röwersdorf geboren, katholisch wie das ganze Land und war Gärtner und Häusler, also ein kleiner Mann. Später kam die Familie zu Besitz, der Großvater war schon Leinwand-

händler und Hausbesitzer und fuhr Mitte des 19. Jahrhunderts mit einem großen Planwagen bis tief nach Ungarn und Galizien, man nannte sie "Pa-lerhändler" und auf der Rückkehr von einer solchen Reise ist mein Vater, der Jüngste von 4 Geschwistern 1859 im Dezember in einem Dorf bei Troppau geboren. Die Familie hieß damals und seit 1736, so weit ich die Eintragungen in der Kirchenmatrik in Röwersdorf verfolgen konnte - Hanel - das D im Namen erscheint erst nach 1860, im Trauschein heißt der Vater bereits Handel. Was die Großeltern bewogen haben mag, dem Namen ein D zuzufügen, ist nicht bekannt, vielleicht klang er Ihnen etwas slawisch; ich hatte später einen Kontoristen, der Stanislaus Hanel hieß und aus Galizien stammte ohne irgendwie verwandt zu sein.

Der Urgroßvater mütterlicherseits hieß Kiesling Eduard und ist 1805 geboren. Woher er stammte, konnte ich nicht ermitteln, er war aber kein Teschner und dürfte aus Süddeutschland, wo der Name öfter vorkommt, eingewandert sein. Seine Frau war eine geborene Miencil geb. 1807, daher stammt die Verwandtschaft mit Miencils, auf die meine Mutter stolz war, war doch der Bezirkshauptmann (Landrat) von Bielitz ein Miencil und ein Vetter 2. Grades. Seine Tochter war meine Tanzstundenflamme - sie hat nicht geheiratet und lebt als Krankenschwester in Wien. Unter den Vorfahren mütterlicherseits, die ich bis Anfang des 18. Jahrhunderts ermitteln konnte, erscheinen teils deutsche, teils slawisch klingende Familiennamen: Seemann, Matter, Frisa, Folwartschnig, Bochenek.

Die Großmutter väterlicherseits ist eine geborene Daumann aus Pittarn bei Röwersdorf, 1830 geboren. Nach dem frühen Tod Ihres Mannes, 1866, heiratete sie nochmals, als die Kinder schon ziemlich erwachsen waren, den Heidrich Franz, den sie auch überlebte. Das Verhältnis der Söhne zum Stiefvater war nicht gut, der zweite Mann war eine Drohne, die es sich auf Kosten seiner Frau gut gehen ließ. Er war auch Jäger und da wäre einmal bald ein schreckliches Unglück geschehen, als der älteste Sohn mit dem Gewehr, das geladen war, auf den jüngeren Bruder anlegte und spasseshalber sagte, er wolle ihn erschießen. Glücklicherweise ging es nicht los.

Die Großmutter hatte ihr Haus in Röwersdorf und wir fuhren mit der Mutter 1890 einige Male aus Hradisch in die Ferien.

Es waren immerhin fast 200 km, die Reise war eine Bummelrei aber für uns das höchste Vergnügen. Die Großmutter war auch sonst wohlhabend und betrieb weiter ihren Leinwandhandel, bis sie später das Haus verkaufte und nach Teschen zu Ihrer ältesten Tochter Josefine übersiedelte, die an den Tischlermeister Oczko verheiratet war. Die 3 Buben kamen außer Haus und in Quartier zu einer Frau Tedisch, von der der Vater oft erzählte, wie streng und sparsam die war. Ihr Lieblingsausspruch war: „Salz und Brot macht Wangen rot“. Wahrscheinlich werden sie im Essen nicht verwöhnt worden sein und auch wir wurden es nicht zu Hause und wenn sie über etwas mäkelten, bekamen wir oft die Tedisch mit ihrem Ausspruch

vorgesetzt. Nach 8 Schuljahren - 4 Jahre Vorschule, 4 Jahre Bürgerschule konnte der Älteste, Wilhelm "studieren", d.h. er besuchte und absolvierte eine Handelschule, hatte aber im Leben weniger Erfolg als der Onkel Johann und der Vater. Johann lernte Buchhändler, der Vater wurde Schriftsetzer bei der über die Grenzen Österreichs hinaus bekannten Firma Prohaska in Teschen, Druck - und Verlagshaus. Der Onkel ging nach der Auslehre ins Reich und war einige Zeit in Worms, der Vater arbeitete weiter bei Prohaska und musste dann auf 3 Jahre zum Militär, wo er beim 5.Jägerbataillon, das damals in Brody in Galizien an der russischen Grenze stand. Er diente so bis zum Unteroffizier und brachte es später sogar bis zum Reservefeldwebel. Es war ein guter Schütze und liebte Gewehre, was besonders Karl von Ihm geerbt hat, war aber niemals Jäger, wahrscheinlich in Erinnerung an das Beinahe-Unglück und weil er dazu keine Zeit hatte. Dezember 1883 haben die Eltern dann geheiratet, der Vater noch als Schriftsetzer und die Mütterliche Verwandtschaft soll die Nase gerümpft haben, über die Partie der "Milka", die ein hübsches Mädels war und eine bessere Partie verdient hätte. Es waren aber 9 Geschwister, die Mutter war die zweitälteste von 6 Mädels und 3 Jungen und da musste der Schwiegervater froh sein, wieder eine Tochter verheiratet zu haben. Die "schlechte Partie" hat sich aber sehr gebessert und zuletzt war die Mutter von allen Geschwistern die materiell am besten Stehende. Die Großeltern hatten ein Haus am "Obertor" in Teschen, mein Geburtshaus und betrieben eine Lebzelt- und Zuckerbäckerei und Wachszieherei. Das Geschäft ging ganz gut, alle Töchter mussten fleißig helfen,

aber bei 9 Kindern kannte der Großvater keine Reichtümer sammeln. Die Töchter heirateten alle bis auf eine, die Aurelie - genannt Rella, die keinen Mann fand, trotzdem sie krampfhaft suchte. Aber sie war gelinde gesagt nicht schön und auch im Wesen nicht anziehend und musste sich als Stütze durchschlagen. Zuletzt lebte sie kärglich in Teschen und wurde von mir, Josi und Hugo unterstützt. Von den 3 Söhnen konnte der Älteste Eduard noch studieren. Er wurde Volksschullehrer in Niederösterreich, seine 2 Töchter sind jetzt in Wien verheiratet. seine Frau war aus Ung. Hradisch, die Mutter hatte das „gekuppelt“, was sie bei anderen, mit Ausnahme der eigenen Kinder, sehr gerne tat. Aber sie hatte keinen Dank dafür, obwohl die Ehe gut war. Die 2 anderen Söhne wurde Fleischer (Rudolf) und Bäcker (Theodor) also 2 an sich sehr nahrhafte Gewerbe, aber sie brachten es nicht weit. Theodor hatte nur eine Tochter die in Wien verheiratet ist, Rudolf dagegen 6 Kinder, von denen der älteste - Raimund - der schönste Mann von Teschen genannt wurde. Heini, der 2 Jahre bei uns in Bielitz im Kellerzimmer wohnte, als er die Werkmeisterschule besuchte und die Hella Grycz, die heute ganz polnisch geworden ist und deren Mann als Baumeister in Teschen lebt.

Der 2. Sohn konnte das Gymnasium absolvieren und ging an die Universität in Wien, wo er sich mangels elterlicher Hilfe durch Privatstunden fortbringen wollte. Es ging aber über seine Kräfte und er erlitt einen Nervenzusammenbruch und ist seither nicht ganz normal. Die 2 anderen Töchter kannte ich wenig. Die ältere Schwester der Mutter war die Tante Skrobanek, eine

seelengute Frau, von der später noch die Rede sein wird. Ihr älterer Sohn, Gustel Skrobanek hat dann um 1925 mit dem Raimund Kiesling eine Metallwarenfabrik in Teschen aufgemacht, die kurz vor dem 2. Weltkrieg in einem schönen Fabrikgebäude am Bobertalbahnhof produzierte. Die beiden waren sehr tüchtig, ergänzten sich gut und hätten es sicher weit gebracht. Zwei Schwestern der Mutter waren fast Schönheiten, die Anna, Tante Pfeiffer, von der auch später noch die Rede sein wird und die Zonka = Eugenie, die Tante Koczian. Am besten waren wir mit Pfeiffers, die sich ganz gut standen und wo die Kinder ungefähr gleichaltrig waren. Von allen Geschwistern leben heute nur noch die Tante Koczian in Teschen, sie muss aber auch schon stark über die 70 sein. (gest. 19.1.51)

Von der Familie Handel bin ich jetzt der Senior.

Anfang der 80er Jahre übersiedelte die Großmutter nach Teschen, wo die bei ihrer Tochter das Leinwandgeschäft bis zu ihrem Tode am 15.8.91 betrieb. Wir haben sie auf Ihrem Krankenbett besucht, sie hatte Wassersucht, war schon fast bewusstlos und starb bald darauf, 68 Jahre alt. Beim Begräbnis waren alle Geschwister beisammen, es war das erste das ich erlebte und es hat mich sehr beeindruckt. Nachher war im "Hirschen" in Teschen das Leichenessen, bei dem es zwar gedämpft, aber doch lebhaft zuging, gab es doch das Erbe zu besprechen. Obwohl sie schon bei Lebzeiten viel geholfen hatte, war noch etwas da und das wurde ohne Zank und Hader verteilt. Die Mutter dürfte beim Begräbnis, wofür die immer zu haben

war, gefehlt haben, weil sie kurz nach der Entbindung von Hugo war, der am 11.8.98 ankam.

Die Großmutter Dauman war eine lebhaftere, sparsame und im Haushalt wie im Geschäft tüchtige Frau. Eher klein als mittelgroß, einfach aber gescheit, die bis ans Lebensende in ihren halbbäurischen Kleidern, lange Jacke mit Rock, blieb, und die nie einen Hut aufgesetzt hat. Sie war nicht zu bewegen, sich städtisch zu kleiden, war aber nichtsdestoweniger die Respektperson in der Familie, die manchen Streit zwischen Gatten und Geschwistern geschlichtet hat und immer auf Familienzusammenhalt gehalten hat. Die Söhne berieten sich mit ihr lieber als mit ihren Frauen und wenn sie kam, kam sie nie mit leeren Händen. Sie war sehr fromm katholisch und sprach den schlesischen Gebirgsdialekt. Ihre Lieblingsredewendung war "Inee, ja, ja" Ich kann mich ihrer noch sehr gut erinnern, war ich doch damals schon 14 und angehender Obergymnasiast. Der Großvater, ihr erster Mann, war auch klein und untersetzt, alle vier Kinder waren kaum mittelgroß. In Bielitz hing noch ein altes Ölbild von ihm in unserem Giebel-Zimmer, er war breit mit einem Andreashofer-Bart. Er starb jung, kaum 44 an einem Schlaganfall 1866 am Sommer, als der Krieg ausbrach und die Preußen einmarschierten. Vielleicht war die damit verbundene Aufregung schuld daran.

Die Großmutter Kiesling habe ich nicht gekannt, sie starb 1884 8 Tage nach meiner Geburt, angeblich an galoppierender Schwindsucht, nachdem sie in mehr als 20-jähriger Ehe 9 Kinder geboren hatte. Nach ei-

nem Foto war sie eine stattliche Frau aus der angesehenen Familie Seemann in Teschen.

Der Großvater Kiesling, der mit 50 Witwer wurde, heiratete nicht mehr, trotzdem 9 Kinder da waren, von denen aber die 2 ältesten Töchter schon verheiratet waren, die Tante Skrobanek und meine Mutter. Die jüngeren Töchter mussten da im Haushalt und im Geschäft tüchtig zugreifen. Großvater Kiesling war groß und hager und die Kinder, meine Tanten und Onkels waren fast alle nach ihm geraten, die Söhne alle groß, die Töchter für Frauen auch groß. Meine Mutter war eher etwas größer als ihr Vater, wir sind aber alle eher nach der Handelfamilie geraten, also klein oder höchstens mittel. Er lebte die letzten Jahre bei seiner Tochter Marie Skrobanek und wir haben ihn noch gut gekannt, er war aber ziemlich verbittert und wortkarg. Wenn mein Vater ihn besuchte hat er ihn immer mit Bier und Zigarren traktiert, was ihm behagte. Wahrscheinlich hat er es im Alter sehr knapp gehabt und auch im Leben wohl nicht immer leicht. Er starb 1899, 67 Jahre alt, wir waren beim Begräbnis. Es schien mir, dass er mit seinem Schwiegersohn besser harmonierte, als mit meiner Mutter, seiner leiblichen Tochter. Die Großmutter Daumann und die Großeltern Kiesling sind alle auf dem Teschner Friedhof begraben, wo auch die meisten Kieslingtöchter mit Ihren Männern und die Tante und Onkel Oczko liegen. Von der Großmutter Daumann datiert auch die Verwandtschaft mit den Haar's, Madzias und Urbanskis, die Geschwisterkinder meines Vaters waren.

Im großväterlichen Kieslinghaus am Obertor in Teschen, wo meine Eltern die erste Zeit nach ihrer Hochzeit wohnten, bin ich am 4.8.84 geboren. Kurz danach übersiedelten meine Eltern nach Ung. Hradisch, wo der Vater eine Druckerei mit Hilfe meiner Mutter und mit seinen Ersparnissen - er war immer ein großer, manchmal zu großer Sparmeister - kaufen konnte und sich selbständig machte. Auch sein älterer Bruder Johann, der eine Deutsch Böhmin, die Tante Albine Pfaff, geheiratet hatte, landete dort und kaufte von einem Tschechen eine heruntergewirtschaftete Buchhandlung am Ring in Ung. Hradisch, nachdem er einige Jahre in Worms am Rhein als Gehilfe gearbeitet hatte. Dort blieben wir bis 1896 und meine ersten Kindheitserinnerungen gehen auf diese Zeit zurück.

Ungarisch - Hradisch war damals eine Kleinstadt von ca. 4000 Einwohnern, ehemalige Festung, deren Mauern noch teilweise erhalten waren. Ungarisch deshalb, weil es nahe der ungarischen Grenze, jenseits der Beskiden lag. Die Gegend war schon eher slowakisch, aber die Stadt hatte damals noch einen deutschen Bürgermeister - er hieß Protzkar - bei dem wir sogar anfangs wohnten und die Druckerei eingemietet war. Außer deutschen Beamten und Kaufleuten, Gewerbetreibenden, gab es noch 300 Juden, die sich damals zu den Deutschen hielten. Es waren die Ausläufer der altliberalen deutschen Ära in Österreich, die in den 60er Jahren ans Ruder gekommen war. Die Mehrheit der Stadt war aber tschechisch mit slowakischem Einschlag. Als Ende der 80er Jahre die Jungtschechen in Böhmen und Mähren ans Ruder kamen, verschwand die deutsche Tünche und die

Stadtverwaltung wurde tschechisch mit einem Tschechen als Bürgermeister, weil die Juden inzwischen zu Tschechien umgeschwenkt waren. Obwohl die Stadt klein war, war sie als Sitz einer Bezirkshauptmannschaft ein kleines Verwaltungszentrum mit einem Kreisgericht, Oberfinanzamt, Zollamt und einem deutschen Obergymnasium. Auch etwas Industrie gab es: eine Zuckerfabrik, Malzfabrik und eine Bierbrauerei. Es gab 2 Ringplätze mit einer ziemlich breiten Hauptstraße - die Mittergasse - eine schöne Barock - Pfarrkirche, Garnison, Eisenbahnstation an der damaligen Nordbahnstrecke Krakau - Wien, einen Park, Gaswerk mit Gas-Straßenbeleuchtung, aber keine Wasserleitung und Kanalisation. Mehrmals im Jahr fanden Jahrmärkte statt, bei welchen der Ringplatz voller Bretterbuden und Zelte war, in denen man alles, für uns kamen nur Süßigkeiten in Frage - kaufen konnte, dazu Ringseilspiel und Volksbelustigung.

Meine ersten Kindheitserinnerungen gehen noch auf die Zeit vor Schulbeginn zurück und erscheinen schlagartig und zusammenhanglos vor meinen Augen. Da war zunächst der gefährliche Eisstoß am Winterende mit der Frühjahrsüberschwemmung. Der Winter war ziemlich streng, sodass die March, an der die Stadt lag, jedes Mal einfrohr und mit dickem Eis bedeckt war. Das breite Marchtal,- die March war ein ziemlich breiter, nicht regulierter Strom wie etwa die Weser bei Hameln - war ganz flach und nur in der Ferne von sanften Höhen umgeben: im Osten den südlichen Beskidenz- die ungarische Grenze - im Westen das 6 - 700 m hohe Marsgebirge. Die Stadt lag etwas erhöht über der Ebene. Wenn im Frühjahr

im Quellgebiet der March, dem Spieglitzer Schneeberg, die Schneeschmelze einsetzte, dann begann die March zu steigen und das Eis aufzusprengen. Die Schollen setzten sich in Bewegung und begannen sich an der am Nordende befindlichen, hölzernen Straßenbrücke und an den Krümmungen zu stauen und es musste Tag und Nacht gearbeitet werden, und sogar gesprengt werden, sonst hätte die Brücke dem Druck der Eismassen nicht standhalten können. Es waren bange Tage ,bis der Eisstoß und die damit verbundene Überschwemmungsgefahr für die Stadt beseitigt war. Die March stieg aber infolge der Schneeschmelze weiter, und bald war das flache Land rings um die Stadt überflutet. Ich sehe es noch heute, wie man vom Fenster unserer Wohnung, die auf der alten Stadtmauer am Stadtrand lag, direkt in das Wasser, herunterspucken konnte und wie ich mich damit vergnügte, Papier, Holz und andere schwimmbare Gegenstände herunterzuwerfen. Natürlich standen die Keller unter Wasser das manchmal bis an die Hausmauern plätscherte. Weit und breit war nichts zu sehen als Wasser aus dem einzelne Bodenerhebungen, Bäume und Dämme von Straßen und Eisenbahn herausragten. Man konnte in diesen Tagen die Stadt nur mit der Bahn oder mit einem hochrädigen Wagen verlassen, weil auch niedrigere Straßenpartien unter Wasser standen. Es dauerte immer 1 - 2 Wochen, bis das Wasser das 1/2 bis 2m hoch stand, sich verlaufen hatte ,und dann blieben in Vertiefungen und Gräben manche Fische zurück. Die March war sehr fischreich, und schon damals haben diese Fische auf mich eine große Anziehungskraft gehabt. Ich brachte die silbernen Weißfische, wenn

sie im Trockenen lagen nach Hause und war sehr stolz, leider waren sie meist verendet und rochen schon.

Mein Bruder Karl, der nach mir kam, war nur 18 Monate jünger als ich. Wie alt er damals war, als er eines Tages verschwunden war, weiß ich nicht mehr, er hatte sich vor Mittag entfernt und erschien nicht zum Essen. Es gab große Aufregung und Gesuche, aber man fand ihn nicht. Grund zur Aufregung war ja vorhanden, da die March nahe war und Zigeunerbanden machten die Gegend unsicher. Der Nachmittag verging, es begann dunkel zu werden und Karl war noch nicht da. Die Eltern wussten sich keinen Rat mehr und meldeten es der Polizei. Karl wurde ausgetrommelt, das war damals so üblich, Verlautbarungen für die Bevölkerung wurden ausgetrommelt. Ein Gemeindepolizist schnallte den Säbel um, hängte eine Trommel über, verfügte sich auf den Ringplatz und begann zu trommeln. Jeder wusste, was das bedeutete. Im Nu war eine Horde von Buben und Erwachsenen beisammen und dann begann der Wenzel zu verlautbaren, erst tschechisch, dann deutsch, dass der Knabe Karl der Eheleute Handel seit Vormittag verschwunden wäre und man ihn suchen und zweckdienliche Mitteilungen an die Polizei leiten sollte. Das wiederholte er mehrere Male, vom Ring durch die Gassen marschierend, und es war ebenso gut wie heute Radio oder Lautsprecher, bald wusste es das ganze Städtchen. Und endlich, es war schon dunkel, entdeckte man ihn. Er war gar nicht weit, in einem Obstgarten, wo er friedlich auf dem Baum saß und sich an unreifen Früchten labte.

Was ihn bewogen hat, nicht nach Hause zu kommen, weiß ich nicht - Hunger hatte er wohl nicht und kein Maß für die Zeit, wie alle Kinder. Über das Nachspiel weiß ich nichts, zunächst werden die Eltern sich ja gefreut haben, aber nachher gab es bestimmt Haue. Es ist auch nicht mehr vorgekommen, wenigstens nicht, dass es zu einem Auströmmeln gekommen wäre, obwohl wir oft genug Haue bekamen, wenn wir nicht zur Zeit zu Hause waren. Auch ich habe mich viel herumgetrieben, obwohl wir damals ein Dienstmädchen hatten, die Mari, ein hübsches Slowakenmädchel, das damals mehrere Jahre bei uns ausgehalten hat, was ein Wunder war, weil später die Mädchen sehr schnell wechselten, die Mutter war schnell mit Kündigung. Sie hat von uns aus dann geheiratet, wir haben sie einige Male in Ihrem Heimatdorf besucht und in ihrer Tracht bewundert: kurze, stark gebauschte Röcke, buntes Mieder, leichte Lederstiefel übers Knie und Puffärmel. Sie hat uns oft besucht und Butter, Eier, Milch und Geflügel gebracht. Bei ihr habe ich auch Tschechisch gelernt, das ich bis heute noch nicht vergessen habe.

Als die Mutter nach der 3.Entbindung (Meta) auf einige Wochen in das Frauenbad Lukatschowitz an der ungarischen Grenze gehen musste, hat sie die Wirtschaft tadellos geführt. Es war immer verlockend, sich vom Hause wegzuschleichen, die Mutter hatte im Haushalt und mit den jüngeren Geschwistern zu tun, half auch manchmal, wenn es notwendig war, in der Druckerei, sodass ich mich oft selbstständig machen konnte. Ich spielte viel mit anderen Kindern, auch mit

tschechischen, die aber schon damals gegen uns deutsche Kinder oft boshaft und tückisch waren. Einmal lockten sie mich, mit ihnen "Goldener König" zu spielen. Ich wurde mit verbundenen Augen einem Jungen, der auf allen Vieren herumkroch, auf den Rücken gesetzt und dann bekam ich in jede Hand einen Stock als Zepter. Ich spürte etwas Nasses, was nicht gut roch. Die Jungen hatten die Stöcke in Kaktusse getaucht und mir in die Hand gedrückt. Sie waren in der Überzahl und ich konnte nichts anderes machen, als mich reinigen, wobei sie mich verhöhnten.

Wir haben zuerst sehr oft die Wohnung gewechselt und haben meist sehr primitiv und eng gewohnt, einmal sogar in einem ehemaligen Kaufmannsladen am Ring, doch schon nach einigen Jahren hat der Vater ein eigenes, ebenerdiges Häuschen gebaut. Beweis, dass die Druckerei guten Verdienst brachte - mit einem Ausbau für diese und einem kleinen Garten mit Stall für Hühner, eine Ziege oder ein Schwein. Auch in dem neuen Haus war es so eng, es waren nur 3 Zimmer mit Küche, wovon wir das eine, das gute Zimmer auf die Straße nur selten betreten durften. Trotzdem haben die Möbel, die die Mutter in die Ausstattung bekommen hatte, sehr gelitten. Deutlich erinnere ich mich noch an die Übersiedlung der Druckerei. Die Schnellpresse wurde abmontiert und Stück für Stück herüber getragen, das große Schwungrad wurde über den Ring gerollt, wobei ich stolz daneben gehen durfte. Wir wohnten schon einige Zeit in unserem Haus, als der große Brand ausbrach, der fast eine Woche dauerte und halb Hradisch

in Asche legte. Die Häuser waren zwar meistens solide Ziegelbauten, aber die Dachstühle verbrannten, weil die Löschvorrichtungen nicht ausreichend waren und es an mehreren Stellen brannte und immer wieder aufflackerte. Es war ein heißer Tag im Hochsommer, ich war in der Schule, erste Klasse der deutschen Volksschule, als mich die Mari plötzlich holte und nach Hause führte. Und da sah ich schon aus einigen Häusern am Ring haushohe Flammen aufsteigen, es war ein schrecklicher Anblick, der Wind blies hinein, es knatterte und prasselte und stürzte zusammen, einen fürchterlichen Funkenregen hinterlassend. Der Vater stand zu Hause auf dem Dach - wir hatten glücklicherweise flache Blechdächer und hielt das Dach mit einer Gartenspritze ständig unter Wasser, sodass wir verschont blieben, obwohl es in der Nachbarschaft brannte. Tag und Nacht mussten Männer und Frauen an den Pumpen stehen und Wasser schleppen - eine Dampfspritze gab es noch nicht, und auch keine Wasserleitung, das Wasser musste der March entnommen werden. Wir wurden in der Nacht zum Onkel Johann gebracht, wo es weniger gefährlich war und haben uns, wahrscheinlich wegen der Feuerangst und der Aufregung nicht gut benommen, während Onkel und Tante an den Pumpen standen.

Zu jedem Hausgrundstück in Hradisch gehörte auch ein Landstück auf Stadtbesitz außerhalb der Stadt. Wir hatten einen großen Obstgarten und eine Wiese, etwa 1/2 Stunde von uns gelegen, der jedes Jahr überschwemmt wurde. An den Bäumen konnte man dann sehen, wie hoch das Wasser gestiegen war. Im

Garten waren aber nur süße Apfel, die sich nicht hielten und schnell verbraucht werden mussten. Der Onkel aber hatte einen großen Weinberg auf dem Hügel bei Marschaltitz, fast eine Stunde von der Stadt mit einem Blockhaus und einer Weinpresse. Jedes Jahr bei der Weinernte halfen wir mit den Eltern und der Mari und fraßen so viel Weintrauben und sofften den süßen Most, bis uns übel wurde, woran ich mich mit Schauern erinnere. Auch Pfirsiche und Marillen hatte der Onkel im Weingarten, außerdem schöne Erdbeeren und anderes Beerenobst im Hausgarten und er war mit Lust und Liebe dabei. Leider bekamen wir nicht viel davon, obwohl der Onkels kinderlos war. Sein einziger Sohn, die Hansi, starb kaum 6 Jahre alt und ist in Ung. Hradisch begraben, wohin der Onkel noch lange von Bielitz für die Grabpflege Geld an die Friedhofsgärtner sandte. Auch der alte Pfaff ist dort begraben. Er war der Schwiegervater des Onkel, ein alter Griesgram und Kinderschreck, der uns abschob, wo er konnte. Der Onkel war nicht so schlecht, aber der Einfluss seiner Frau, der Tante Albine und des Schwiegervaters war zu groß. Die Tante war ausgesprochen geizig oder neidisch, weil sie keine Kinder mehr haben durfte, während bei uns jedes 2, Jahr eins dazukam. Wie der Onkel zur Tante kam, weiß ich nicht. Ausgerechnet aus Podersam in Nordböhmen bei Saatz, der Hopfengegend. Wahrscheinlich durch die Zeitung, auf diesem schon damals nicht ungewöhnlichen Wege. Auch der Onkel Wilhelm hat seine Frau so kennen gelernt, ist dabei sehr hineingefallen, die versprochene Mitgift von Onkel Pfarrer hat er nicht erlebt. Diese Tante hieß Mathilde und stammte aus einem slowakischen Dorf an der Arva in Oberungarn,

gab sich aber als Ungarin, worauf sie sehr stolz war. Sie war aber nicht sehr ordentlich, ließ sich und den Haushalt gehen und ist zuletzt ganz verschlampt. Sie sprach deutsch mit etwas ungarischem Akzent, jedes 3. Wort bei ihr war "schließlich"

Das Klima in Hradisch war ausgesprochen kontinental. Heiße Sommer, kalte Winter, die meist Ende November einsetzten und viel Schnee. Wenn die breite March eingefroren und das Eis dick war, bot sich eine ausgezeichnete Schlittschuhbahn, man konnte stromauf - und ab kilometerweit fahren. Die Schlittschuhe waren meist sehr primitiv ein Stück Holz mit einer eingelassenen Eisenschiene, das mit Riemen am Schuh befestigt wurde. Später bekam ich ein Paar Halifax, damals das Modernste, meine Sehnsucht aber waren die Jackson, die direkt an der Sohle auf einem speziellen hoch geschnürten Schuh angeschraubt wurden und die ich mir erst in Bielitz leisten konnte. So schlenderten wir auf unseren primitiven Schlittschuhen, manche besaßen nur einen und stießen sich mit dem Fuß weiter auf dem Eis herum, ohne zu ahnen, dass die Sache nicht ungefährlich war.

Das Eis war ja nicht überall gleich dick und es gab Spalten, aber es ist meines Wissens niemals etwas passiert. Das Eis war meist so dick, dass es gebrochen und in die Keller eingefahren wurde. Rodeln oder gar Ski kannte man damals noch nicht.

Überhaupt übten Fluss und Wasser auf mich eine große Anziehungskraft aus, es war eine Idealgegend zum Baden, Angeln und Rudern. Wie ich zum Fi-

schen, das ich als Kind schon mit Begeisterung betrieben habe, gekommen bin, weiß ich nicht. Es steckte wohl im Blut. Anfangs sah ich zu, später probierte ich es selbst. Wer nicht selbst Angler ist, kann das schwer verstehen - dem Nichtangler erscheint es fad. Aber wer einmal auf den Geschmack kommt, auch die Weiblichkeit, den lässt es nicht mehr los. Fad ist es nur, wenn das Wasser tot ist und sich nichts rührt. Wenn aber ab und zu der Schwimmer in Bewegung kommt, oder die Schnur sich rührt, dann ist es voll Spannung. Man hat keine Zeit an etwas anderes zu denken, weil man immerfort lauert, bis es soweit ist, dass man anhauen kann, wodurch der Haken eindringt. Dann geht es aber los. Ist der Fisch klein und leicht, kann man ihn einfach herauswerfen oder ziehen, bei schweren Fischen muss man "Drillen" vorsichtig die Schnur einziehen, nachlassen, wieder ziehen und nachlassen bis der Fisch müde wird und sich auf die Seite legt. Das sind die aufregendsten Minuten. Manchmal hat man auch Pech und der Fisch geht im letzten Moment irgendwie ab, auch wenn er schon an Land ist. Manchmal zieht man auch einen Ast, oder Topf oder alten Schuh heraus oder bleibt so hängen, dass man ihn abreißen muss. Die höhere sportliche Kunst des Angelns habe ich erst später erlernt. Damals fing ich mit einer Rute, einem Stück Bindfaden, einem Kork und dem Haken an. Wenn der Kork tauchte, wurde er herausgeschleudert und man blieb manchmal an einem Baum oder Strauch über dem Wasser hängen. Natürlich war mir das Fischen damals verboten, ich hatte auch keine Angelkarte und durfte mich nicht erwischen lassen. Wenn es irgendwie herauskam, dass ich geangelt hatte, bekam ich

Haue, aber das hat nichts geholfen, es zog mich immer wieder zum Wasser. Wir gingen im Sommer auch fleißig Baden, Karl und ich, Meta kam als Mädels nicht in Betracht, war auch zu jung. Da wir zuerst keine Badehosen besaßen, badeten wir im Hemd oder nackt. Erst im flachen Wasser am Ufer, wobei wir uns oft im Uferschlamm tüchtig einschmierten, sodass wir bald schwarz wie Neger wurden, um uns dann im Wasser abzuspülen. Baden war nicht verboten, im Gegenteil kam der Vater gewöhnlich am Samstagabend mit und da wurden wir abgeseift. Manchmal nahm er uns auf die Schultern und schwamm weiter hinaus, wo es übermannstief war. Die Mutter habe ich nie kalt baden sehen, obwohl das Wasser in der March im Hochsommer sehr warm war. Der Sommer in Hradisch ist mir als eine ununterbrochene Reihe von Sonnentagen in Erinnerung mit einzelnen Gewittern. Es war dort viel sonniger, als später in Bielitz, das wir daher das Regennest nannten. Lemgo ist dann schon das Regenloch.

Einmal hatte ich mich beim Baden zu weit hinausgewagt und verlor den Boden unter den Füßen. Ich wurde von der Strömung mitgerissen, glücklicherweise war die große Eisenbahnbrücke nah, so dass ich mich im letzten Moment an einem Felsblock des Brücken - Pfeilerfundaments festklammern konnte, obwohl ich schon tüchtig Wasser geschluckt hatte. Dort begann ich zu brüllen und eine stramme Libussatochter, die unter der Brücke badete, schwamm heran und brachte mich an Land. Leider aber auf der anderen Seite und ich musste nackt über die Eisenbahnbrücke laufen, um zu meinen Kleidern zu kommen.

Schwimmen haben wir erst kurz vor der Übersiedlung in der Militärschwimmschule von einem am Ufer verankerten Ponton gelernt, wobei ich anfangs tüchtig geschluckt habe, weil der Militärschwimmlehrer nicht sanft mit uns umging. Später haben wir es bei Onkel Koczian, der über Sommer Leiter und Schwimmlehrer der städtischen Badeanstalt in Teschen war, vervollkommenet. Davon, dass ich beinahe ertrunken wäre, haben die Eltern nichts erfahren Karl klatschte nicht und sonst wusste niemand davon und ich rühmte mich natürlich nicht, weil ich sonst Haue bekommen hätte.

Einen scheußlichen Brauch hatten dort die Fischräuber an der sehr fischreichen March: sie warfen kleine Brotkügelchen, die mit einem Fischgift, es hieß "Kulifang", verknetet waren, ins Wasser. Die Weißfische nahmen es gierig und erschienen bald darauf wie betäubt, bäuchlings an der Oberfläche, wo sie mit Netzen eingeholt und sofort getötet wurden, weil das Fleisch sich leicht zersetzte und sie sonst nicht zum Genuss geeignet gewesen wären. Es ist eine Barbarei, ist aber trotzdem oft vorgekommen.

Wenn ich mich so allein herumtrieb, saß ich oft an Tümpeln und Löchern oder den verschlammten Gräben der ehemaligen Stadtmauer und wartete regungslos auf das Erscheinen des Wassermannes, den man mir als schreckliches Ungetüm mit Schuppenbart, Flossenfüßen und Riesenmaul geschildert hatte und der da hausen sollte und es auf Kinder abgesehen hatte, die er mit sich in die Tiefe nahm. Es

kam aber keiner, sodass ich bald den Glauben verlor dafür konnte ich Feuersalamander, Molche und Schnecken beobachten und später auch fangen, die ich zu Hause in Glaskrausen hielt, bis sie eingingen.

Ein beliebtes Schauspiel waren die Kartoffelfeuer nach der Kartoffelernte: das trockene Laub wurde gesammelt, je größer der Haufen, desto besser, je größer die Flamme und je dichter der Rauch, desto schöner. Nachgelesene Kartoffeln kamen hinein und wurden glühend heiß und mit verbrannter Schale und ohne Salz mit Genuss verzehrt. Nicht, weil wir hungrig waren, aber es war so romantisch, möglichst nahe am Feuer zu sitzen und mit hereinbrechender Dunkelheit die Feuer weithin aufblitzen zu sehen. Wenn wir dann nach Hause kamen, manchmal mit angesengten Augenbrauen oder Haaren, haben wir nicht gut gerochen.

Als kleiner Junge soll ich in Ermangelung anderer Spielsachen viel mit leeren Flaschen gespielt haben - man nannte mich den Flaschengucker, weil ich die Flaschen ans Auge gehalten und hineingeguckt haben soll. Davon soll ich dann das Schielen am rechten Auge bekommen haben! Auf Jugendbildern schiele ich sehr stark, es hat sich etwas gebessert, aber das Auge ist nicht normal geworden. Natürlich ist das Unsinn, das Auge war von Geburt an schwachsichtig, wie später im ersten Weltkrieg wiederholt konstatiert wurde. Das hat mich auch am Anfang vorm Frontdienst und nur vielleicht auch das Leben gerettet. Bei den riesigen Verlusten am Anfang hätte mir Gefangenschaft oder das Massengrab geblüht. So wurde

ich erst 1918, als der Krieg zu Ende ging bedingt felddiensttauglich. Ich glaube aber, dass das Schielen sich gebessert hätte, wenn man mich operiert hätte und ich Brillen bekommen hätte - vielleicht wäre es ganz gut geworden. Aber der Vater war dafür nicht zu haben, weil es Geld gekostet hätte. Er nahm es hin als etwas Gegebenes und ich musste später, als ich im Obergymnasium war, um eine Brille direkt kämpfen. Durch die Schwachsichtigkeit des rechten Auges wurde das gesunde linke überbeansprucht und ich war zuletzt so kurzsichtig, dass ich nicht lesen konnte, was auf der Schultafel stand. Habe mir geholfen, indem ich zwischen Daumen und Zeigefinger der Faust eine kleine Öffnung ließ und durchschaute. Es wirkte fast wie ein Kurzsichtigenglas.

Zum Augenarzt ging ich erst als ich in Wien war, auf Kosten der Universitätskrankenkasse, dort konnte ich auch meine Zähne in Ordnung bringen lassen - es war schon allerhöchste Zeit. Heute werden die Kinder wohl auch in der Schule untersucht und zum Arzt geschickt, auch wenn die Eltern es nicht wollen. Die Schwachsichtigkeit war ein Geburtsfehler, Hans schielte am linken Auge, Karl und Meta waren kurzsichtig nur bei Berti, Hugo und Josi waren die Augen gesund. Dabei war keines der Eltern irgendwie augenbelastet und auch die Geschwister der Eltern waren normalsichtig aber es muss doch unter den Ahnen einer gewesen sein, der uns die Anlage vererbt hat. Allerdings trugen damals die Menschen nicht so viel Gläser wie heute wo fast jeder 2. oder 3. Mensch ein Glas trägt.

Auch mit leeren Bierfässern soll ich viel gespielt haben - das war noch als wir beim Bürgermeister und Kolonialwarenhändler wohnten, weshalb ich der "Beckikulat" Fasselroller genant wurde.

In den ersten Jahren haben wir in Hradisch sehr oft die Wohnung wechseln müssen, einmal wohnten wir sogar in einem aufgelassenen Kaufmannladen am Ring. Die Räume waren nicht in gleicher Ebene, so dass man von einem Raum in den anderen über Stiegen steigen musste. Einmal war es wieder ein großes 2 - stöckiges Haus mit einem Innenhof und einer Holzveranda. Ich weiß nicht wie ich auf den Gedanken kam, aus dem Zimmer, gerade durch den oberen Fensterflügel auf die Außenveranda hinauszusteigen; Vielleicht hatte man mich eingesperrt, oder der untere Fensterflügel ging nicht auf. Jedenfalls habe ich beim Hinaussteigen die untere Scheibe mit dem Knie eingedrückt und zerbrochen und mich dabei an Händen und Beinen tüchtig geschnitten - die Narben waren noch jahrelang zu sehen. In demselben Haus erlebten wir auch ein arges Gewitter mit Hagelschlag. Die Schlossen waren fast eigroß und bedeckten den Boden des Hofes und der Veranda 20 cm hoch und die Fensterscheiben bei uns und in der ganzen Stadt waren kaputt. Das Eis habe ich natürlich gekostet, es war aber hauptsächlich kalt. Ein andermal lebten wir in einem einstöckigen Haus mit sehr dunklen Räumen. Dort war es auch wo die 2.Schwester nach Meta geboren wurde, sie wurde nach der Großmutter Josefine getauft, lebte aber nur 2 Wochen. Es war sehr traurig, die Mutter weinte viel und sprach von einem Engelchen. Die kleine Leiche lag weiß und kalt auf ei-

ner Bahre und die Kerzen, die mir am meisten imponierten flackerten und rauchten in dem finsternen Zimmer. Es roch nach Wachs und Blumen und dann kam ein Mann, nahm den kleinen Sarg unter den Arm und verschwand.

In der Nähe war eine Getreidemühle, ein altes Gemäuer mit einem großen Wiesengarten, wo ich mich viel herumtrieb. Es war interessant, wenn die Fuhren mit den Getreidesäcken ankamen, auf dem Buckel der Männer abgeladen und die knarrenden Holzstiegen hinaufgeschleppt wurden. Aufzüge gab es noch nicht und wenn die Säcke mit Mehl gefüllt waren, dann wurden sie auf einer Rutsche heruntergelassen und wieder aufgeladen. Alles war weiß und die Luft voller Mehlstaub. Wenn die Rutsche mal frei war, worauf wir lauerten, saßen wir schon drin und rutschten herunter, die Hosenböden mögen gut ausgesehen haben.

Weil wir keine ordentliche Wohnung bekommen konnten, hat der Vater dann gebaut, Ende der 80er Jahre. Auch der Onkel hatte schon ein Haus, 2 - stöckig mit großem Garten, aber damals lebte Hansi, das einzige Kind nicht mehr. Er war etwas älter als ich, ein hübscher Junge, aber mit traurigem Gesicht, er war immer sehr nett angezogen: Samtanzug, Stiefelchen und einem runden Hut am Lockenkopf. Er soll einen Herzfehler gehabt haben und man wusste, dass er nicht alt werden konnte. Trotz aller Pflege und ärztlicher Behandlung starb er, noch nicht 6 Jahre alt. Wir waren wenig beisammen, er saß immer traurig zu Hause und durfte nicht mit anderen Kindern spielen.

Vier Geburten hintereinander hatten die Mutter wohl angegriffen und sie musste nach Josefines Tod nach Luchatschowitz, einem Frauenheilbad in den weißen Beskiden an der ungarischen Grenze. Sie konnte dort, obwohl wir 3 kleine Kinder zu Hause waren, 6 Wochen bleiben, hatten wir doch unsere Perle, die Mari, die alles bis auf die fehlende Frau ersetzen konnte. Die Mutter hat sich jedenfalls gut erholt, denn 1889 konnte sie mit der Tante Albine nach Wien, das ca. 120 km, zwei Schnellzugstunden entfernt war, zum Begräbnis des Kronprinzen Rudolf fahren, der sich mit der Vetsere in Mayerling erschossen hatte, was aber offiziell nicht zugegeben wurde. Sie hat erzählt, wie schön es gewesen wäre, sie hatte immer eine Schwäche für pomphafte Trauer. Dann fuhren wir auch noch in den Schulferien nach Röwersdorf, wo wir in Großmutter' s Haus wohnten, ich in der "Bache" badete und fischte und dem Räuberhauptmann nachspürte. Ein Bähnle ging von dort nach dem Kreisstädtchen Hotzenplotz - so genannt, weil die ersten Ansiedler beim Anblick der Stelle gesagt haben sollen: „do hat's on Plotz“. Es war eine Schmalspurbahn mit vielen Windungen und Steigungen und wenn das Züggle den Berg hinaufkeuchte, dann sangen die Jungen: Uff. Uff, Uff, es geht das Bergle ruff, der Schulze spannt die Ochsen für und schärge tun die Passaschier.

Vergnügungsreisen, Dienstmädchen, Bad, Hausbau, Ausflüge, Wallfahrten, alles das gab's noch in den ersten Ehejahren, ein Beweis, dass der Vater mit seiner Quetsche wohl ganz gut verdient haben mag,

denn später, als wir schon 7 waren, gab es so etwas nicht mehr, der Vater sparte mehr als notwendig, es war schon fast Geiz. Die Mutter bekam 100 Kronen Wirtschaftsgeld im Monat und davon sollte sie 7 Kinder füttern und bekleiden! Es langte niemals und die Mutter kam aus den Sorgen nie heraus. Aber in Hradisch war es noch gut. Im Familienalbum war ein Bild, etwa aus 1887, denn Meta war noch nicht da, aber wohl schon unterwegs. Da sitzt der Vater, behäbig und breit mit einem Vollbart, vor ihm stehe ich mit einem weißblonden Wuschelkopf, heftig schielend und mit Vaters Uhr spielend, daneben sitzt die Mutter, mollig in einem hochgeschlossenen Kleid mit einem Cul nach der damaligen Mode, enger Taille und Giselazumpfern und vor ihr sitzt auf einem "Schamerle" im Kleidchen, finster blickend, Karl. Der Fasching wurde fleißig mitgemacht und der Purimball der Juden war ein Höhepunkt, von dem viel gesprochen wurde. Jeden schönen Sonntagnachmittag im Sommer wurde mit Kind und Kegel ausgerückt zum Militärkonzert der Jägerkapelle in einem Gasthaus an der March mit Gasthausgarten und Konzertpavillon. Dort soll ich, ich erinnere mich nur ganz dunkel, an der Brüstung auf einem Stuhl stehend, zum Gaudium des Publikums, mit einem Stöckchen in der Hand, während der Märsche und Tänze, die von der Kapelle schmissig gebracht wurden, Kapellmeister gespielt haben, wahrscheinlich haben mich die damals gerade aufkommenden Wiener Weisen von Strauss, Millöcker, Soupe, dazu begeistert. Der Vater schloss daraus auf musikalisches Gehör und ich bekam eine Geige. Natürlich keine Stradivari, sonder ein solides, neues Instrument und musste Violinstunden nehmen, habe

aber keine Ausdauer gehabt und aufgehört, als wir übersiedelten, was mir heute noch leid tut.

Ich habe Musik immer geliebt, besonders heitere und tragische und mir Melodien leicht gemerkt, aber keine Ausdauer gehabt. Der Vater, der auch von Musik leicht begeistert wurde, hat uns trotz seiner Sparsamkeit in Bielitz ein Klavier gekauft und mir, Karl und Meta Klavierstunden bei der Baczynski geben lassen, aber wir haben es keiner so weit gebracht, dass wir vom Blatt hätten spielen können.

Wenn wir in Hradisch Sonntagnachmittag zu Hause bleiben mussten, dann wurde der Vater solange gequält, bis er in die Tasche griff und uns mit einem Silberzehner ein "Fest" gab. Dann zogen wir, froh lockend zum Zuckerbäcker in der Mittergasse und wählten wohl - bedacht Stück für Stück, abgezählt für jeden ,nach seiner Lieblingsspeise, Indianerkrapfen, Schmetenrollen, Schokoladentorte, Linzerteig - sie wurden im Triumph nach Hause gebracht und mit Andacht verzehrt, eigentlich verschlungen, nur Meta ließ sich Zeit und brachte es sogar fertig, etwas für später aufzuheben. Die Sachen waren so billig, dass man sich heute kaum eine Vorstellung davon machen kann und das Geld war rarer und viel mehr wert als heute. Wir sahen meist nur Kupfer, ein Vierkreuzerstück war so groß wie ein Taler, meist schon sehr abgewetzt, weil die Münzen meist schon 20 - 30 Jahre im Umlauf waren. Banknoten von 1 und 2 Gulden, sogar bis 5 Gulden habe ich nie gesehen, noch in der Hand gehabt. Soviel Geld erweckte ehrfürchtiges Staunen. Später kamen statt Gulden und Kreuzer

Kronen und Heller. Eine Krone in Silber war so groß wie heute ein 10 Pfennigstück und hatte 100 Heller.

In Hradisch sind Karl 86 und Meta 87 geboren, dann kam Josefine und 1892 Hans, an deren Geburt ich mich natürlich nicht mehr erinnern kann, die 3 Jüngsten kamen als ich schon älter war und mir anfang darüber Gedanken zu machen, ohne das Richtige zu erraten. Dass der Storch sie brachte, habe ich schon in Teschen nicht mehr geglaubt, als 1896 Josi kam und bei Hugo und Berti 1898 und 1900 kannte ich schon den richtigen Vorgang und schämte mich, so junge Geschwister zu haben. Nur die körperlichen Veränderungen der Mutter fielen mir schon früher auf, bei Josis Geburt bzw. Taufe war ich 12 Jahre und erinnere mich genau an das Taufessen. Man sprach da viel von einer Romfahrt der Mutter und es gab andere Andeutungen, die mir schleierhaft waren, aber ich begann schon zu ahnen.

In dem erwähnten Gasthaus an der March, an einem Steilufer war auch der Sitz des Rudervereins mit einem Bootshaus und einer verankerten Plattform, dort konnte man Boote mieten, auf der March gondeln und die Übungen des Rudervereins in ihren schlanken Rennbooten bewundern. Ein beliebter Bootsausflug war nach Jaroschau, einige km stromauf mit einer weithin bekannten Brauerei - das Jaroschauer Bier war in ganz Mähren, sogar bis Wien bekannt. Es gab einen großen, schattigen Brauhausgarten und Konzerte. Die Gegend war sehr musikfreudig, überall wurde gezeit und Harmonika gespielt und geblasen. Wenn in der Druckerei die Saure - Gurkenzeit kam,

Juli, August, dann machte der Vater das, was man heute Betriebsausflug nennt, mit seinem Druckereipersonal, das höchstens aus 2 Mann: Setzer und Drucker bestand. Ein Leiterwagen wurde gemietet, von Ochsen gezogen, die ganze Familie mit der Mari verladen, ein Fassel Bier, Fleisch für Gulasch, Wurst, Käse, Kuchen und anderes, sogar Lampions gekauft. Und hinaus ging's im Ochsentrab auf schlechten Straßen in die bewaldeten Hügel am linken Marchufer, bis man ein geeignetes Plätzchen gefunden hatte. Dort wurde ausgepackt, Decken gelegt, ein Feuerchen gemacht, das Fässchen angeschlagen, Gulasch gekocht gegessen und getrunken, bis man sich nicht mehr rühren konnte und ein Schläfchen machte. Das Feuerchen wurde von uns mit Liebe und Brennholz gehütet, während der Vater seinem Privatvergnügen nachging, dem Vogelstellen. Abseits im Walde legte er Leimruten aus streute Körner und Brotkrumen und wartete. Es dauerte meist nicht lange, da klebte ein Vogel an den Ruten, der vergebliche Versuche machte, zu entfliehen. Der Vater hatte es meist auf kleine Singvögel, Zeisige, Finken abgesehen, die er in einen mitgebrachten Käfig steckte und zu Hause zum Singen abrichtete.

Die armen, verängstigten Geschöpfe taten mir sehr leid, sie hatten bei den vergeblichen Befreiungsversuchen viel Federn verloren und sahen sehr gerupft aus, wenn sie als unbrauchbar herausgelassen wurden. Manchmal fing sich auch ein Rebhuhn oder eine Wachtel - die wurden verspeist - oder ein Kuckuck. Der Vater war ein Tierliebhaber, wobei aber der Nützlichkeitsstandpunkt wichtiger war. Außer dem unver-

meidlichen Kanarienvogel und den gefangenen Singvögeln gab es Hühner, Tauben, Gänse, eine Zeitlang eine Ziege und ein Schwein und immer einen Hund. Im neuen Haus war das die Anni, eine Straßenmischung von einer Dachshündin, klein, schwarz, die jedes Jahr Junge warf, die in einer Bütte ertränkt wurden, wobei wir neugierig zusahen und einen grauen Kater, der es auf die Singvögel abgesehen hatte. Er langte mit der Pfote in den Käfig und wenn er den Vogel erwischte, dann zog er den Kopf zwischen den Sprossen heraus und biss den Kopf ab, der Rest blieb traurig im Käfig liegen und der Kater verschwand für einige Zeit, bis er wieder vorsichtig zum Vorschein kam. Sehr oft aßen wir Zicklein, die wir selbst zu dem Mann tragen mussten, der dieses edle Schächtergewerbe betrieb. Und wir standen unbewegt dabei, wenn es jammernd abgestochen wurde und abgehäutet wurde und uns in das Fell verpackt, übergeben wurde. Karnickel brachte der Vater selbst um, indem er ihnen einige Genickschläge versetzte. Auch das jährliche Schweinschlachten war vom Abstechen bis zum Wurstmachen und Einpökeln für uns ein Schauspiel, ohne dass wir uns der Grausamkeit und Widerlichkeit des Vorgangs bewusst wurden. Dann gab es das "Stichfleisch" (Wellfleisch) und frische Graup- und Leberwürste und den ganzen Winter Selchfleisch mit Kraut und Knödeln, Vater Lieblingsspeise, immer am Mittwoch. Der Speisezettel für die ganze Woche stand unwiderruflich fest; am Sonntag ein Braten und Torte, zum Braten Knödel, Kartoffeln wurden wenig gegessen, Montag, Dienstag, Donnerstag und Samstag meist Rindfleisch mit Soße, Kartoffeln und eine böhmische Mehlspeise - Nudeln, Nockerln, Plinsen,

am Freitag wurde "gefastet" d.h. kein Fleisch gegessen, dafür ausgiebige Mehlspeisen: Hefeknödeln oder Buchteln, Reis, getrockneten, eingeweichten Stockfisch, der gebraten und mit gerösteten Kartoffeln ausgezeichnet schmeckte, oder einen riesigen Apfelstrudel aus Blätterteig, der auf der Tischplatte ausgezogen und mit Zucker, gerösteten Semmelbröseln, Apfelschnitten und Rosinen bestreut und gerollt wurde, wobei ich half, wo ich konnte. Die beiden Endstücke, der "Pegatsch", die meist nur aus Teig bestanden, waren der Abfall, der aber trotzdem gewürdigt wurde, wenn von dem guten Strudel nichts mehr übrig war. Die Knödel meiner Mutter waren sehr einfach: in Würfel geschnittene alte Semmeln wurden mit Milch, einem Ei und Mehl angerührt, in der Hand zu Knödeln geformt und im Wasser gekocht, bis sie durch waren. Sie durften weder außen noch innen klebrig sein. Zu jedem Bratensaft oder jeder Soße mit Kraut, auch einfach nur mit brauner Butter übergossen, schmeckten sie mir ausgezeichnet, noch besser, wenn sie am Abend in Scheiben geschnitten und geröstet waren. Seit ich nicht mehr bei der Mutter esse, bis zu unserer Hochzeit 1911 habe ich sie nicht mehr bekommen. Was später auf den Tisch kam, waren Semmelknödel, vielleicht mit besseren Zutaten und ebenso gut oder vielleicht besser, aber ich konnte nicht vergleichen und habe mir immer eingebildet, dass die Knödel der Mutter besser waren. Auch die Plaumen und Marillenknödel, hier nennt man sie Klöße, verstand die Mutter gut zuzubereiten - Teig in richtiger Zusammensetzung und Dicke - aber immer zu wenig, besonders später, als wir schon 7 waren. Gemüse haben wir nie viel gegessen außer Sauerkraut und

Häuptel - und Gurkensalat, gab es viel Kohlrüben und Möhren, die mir immer ein Graus waren.

Meine Abneigung gegen süßliche Möhren habe ich heute noch nicht überwunden, besonders wenn sie mit Einbrenne gemacht sind - eher noch gesotten und mit brauner Butter übergossen. Das eingebrannte Gemüse scheint eine deutsche Erfindung zu sein, man schmeckt mehr die Soße und der Gemüsegeschmack geht verloren, die Franzosen, die ja Feinschmecker sind, kennen das nicht. Gern hatte ich auch immer Suppen, aber keine eingebrannten, sondern klare Fleischsuppen, eventuell mit Reis oder dünnen Nudeln, auch Pilze aß ich gerne, ebenso Linsen, Erbsen schon weniger und Bohnen kamen überhaupt nicht auf den Tisch.

Das, Schießen und die Vorliebe für Waffen hat uns Karl und mir, der Vater beigebracht. Er war ein guter Schütze und trug stolz die Schützenschnüre auf seiner Jägeruniform. Da war eine alte Büchse - Vorderlader - kurzer dicker Lauf und 4 mm Kaliber, mit der lernten wir bald umgehen und schossen im Hof auf die Scheibe. Die Schrote mussten mit Ladestock eingetrieben werden, dann wurde ein kupfernes Zündhütchen aus die Perkussionsdüse aufgesetzt, es krachte ganz gut und ging fast 1 cm ins Holz, war für Kinder nicht ungefährlich aber es ist nichts geschehen, obwohl wir kaum 10 Jahre alt waren sind wir doch vorsichtig damit umgegangen. Der Vater schoss damit auch Spatzen und fremde Tauben und hat auch einmal ein Huhn durch regelrechten Kopfschuss umgelegt. Karl schoss besser als ich, weil ich rechts

nicht zielen konnte und schon damals links anlegte. Gefährlicher war schon die Spielerei mit den Zündhütchen, die wir auf ein Schwefelhölzchen, schwedische gab es noch nicht - steckten und auf dem Erdboden anzündeten. Das musste schnell geschehen, denn wenn das Hölzchen bis zum Kopf abbrannte, dann explodierte das Knallquecksilber im Hütchen und die Kupfersplitter flogen herum, ein Splitter im Auge und das Malheur wäre da gewesen. Auch da ist nichts passiert, weil wir schnell Deckung suchten, es ist überhaupt verwunderlich, dass bei den vielen unbewussten Gefahren, die wir mitmachten, nie etwas geschehen ist.

Der Vater hatte von 1880 bis 1883 seine 3 Jahre abgedient, beim 5. Jägerbataillon, das sich aus Nordmähren und Schlesien rekrutierte und zu dem ich auch 1915 einrückte. Das Bataillon stand damals in Brody in Galizien, knapp an der russischen Grenze. Zu Hause hatte wir noch ein Gruppenfoto, wo er als Patrouilleführer (1 Stern) mit den anderen Chargen und Offizieren seiner Kompanie drauf ist, jugendlich, noch ohne Bart, die Ähnlichkeit mit Karl ist nicht zu übersehen. Später kam das Bataillon nach Hradisch und er hatte es sehr leicht mit den Waffenübungen und er brachte es bis zum Reservefeldwebel. Vielleicht haben die 3 Jahre in Brody ihn zu sehr angestrengt, denn er hatte nachher einen Herzfehler, den er durch zu viel Bier noch verschlechterte, Mit den Offizieren des Bataillons scheint er sehr gut bekannt gewesen zu sein, was die Mutter ausnützte und sich von den Offizieren hofieren ließ. Sie muss damals eine hübsche, lebenslustige Frau gewesen sein, die

gerne tanzte und flirtete. Ich erinnere mich noch an den Namen eines Hauptmanns Sara, der ihr besonders den Hof gemacht haben soll. Wenn am Abend auf dem Ringplatz Promenade war und die Jägerkapelle spielte, nahm sie mich mit dem Zuruf mit: komm wir gehen "sabla brink" zu deutsch "Säbel kling" auf dem Straßenpflaster. Ich glaube, dass es harmlos war und das nichts geschehen ist, was ihrem Ruf geschadet hätte, obwohl speziell Hans darüber später anderer, weniger guter Meinung war und sogar vermutete, Karl wäre der Sohn dieses Hauptmanns Sara, eines polnischen Offiziers gewesen wogegen die auf dem Foto deutliche Familienähnlichkeit spricht und auch der Umstand, dass so etwas in einer Kleinstadt und bei dem jähzornigen und misstrauischen Naturell meines Vaters nicht ohne Folgen geblieben wäre, Ich denke da zu gut von der Mutter, als dass ich ihr einen solchen Fehltritt zugemutet hätte, ich habe auch nie etwas gehört und auch später nirgendetwas beobachtet und weiß nicht, woher Hans seine Wissenschaft haben könnte. Allerdings war Hans später Vaters Lieblingssohn, weil er ihm am meisten physisch und moralisch ähnelte, er war aber erst 12 Jahre alt, als der Vater starb. Jedenfalls konnte der Vater, der mit allen Offizieren dienstlich und außerdienstlich gut bekannt war, seiner Frau nicht verbieten, sich den Hof machen zu lassen, wobei es auch blieb.

Die Kaserne des Bataillon war am Ring, neben der Pfarrkirche und war ein altes Gemäuer, das mit der Rückseite an den Park grenzte, in dem das Gymnasium stand. Oft konnte man sehen, wie die Marssöhne durch die vergitterten Fenster Kommisbrotlaibe

durchquetschten und an einem Spagat herunterließen. Dort warteten schon die Abnehmer, steckten die Kreuzer in ein Stück Papier, das mit dem Spagat hinaufgezogen wurde. Auch Kommistabak wurde so gehandelt, jeder Soldat bekam alle 10Tage ein Päckchen Pfeifentabak. Die Garnison war für die Kleinstadt sehr belebend, es war immer was los, meist Musik. Vor der Kaserne am Ring war die Wachablösung und Retraiteblasen um 9 Uhr abends. Wenn ein Offizier, und war es der jüngste Leutnant, vorbeiging, brüllte der Posten:

Gewähr herraus! die Wachmannschaft stürzte aus der Wachstube und präsentierte, der Offizier salutierte dankend und ging weiter Manchmal kam es vor, dass ein Sohn Libussas in der Aufregung oder vielleicht auch mit Absicht "Puske wen" brüllte: tschechische Übersetzung des Alarmrufes - was ihm Krummschließen einbrachte. Mannschaft und Offiziere waren ein kleines Abbild des alten Österreich, Polen, Tschechen und andere Nationen, dazwischen 1/4 Deutsche, aber Kommando und alle Äußerlichkeiten waren deutsch. Ich erinnere mich noch an einen lustigen Abend im neuen Haus • Es wurde fest getrunken und es musste irgendwie etwas gewettet worden sein, plötzlich erschien die Mutter in der Uniform des Vaters, die nur an den Hüften knallte, aber sonst ganz gut passte, Mütze im Haar und ließ sich stramm salutierend bestaunen. Die Heiterkeit war groß und wurde noch größer, als die Mutter die Taschen untersuchte und plötzlich eine 5 Guldennote herauszog, die der Vater wahrscheinlich von der letzten Waffenübung vergessen hatte. Er protestierte zwar und wollte die

Note zurückhaben, aber die Gesellschaft sprach sie einstimmig der Mutter zu, die immer knapp an Geld war. Es ist noch ein Beweis, dass es damals beim Vater noch nicht knapp war, denn 5 Gulden waren viel Geld, etwa 50 Mark nach heutigem Geld. Wenn der Vater auf so etwas vergessen konnte, musste es ihm recht gut gegangen sein, später, als er zu sparen begann, wäre es ihm nicht möglich gewesen, da wusste er immer auf Heller und Pfennig genau, wie viel Geld er bei sich hatte.

Sonntagvormittag nahm mich der Vater in die Kirche zum Hochamt mit. Wir saßen oben im seitlichen Kirchenchor, wo es hell und freundlich war, während das Schiff unten im dämmrigen Dunkel lag, von Weihrauchwolken durchzogen und nach Menschen und Leder riechend. Die Vorgänge am Altar waren weniger interessant und ich tat, was ich die anderen tun sah, wenn es klingelte dann kniete ich nieder oder stand auf und lernte mich bekreuzigen. Mein Interesse galt der großen Orgel mit den riesigen blinkenden Pfeifen, die so schöne Musik machten, noch mehr aber den Jungen, die die Orgel traten und denen, die am Altar ministrieren durften. In Hradisch ging ich auch, kaum 10 Jahre alt zur ersten Kommunion. Es war ein großes Ereignis, vor dem man mir Respekt eingeflößt hatte. Ich wurde geschrubbt und gestriegelt und durfte den neuen, für diese Feier extra geschneiderten, dunklen Samtanzug anziehen und die Mutter und Mari passten auf, dass ich ja nicht vorher aß oder trank, das wäre eine Todsünde gewesen und hätte die erste Kommunion entweiht. Schon 2 Jahre später war Firmung und obwohl ich erst 12 Jahre alt war,

wurde ich gefirmt, weil der Bischof nur alle 4 Jahre kam.

Es war der damalige Erzbischof von Olmütz, Dr. Kohn. Er war der Sohn jüdischer Eltern, der Vater lebte noch, und er hatte es trotzdem so weit gebracht. Das Olmützer Domkapitel war sehr reich an Grundbesitz, Häusern und Industrien und Dr. Kohn war nicht nur ein strenger katholischer Bischof, sondern auch ein tüchtiger Geschäftsmann, schon zu tüchtig, denn er wurde später unter Krach abgesetzt. Es war ein strahlender Frühsommertag, der ganze Ring war mit frischem grünen Schilf belegt, die Häuser geschmückt und es war ein großes Gedränge. Der Erzbischof in violetterm Talar mit der hohen Bischofsmütze und dem Krummstab, ging von einem Firmling zum anderen, die Assistenz reichte ihm einen Silberteller mit dem heiligen Öl und einem Wattebausch und damit salbte er jedem die Stirne und gab ihm einen sanften Backenstreich und murmelte das Ritual, hinter dem Firmling stand der Firmpate - ich kann mich nicht mehr erinnern, wer das gewesen ist, und legte dem Firmling die rechte Hand auf die Schulter. Es waren unter den Firmlingen nicht nur Jungen und Mädchen, sondern schon erwachsene Leute, die auf das Patengeschenk und die nachfolgende Feier mit Essen und Trinken spekulierten. Ich glaube, dass ich vom Firmenpaten eine silberne Zwiebeluhr bekommen habe, mit Kette, die ich jahrelang getragen habe, ohne dass sie kaputt gegangen wäre. Der Abschluss war ein großes Essen zu Hause mit Bier, Wein und Schnaps, bei dem es recht lustig zugegangen ist. Die jährliche Fronleichnamsprozession war auch sehr fei-

erlich. Auch da war der Ring mit Schilf ausgelegt und an den 4 Seiten waren Altäre errichtet. Die Prozession ging von der Kirche hinaus, vor dem Pfarrer, der unter Assistenz unter einem Baldachin die Monstranz trug, gingen Blumen streuende Mädchen, hinter dem Baldachin die höchsten Beamten und Würdenträger und die Honoratioren der Stadt. Auf dem Marktplatz stand eine Kompanie Militärassistenten, die Prozession ging von Altar zu Altar und bei der Wandlung, wenn das Glöckchen bimmelte, wurde der Ehrensalue feuert. Der kommandierende Hauptmann: Habt acht! Ladet! Hocken! Feuer!. Die alten Werndlgewehre krachten, der Pulverdampf roch brenzlich, Papierfetzen flatterten nieder und die ausgeschossenen Patronen fielen zur Erde. Um die gab es nachher ein großes Geraufe unter den Jungen. Je besser die Salve klappte, je einheitlicher sie war, umso schöner. Wehe, wenn ein Schuss zu spät kam, das störte die ganze Feier und der unglückliche Schütze wird es gebüßt haben. Das Schießen beim Fronleichnamfest war für uns die Hauptsache und wurde mit größter Spannung erwartet. Eine scharfe Patrone von dem Werndlgewehr, 11 mm Kaliber, fast 10 cm lang und schwer, habe ich jahrelang aufgehoben und mit dem Gedanken gespielt, sie in den Ofen zu werfen das hätte eine gute Explosion gegeben, ich habe es mir aber immer wieder überlegt und sie später vergraben.

Die Juden spielten damals eine große Rolle in Hradisch und anderen mährischen Orten, sie hatten die meisten Geschäfte, speziell Eisen, Leder und Textil und waren wohlhabend und reich, sodass sie ihre Söhne studieren ließen, meist Jus und Medizin und

die Töchter schön anziehen konnten. Der christlichen Masse ging es lange nicht so gut, vor allem den schlecht besoldeten Beamten, Lehrern und Offizieren. In der Volksschule, in die ich 1890 eintrat und noch mehr im Gymnasium waren viel jüdische Schüler, unter den wenigen Abiturienten, wenigstens die Hälfte. Die Juden hatten natürlich einen Tempel und oft standen wir am Freitagabend am Portal und hörten mit leichtem Schaudern die eintönigen, fremdartigen gutturalen Gesänge und sahen in den Häusern die Schabbeskerzen aufleuchten. Doch waren am Samstag die jüdischen Geschäfte offen, es waren keine orthodoxen, strenggläubigen Juden, wie später in Bielitz.

Sie schlossen sich auch nicht von der übrigen Bevölkerung ab und bildeten keine Kaste, auch kamen oft Mischehen vor. Die übrige Bevölkerung war streng katholisch und bigott und als ein evangelischer Turnlehrer an das Gymnasium versetzt wurde, gab es einigermaßen Aufregung und die Mutter sprach von dem "Luther" als ob er ein Menschenfresser wäre und wir sahen seinem Auftreten mit Gruseln entgegen - er entpuppte sich aber als ein Mensch wie jeder andere und die ihn für Teufelähnlich gehalten hatten, waren enttäuscht. Obwohl ich in Hradisch die erste und teilweise auch die zweite Gymnasialklasse besuchte, habe ich keine Erinnerung an den Lateinunterricht, der schon in der ersten Klasse begann. Nur dass das Gymnasium, ein großes Gebäude mit hallenden Korridoren war, das in einem Park mit großen alten Platanenbäumen stand. Vor dem Gebäude war ein Blumenrondell und im Park sah man viele Kin-

dermädchen mit Kinderwagen. Der Direktor hieß Peratoner, ein alttiroler Name und war ein großer Mann mit einem mächtigen Backenbart. Er mag sich wohl in der flachen Gegend nicht wohlgeföhlt haben, aber so war es im alten Österreich: der Tiroler kam nach Mähren und der Mährer oder Schlesier nach Salzburg oder Klagenfurt. Polen und Tschechen unterrichteten in den Alpenländern und Deutschösterreicher in der Bukowina und in Böhmen. Es lag ein gewisses System darin, die Nationalitäten durcheinander zu schütteln, bei allen Staatsbeamten und besonders bei den Offizieren der alten K&K-Armee war das so. Das Einzige war die deutsche Sprache, die jeder höhere Staatsbeamte beherrschen musste, manchmal gut, sodass man den Anders - Nationalen kaum merkte, sehr oft aber ziemlich mangelhaft. In der K&K-Post waren die Tschechen sehr verbreitet, man sprach von den "Postwenzeln", auch im Lehrfach gab es viele Tschechen, die vor den anderen Völkern am meisten Gelegenheit hatten Deutsch zu lernen. Die Polen bevorzugten den Eisenbahndienst, es waren meistens Staatsbahnen. Von den Lehrern meiner Anstalt war der Geographie - und Geschichtsprofessor, ein kleiner buckliger Mann mit großer Glatze und großen Kindern, den ich oft auf seinen Spaziergängen um die Stadt traf. Geographie und Geschichte waren schon damals mein Lieblingsfächer. Der Mathematiklehrer hieß Pisek und war natürlich ein Tscheche, ebenso wie der Religionslehrer, der ein sehr hartes Deutsch sprach. Das Theologiestudium war bei den freiheitlichen Deutschen, außer in den dunkelsten Alpenländern nicht beliebt, deshalb war die katholische Priesterschaft sehr stark mit Slawen durchsetzt, auch in

Bielitz und Teschen waren die Religionslehrer Polen, der eine Ordenspriester, der andere Dr.Theol. Biolek, ein unduldsamer Fanatiker. Obwohl ich erst in die unterste Klasse ging, wurde ich zum Jahresschulabschluss auch von den obersten Jahrgängen gewürdigt - der Vater druckte, wie auch später in Bielitz - den Jahresbericht des Gymnasiums und dort waren die Klassifikationsergebnisse einige Tage vor Schulschluss abgedruckt und das interessierte natürlich die Herren aus der Oberklasse sehr. Man versuchte, mich mit Geld, Süßigkeiten und guten Worten zu bewegen, einen Abzug der betreffenden Seite zu machen, aber ich war damals wohl noch zu dumm, dass ich in der Druckerei Bescheid gewusst hätte oder zu ehrlich. In Bielitz habe ich mich schon ausgekannt, aber niemals ein Geschäft daraus gemacht, sondern mich nur mit meiner Wissenschaft aufgebläht.

Von der Volksschule weiß ich nichts mehr, als dass mein Lehrer Hadina, der ein ganz junger Lehrer war, aus Skotschau nach Hradisch gekommen war, 30 Jahre später in Biala Schulleiter wurde. Im Familienalbum war auch ein Gruppenbild aus der Volksschule, da sitze ich nahe beim Lehrer, mit weißem Wuschelkopf, schielend und die Finger auf den Knien gespreizt.

Im Herbst, wenn die Zuckerkampagne begann, zogen wochenlang die hochbeladenen Fuhren mit den Rüben durch die Stadt, bespannt mit riesigen, fahlgelben Ochsenpaaren, deren Hörner fast meterlang waren. Es war auch die Zeit der Drachen. Papier und Kleister

war ja da und der Vater baute uns die ersten Drachen, bis wir selbst so weit waren. Wir brauchten nicht mit Material zu sparen und waren sehr berühmt unter den Drachenkollegen, weil wir meist den größten hatten, über einen Meter groß und fast ebenso breit, Ein "Staberl" spanisches Rohr wurde gebogen und an der Kreuzstange befestigt, die beiden Seiten nach unten gespannt und das ganze mit buntem Papier überzogen. Es musste genau ausbalanciert sein, weil der Drache sonst nicht stieg, dazu ein mehrere Meter langer Schwanz aus Papierschnitzeln und am Ende eine mächtige Quaste. Wir waren bald Meister in der Kunst und haben auch andere beliefert. Auf den abgeernteten Stoppelfeldern ließ man sie steigen, man wickelte etwas Schnur ab, einer nahm die Schnurrolle, der andere balancierte den Drachen, dann ging es im Laufschrift, bis der Drache anfang zu steigen. Manchmal purzelte er auch und schoss kopfüber herunter, wobei meist der Papierüberzug platzte, was aber weiter nicht so arg war, weil man es mit Papier und Kleister flicken konnte. Wenn er endlich stieg, wurde immer mehr Schnur gegeben, bis 100 m und wenn der Wind gut war, hielt er sich stundenlang oben, bei starkem Wind konnten wir ihn oft nicht halten und das Einziehen war anstrengend.

An Weihnachten in Hradisch kann ich mich merkwürdigerweise nicht erinnern. Sicher gab es einen Baum mit Geschenken und Karpfenessen, das einzige Mal im Jahr und wir haben damals noch fest an das Christkind geglaubt. Später in Bielitz haben wir 3 Älteren den Baum für die jüngeren Geschwister geschmückt. Die Mutter war schon in Hradisch durchaus

nicht sanftmütig, es gab schon damals manchen Krach, besonders als sie es darauf anlegte, dem Vater, der ein starker Zigarettenraucher war - er rauchte den 17er, ein Päckchen von 25 g kostete 17 Kreuzer und drehte sich die Zigaretten selbst - das Rauchen abzugewöhnen. Nicht aus Gesundheitsgründen, sondern weil es die Zimmer verräucherte und die Vorhänge schädigte, Der Vater gab schließlich nach, aber dafür begann er zu schnupfen, was jedenfalls nicht sehr appetitlich war und einen großen Verbrauch von Taschentüchern zur Folge hatte. Das Waschen der großen roten Tücher mit den Schnupftabakresten wird kein Vergnügen gewesen sein. Ich musste ihm oft seine Ration holen und verlangte nach Weisung: „für 4 Kreuzer Tiroler mit Rapee“, das war seine Mischung. Er behauptete später, es wäre gesünder als das Rauchen, besonders wenn er nach dem Schnupfen ordentlich niesen konnte, was meist mit einem leichten staubigen Sprühregen verbunden war. Ich habe natürlich beides versucht, Rauchen und Schnupfen, das letztere biss zu sehr in der Nase und das Rauchen im Mund - es waren Kastanienblätter oder trockene Barte von Kukuruzstauden, in Zeitungspapier eingewickelt und gar nicht gut aber es musste ausprobiert werden. Wenn der Vater schnupfen wollte, zog er die große beinerne Dose aus der Hosentasche, klopfte erst tüchtig auf den Deckel und dann nahm er zwischen Daumen und Zeigefinger 2 tüchtige Prisen für beide Nasenöffnungen, wobei immer etwas von dem kostbaren Pulver danebenfiel. Dann kam der Niesreiz, das Gesicht verzog sich und es folgte ein mehrmaliges "Hatschi", wobei es üblich war, Prost zu sagen, und dann trat das riesige rote

Taschentuch in Aktion. Er liebte auch gutes Essen, sagte aber bei Tisch nie ein Wort, wenn es einmal weniger nach seinem Geschmack war, schon der Kinder wegen. Ohne Bier konnte er nicht auskommen. Jede Woche kam von der Brauerei ein 1/4 Hektoliter Fässchen, das wurde auf Flaschen abgezogen und verkorkt und in den Keller getragen. Das Bier trank er fast alleine aus, die Mutter trank höchstens 1 Glas, er hat also jeden Tag fast 3 L Bier konsumiert, meist nach dem Abendessen und das hat auf die Dauer dem Herz nicht gut getan. Wir verabscheuten das Bier, weil es bitter war, unser Lieblingsgetränk waren die Kracherln, gesüßte, kohlenstoffhaltige Fruchtsäfte. Auch Schnaps gab es immer zu Hause, der wurde selbst gemacht, meist Kümmel oder Pfefferminz. Ein Liter 96% Spiritus wurde mit 2 Litern abgekochtem heißem Wasser, vermischt und tüchtig Zucker zugesetzt, dann kam die Essenz dazu und es wurde abgefüllt und gekühlt. Das war meist für Gäste vorgesehen, aber hier und da genehmigten sich die Eltern auch ein Stamperl und wir durften es dann auslecken. Für verdorbenen Magen war immer ein Fläschchen "Borowitscher" als Medizin da.

Die Druckerei, weit und breit die einzige, weil das Gewerbe konzessioniert war, muss gut gegangen sein. Kunden waren: die Stadtgemeinde, die staatlichen Ämter, Brauerei, Zuckerfabrik, Schulen und Industrien der näheren und fernen Umgebung, auch viel Familiendrucksorten. Am besten bezahlt wurden die Partezettel, das sind Todesanzeigen im Quartformat, die immer sehr eilig waren und zu jeder Tageszeit geliefert werden mussten. Als einmal der Graf Chorinski,

ein mährisches Adelsgeschlecht, gestorben war, mussten sie in der Nacht gedruckt werden und am nächsten Vormittag brachte sie der Vater selbst - es waren 1500 Stück - mit der Bahn nach Ung. Ostra in das gräfliche Schloss, wobei wir mitfahren durften. Es wurde natürlich sofort bezahlt, es waren soviel ich mich erinnere, 80 Gulden und da hat der Vater sicher auch die Kosten unserer Fahrt, es waren gegen 40 km, eingerechnet, Wir bekamen auch noch ein Frühstück und dann haben wir das Schloss besichtigt und den herrlichen Garten und die Gewächshäuser bestaunt.

In der Druckerei, die in einem Anbau in einem kleinen Saal, in direkter Verbindung mit der Wohnung untergebracht war, stand eine Schnellpresse, deren Ausmaße mir in der Erinnerung riesengroß vorkamen, eine Tiegeldruckpresse und eine "Bostonpresse" für Visitenkarten und andere Kleindrucksachen, eine Schneidemaschine und andere Hilfsmaschinen. Alle wurden mit Menschenkraft bewegt. Strom gab es noch nicht in Hradisch, ein Gasmotor wäre zu teuer gewesen, es gab billige Arbeitskräfte aus dem Kreisgefängnis, mit dessen Leiter der Vater gut bekannt war und das uns gegenüber lag. Die leichten Sträflinge wurden gegen eine ganz billige Gebühr ausgeliehen, tag - und wochenweise, ein Gefangenenaufseher brachte sie in ihren grauen Drillichanzügen und holte sie wieder ab. 2 Mann mussten an der Schnellpresse stehen und drehen, der Tiegel musste getreten werden. Sie bekamen zu essen, trinken und rauchen und kamen sehr gerne. Es waren meist ganz harmlose, gutmütige Menschen, die irgendetwas aus-

gefressen hatten und es wochen oder monatelang absaßen. Ich habe mich vor ihnen gar nicht gefürchtet und es gab auch meines Wissens keine Unannehmlichkeiten. Wenn einer es darauf abgesehen hätte zu türmen, wäre ihm das nicht schwer gefallen.

Es gab auch noch keine Wasserleitung und keine Kanalisation, die Senkgruben mussten oft ausgepumpt werden. Das Trink und Kochwasser musste man vom Ring, 5 Min. vom Haus aus einem öffentlichen Auslaufbrunnen, um den es oft eine Versammlung der Weiblichkeit gab, geholt werden, was man selbstverständlich fand und wogegen sich niemand auflehnte. Gebrauchswasser gab es an einer Pumpe in unserer Gasse mit einem großen Schwengel und einem Auslaufrohr, an dem man turnen konnte. Oft habe ich da meine Künste gezeigt, wenn die von mir verehrte "Prillinger" vorüberging. Es war die Tochter des Schlachtermeisters, ein rundlicher Backfisch mit langen Zöpfen - ich war vielleicht 11 Jahre, die ich glühend verehrte. Sie kam zu bestimmten Stunden regelmässig durch unsere Gasse und ging in die Musikstunde. Wenn sie fällig war, dann lauerte ich an der Haustüre und sah ich sie kommen, dann stürzte ich zur Pumpe und zeigte an dem Rohr meine Künste, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Ob es mir gelungen ist, weiß ich nicht, weil ich sie nicht anzusprechen wagte. Sie war ja schon ein Fräulein und ich ein Gassenbub - eine Tschechin trotz des urdeutschen Namens. Die Eltern mussten etwas gemerkt haben, denn sie zogen mich oft auf mit meiner „Geliebten“.

Außer Karl, der nur 18 Monate jünger war und ein Genosse meiner Jugend, erinnere ich mich auch nur wenig an die jüngeren Geschwister, am ehesten noch an Meta, die 3 Jahre jünger war und als Mädchen beim Vater einen Stein im Brett hatte. Sie ist auch noch in Hradisch in die Schule gegangen und war 9 Jahre, als wir übersiedelten, Während der nächste, Hans, geb. 1892, erst 4 Jahre zählte. Wir haben wohl alle Kinderkrankheiten mitgemacht und ich hatte sogar leicht die Blattern, wovon ich noch Jahrzehnte lang kleine Narben an der rechten Wange und am Ohr hatte. Ich erinnere mich noch an unseren Hausarzt Dr. Fröhlich, dessen Sohn ein Schulkollege von mir war und in dessen Sprechstunde wir manchmal geführt wurden. Er war ein brummiger Mann mit Brille und Bart, der uns Angst einflößte.

Obwohl Hradisch ein Gaswerk hatte und die Straßen Gaslaternen - die Lampenanzünder kamen jeden Abend mit einer langen Stange zum Aufdrehen des Gases und Anzünden, was wir immer mit Spannung beobachteten, wird sie brennen oder nicht - so hatten wir zu Hause und in der Druckerei nur Petroleumlampen, die nicht gut rochen und immer geputzt werden mussten. Das Zylinderputzen war eine Kunst, bei der ich manchen Zylinder kaputt machte. Im Wohnzimmer hing eine große Petroleumlampe mit einem weißen Glasschirm, das Licht war, gemessen an den heutigen Lichtquellen sehr schwach und ich habe mir dabei wohl auch die Augen verdorben weil ich später viel zu lesen begann. Diese Lampe gab es noch in

Bielitz, wo wir auch keine Gasbeleuchtung hatten. Bis zu meiner Natura habe ich zu Hause kein anderes Licht gekannt. Unser Haushalt war in Hradisch und auch noch in Bielitz sehr rückständig, weil der Vater für irgendwelchen Komfort kein Verständnis hatte und mehr als sparsam war. Dagegen wurde ich schon frühzeitig für kleine Besorgungen und Botengänge eingespannt. Ich musste manchmal Korrekturfahnen austragen und abholen und wurde später regelmäßig auf die Post geschickt, kleine Pakete aufgeben, Einschreibbriefe und auch Geld, sodass ich frühzeitig mit Geld umgehen, rechnen und den Wert des Geldes schätzen lernte. Trotzdem waren die Jahre in Hradisch eine Zeit ungetrübter Jugendfreude. Es wurde auch noch nicht so gespart, wie später in Bielitz, wenn wir auch schon viere waren, so waren wir noch klein und kosteten nicht viel. Das Leben war, gemessen an den heutigen Verhältnissen, spottbillig und die Verlockungen zum Geldausgeben nicht groß. Man ging zeitig schlafen, schon um Licht zu sparen, der Vater ging abends nie aus, Kino, Theater, Sport gab es nicht, das Leben verlief ohne Sensationen und Aufregungen, die Presse war dürftig und wenig verbreitet. Wem es gut ging, der entschädigte sich durch gutes Essen, Leckereien und Süßigkeiten, Getränke und wenn es hoch ging, durch eine Ferienreise. Urlaub für Arbeiter und Angestellte gab es nicht, es wurden nicht 8, sondern täglich 10 - 12 Stunden gearbeitet und es gab nicht so viele Arme und Bettler und Verbrechen.

Einmal muss ich von Hradisch längere Zeit in Teschen gewesen sein bei der Tante Oczko, der ältes-

ten Schwester des Vaters. Dort war ein Sohn Karl und eine Tochter Grete, spätere Schramek, die aber beide einige Jahre älter waren als ich. So habe ich dort viel mit der Olga Pfeiffer, die etwas jünger war, gespielt und sie als meine Frau vorgestellt. Vor dem Onkel Oczko hatte ich großen Respekt, er war meist brummig und erschien gewöhnlich erst kurz vor dem Mittagessen, bei dem er immer schönes saftiges Rindfleisch haben musste und oft mäkelte. Dann machte er mit einer langen Tabakpfeife bewaffnet einen Kontrollgang durch die Tischlerei, wobei es nicht ohne Schimpfen abging, dann legte er sich zum Mittagsschläfchen und nachher ging er ins Kaffeehaus und erschien erst wieder am Abend. Vor dem Essen wurde immer gebetet, den Spruch weiß ich noch: „O Gott von dem wir alles haben, Du schenkst auch heut uns diese Gaben, Du speisest uns weil Du uns liebst, drum segne auch was Du uns gibst!“ Zu Hause wurde nicht gebetet, obwohl die Mutter auch fromm war, jedes Jahr beichten ging und einige Wallfahrten nach dem berühmten Marienwallfahrtsort Velahried, 20 km von Hradisch, das in der altslawischen Zeit, im 8 - 9 Jahrhundert Residenz der mährischen Slawenfürsten gewesen ist. Man musste eine 2 - spännige Kalesche mieten und wir waren sehr stolz, wenn wir so ausfahren durften. Während die Mutter ihre Andacht verrichtete, trieben wir uns vor der Kirche in den Buden herum, wo Süßigkeiten, Esswaren, Marienbilder, Gebetbüchl und andere Devotionalien feilgeboten wurden. Obwohl die Mutter dort stundenlang betete und auf den Knien herumrutschen musste, war sie nachher sichtlich, wenigstens im Geiste, gestärkt und mit reinem Gottvertrauen erfüllt. Ein anderer Ort, der auch

nur mit Wagen in mehrstündiger Fahrt zu erreichen war, war die Burg Bucklau, der Adelssitz des späteren österreichischen Außenministers Graf Merchthold. Die Burg lag im Marsgebirge auf einem kleinen Hügel und hatte noch Türme und Wallgraben und Zugbrücke. In den Sälen waren mittelalterliche Waffen, Rüstungen, Gewänder, Bilder Becher und vieles andere ausgestellt. Als besondere Sehenswürdigkeit wurde ein tiefer Brunnen gezeigt und eine kindskopfgroße steinerne Kanonenkugel, die von einer Belagerung stecken geblieben sein soll. Auch eine Linde bekamen wir zu sehen, bei einem Gottesurteil soll ein Ritter sie als kleines Bäumchen ausgerissen und mit den Wurzeln nach oben wieder eingesetzt haben, und siehe da, sie fasste Wurzel mit der Blätterkrone und die Wurzeln trugen Blätter. Es muss schon ziemlich lange her gewesen sein, denn das Bäumchen war inzwischen schon eine mächtige Linde geworden, der man das Wunder gar nicht mehr ansah, Auf der Burg soll auch zur Zeit der Hussitenkriege, Anfang des 15. Jahrhunderts der große Hussitenführer Ziska residiert haben. Jedenfalls wurden sein Morgenstern und sein Bild gezeigt, dazu Marterwerkzeuge und Waffen aus dieser großen Zeit des Tschechenvolkes.

Alles das, Ausflüge, Reisen, Wallfahrten und die sonntäglichen Feste oder Konzerte, hat später aufgehört. Als Karl 1892 schulpflichtig wurde, ließ der tschechische Bürgermeister den Vater kommen und legte ihm nahe, den zweiten Sohn, zumal der erste die deutsche Schule besuchte, in die tschechische Schule einzuschreiben, was der Gerechtigkeit entspräche, denn der Vater habe doch Aufträge von der

Stadt und anderen Tschechen. Ich nehme an, dass er abgelehnt hat, denn Karl wurde in die deutsche Volksschule eingeschrieben, die ohnehin an Schülermangel zu leiden begonnen hatte. Mit solchen Mitteln wurde schon damals gearbeitet! Die Folge war, dass der Vater nach und nach die städtischen und sonstigen Aufträge, bei denen die Tschechen mitzureden hatten, verlor. Lieber gingen sie mit Ihren Aufträgen nach auswärts, als einen Deutschen zu beschäftigen.

Auch die nationalen Verhältnisse wurden von Jahr zu Jahr unleidlicher, das äußere Stadtbild, das vor Jahren noch deutsch war, verschwand, Straßen - und Firmentafeln wurden tschechisch, die "Beseda", das tschechische Kulturzentrum blühte auf und man traute sich bald nicht mehr auf der Straße laut deutsch zu reden nur wenn man etwas kaufen wollte, dann verstanden sie auch deutsch. So kam Vater dazu, von Hradisch wegzugehen und etwas anderes unter Deutschen zu suchen. Nachdem er Haus und Druckerei verkauft hatte, sah er sich um und kaufte erst in Sternberg, im deutschen Nordmähren eine Druckerei, während wir nach Teschen übersiedelten, wo wir Ende 95 bis Anfang 97 gewohnt haben. An die Übersiedlung kann ich mich absolut nicht erinnern. Wir blieben aber im Osten, erst in Teschen und dann in Bielitz. Bis 1919 in der alten Öster. & Ung. Monarchie war das ganze Leben auch im Osten deutsch, weil wir auf deutschen Sprachinseln saßen, aber 1919 begannen sich die Verhältnisse auch so zu entwickeln wie in Ung. Hradisch, doch waren die Polen nicht so brutal und es ging etwas langsamer.

Teschen:

Die Stadt liegt an der Olsa, einem Nebenfluss der Oder, der bei Oderberg in die Oder mündet, im Zentrum von Teschner Schlesien, das mit dem nördlichen, in den Sudeten gelegenen und durch den mährischen Zipfel durch Ostrau getrennten Teil das ehemalige Kronland Schlesien bildete. In diesem Kronland, das etwa 700.000 Einwohner zählte waren ca. 45% Deutsche, der Rest zu gleichen Teilen polnisch und tschechisch. Die Polen saßen im Ostteil des Teschner Ländchens, das etwa doppelt so groß war wie Lippe, im Westteil, etwa von der Olsa westwärts und im Süden des Sudeten - teils saßen die Tschechen. Alle Städte wie Teschen, Friedeck, Skotschau, Jablunkau waren überwiegend deutsch und die Deutschen waren auch außerhalb der Städte in größeren oder kleineren Kolonien über das ganze Land verstreut, die Landbevölkerung war anderssprachig. Beamte, Lehrer. Kaufleute waren deutsch, aber wenn man auf den Wochenmarkt ging, oder in der Bahn fuhr oder auf die Dörfer herausging, war es anders, nur hatte man nicht das Gefühl, in der Minorität zu sein. Der schlesische Landtag hatte eine deutsche Majorität, die Landesregierung in Troppau sah nach außen deutsch aus, obwohl dort in hohen und höchsten Stellen auch Polen und Tschechen saßen. Der Landespräsident war immer ein altösterreichischer Adliger, ein Graf oder Baron, das Militär Zoll, Finanz, Post, Bahn, alles schien deutsch zu sein, sodass man nicht das Gefühl hatte auf slawischem Boden zu stehen. Die sich zum

Deutschtum bekannten, waren teils vor Jahrhunderten eingewandert, teils germanisierte Polen und Tschechen, was schon aus den Familiennamen hervorging. Es gab Deutsche mit urpolnischen und tschechischen Namen und umgekehrt, auch solche die sich aus Opportunitätsgründen als Deutsche ausgaben. Sie waren im deutschen Kulturkreis aufgewachsen, aber im Innern Slawen geblieben. Der Deutsche hielt es nicht für notwendig, Polnisch oder Tschechisch zu lernen und sah auf die Polaken herab, während diese Deutsch lernen mussten, wenn sie fortkommen wollten. Der Vater war nie dieser Ansicht und hat uns gezwungen, in der Mittelschule den polnischen Sprachunterricht, der nicht obligat war und als Nebenfach unterrichtet wurde, zu besuchen. Es hat sich auch später gerächt, dass die Deutschen eine Abneigung gegen das Erlernen der "zweiten Landessprache, wie es im Amtstil hieß, hatten denn wenn es sich um eine Anstellung, sei es im Staatsdienst oder privat handelte, der beide Sprachen beherrschte, wurde vorgezogen. Im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts war das kulturelle und wirtschaftliche Übergewicht der Deutschen noch so groß, dass es fast eine Schande war, wenn man nicht Deutsch konnte und die Deutschen dachten in der Mehrzahl, dass es immer so bleiben würde,

Aber auch wenn der Weltkrieg nicht gekommen wäre, hätte sich das slawische Übergewicht geltend gemacht und schon vor dem Weltkrieg waren die Deutschen im Osten in die Verteidigungsstellung gedrängt. In religiöser Beziehung war die Mehrheit katholisch aber sowohl unter Deutschen, wie auch Polen und

Tschechen gab es ca.20% Protestanten, letztere waren meist fanatischer als ihre katholischen Landsleute. Dazu ein sehr starker Prozentsatz von Juden in den Städten - in Bielitz 15% als wir hinkamen und als Kaufleute und Schänker am Land und sie hatten eine Menge von Synagogen. Dabei waren die Slawen weder richtige Tschechen noch Polen. Im Teschner Land hießen sie "Wasserpolen" und sprachen "po naszemu", ein Polnisch mit deutschen und tschechischen Einschlag. Sie haben kurz vor dem ersten Weltkrieg eine eigenen Partei, die "Schlonsaken" gegründet und hatten einen Abgeordneten im Troppauer Landesparlament - er hieß Kozdon - sie wurden aber von den echten "warschauer" Polen verachtet, ja gehasst. Auch die Tschechen haben an der Sprachgrenze kein reines Tschechisch gesprochen, wie es auch keine scharfe Sprachgrenze gab. Teschen war damals ein Stadt von 20.000 Einwohnern, zu beiden Seiten der Olsa - rechts die Bergseite, die später polnisch wurde, links der Sachsenberg, obwohl er ganz flach war, später tschechisch. Teschen war eine Beamtenstadt und hatte auch etwas Industrie. Es war der Sitz der Güterverwaltung des Erzherzog Friedrich, der Herzog von Teschen war und den Besitz nach dem Erzherzog Karl, dem österreichischen Feldmarschall aus den napoleonischen Kriegen, geerbt hatte. Es waren Güter, Wälder, Meierhöfe, Gebäude und Industrien, darunter das Eisenwerk Trzygnetz bei Teschen und das alte Piastenschloss in Teschen. Er war einer der reichsten Männer Österreichs und im 1.Weltkrieg Oberkommandierender der österreichischen Wehrmacht. Bei der Hauptverwaltung in Teschen gab es eine Unmenge von erzherzoglichen

Beamten, die in jeder Beziehung besser gestellt waren, wie die österreichischen Staatsbeamten und sehr angesehen. Eine Stellung beim Erzherzog war die beste Lebensversorgung. Teschen war eine alte Stadt, aber weniger deutsch als Bielitz, mit einem Kranz von deutschen Dörfern. Es war ein altes Piastenherzogtum, das mit der böhmischen Krone, an die es nach dem Absterben der polnischen Piastenerzherzöge gekommen war 1526 an Habsburg fiel. 1741, nach dem 1. schlesischen Krieg, blieb es mit Troppau und Jägerndorf bei Österreich, während das andere Schlesien preußisch wurde. Aus der Piastenzzeit, um 1200, wurde der „Dreibrüderbrunnen“ gezeigt, ein altes Gemäuer, dem ich außer Pietätswert nicht abgewinnen konnte. Dann war die alte katholische Pfarrkirche im Stadtzentrum, wo ich getauft bin, die ich bei Begräbnissen von Verwandten kennen lernte und die die Tante Oczko jeden Morgen besuchte und am Obertor die evangelische Kirche, eine von den „Gnadenkirchen“, die Karl der XII von Schweden in der Altranstädter Konvention, den evangelischen Schlesiern, die bis dahin noch keine offenen Gotteshäuser gehabt hatten, gesichert hatte. Dort waren 2 evangelische Pfarrer davon 1 Pole. Die Polen hatten auch damals schon ein polnisches Gymnasium, damals das einzige außerhalb Galiziens. Außer Beamtenstadt (Kreisgericht, Oberfinanzbehörde, Schulen) war Teschen zur Freude der Teschner Mütter und Töchter auch eine starke Garnisonsstadt mit riesigen Kasernenbauten hinter dem Obertor, schön am Berghang zur Olsa gelegen. Dort stand das Teschner Hausregiment, das K&K Infant. Reg. Nr. 100 mit Ergänzungsbezirkskommando und ebenso das K&K-

Landwehr - Infanterie - Regiment Nr.31. Das eine gehörte zur gemeinsamen Öster.Ung. Armee, das Landwehregiment war eigene österreichische Truppe.

Beim gemeinsamen Heer war die Dienstzeit 3 Jahre, bei der Landwehr nur 2 Jahre. Äußerlich unterschieden sie sich in der Uniform bei der K&K-Infanterie dunkelblau, bei der K&K-Landwehr grüne Bluse, dunkelblaue Hosen. Die Landwehr war weniger angesehen, man sagte immer: aha, die Landwehr und ihre Offiziere von den Landestöchtern weniger begehrt. Im Weltkrieg verschwand jeder Unterschied in Ausbildung und Ausrüstung, und die Landwehr hat nicht weniger geblutet als die K&K-Armee. Am 1. August, Kaisers Geburtstag, war auf dem großen Exerzierplatz vor den Kasernen immer eine kleine Feldmesse mit anschließender Parade der Garnison, die Truppe in Paradeuniform mit Eichenlaub an den Tschakos (Mützen) in Marschadjustierung. Die Truppe hatte lange Hosen mit Schnürschuhen, daher später der Name "Kamerad Schnürschuh". Zum Marschieren waren sie angenehmer als schwere Stiefel, aber weniger gut für die Nässe, Stiefel trugen nur die Offiziere. Die Kompanie marschierte in entwickelter Linie, vor jeder der Hauptmann hoch zu Ross, vor jedem Bataillon der Major. Es war ein schöner Anblick, wenn die Truppe unter den Klängen eines feurigen Marsches, jedes Regiment hatte eine 40 bis 50 Mann starke Kapelle und einen eigenen Regimentsmarsch - vor dem Stadtkommandanten defilierte. Wehe, wenn die Linie nicht genau ausgerichtet war und der Marsch nicht klappte, dann gab es nachher Nasen. Besonders gefährlich waren die Rösser, die nicht im-

mer so wollten, wie der aufgeregte Reiter. Nachher gab es zu Kaisers Geburtstag ein besseres Essen mit Getränken und verlängertem Ausgang und manche Ruische (Rausch).

Da wir in Teschen nicht bleiben konnten, weil doch keine Druckerei zu haben war, haben wir auch in Teschen recht primitiv gewohnt, und in der kurzen Zeit zweimal gewechselt. Der Vater kam von Zeit zu Zeit über Sonntag aus Sternberg, wir schliefen alle mit der Mutter, also 5, in einem Zimmer und wenn der Vater kann waren es sogar 6 und in der Nacht war es noch enger als sonst. Da hörte ich manchmal im Dunkeln Geräusche und ahnte Verschiedenes, was nicht für Kinder bestimmt war, ich war damals 12 Jahre und noch nicht aufgeklärt. Die Kameraden von der Schule und von der Gasse haben für Aufklärung gesorgt, die eine unangenehme Überraschung war. Ich war viel mir selbst überlassen. Die Mutter war damals mit Josi in Hoffnung, hatte mit dem Haushalt und den jüngeren Geschwistern genug zu tun und ich trieb mich viel herum, nicht immer mit den besten Genossen.

Die Mutter hatte eine große Verwandtschaft in Teschen, die ich kennen lernte und wo Altersgenossen waren, die ich oft besuchte. Sehr oft war ich bei Oczkos, wo auch die Großmutter lebte und wo ich immer gut zu essen bekam. Ich war schon damals oft hungrig und beneidete den Cousin Oczko, der 2 Jahre älter war um mit Butter belegte Schnitten, die es bei uns nicht gab. Oft war ich auch bei Pfeiffers, wo die 3 Cousinen Olga, Luise und Vally mich gerne sahen. Weniger die Tante Pfeiffer, die damals viel mit Offizie-

ren verkehrte, sodass die Leute zu klatschen hatten. Der Onkel Pfeiffer, mit stattlichem, auf gezwirbeltem Schnurrbart und schon damals kompletter Glatze, hat mich nicht viel beachtet aber doch manchmal zum Fischen im "dritten Wehr" hinter Teschen mitgenommen. Ich durfte Würmer graben und die Angelrute manchmal halten, am Heimweg das Netz mit den Fischen tragen und von ihm habe ich die Anfangsgründe der Angelei gelernt, die ich in Teschen in der Olsa natürlich schwarz betrieb. Auch erwischen lassen kostete die Eltern Strafe. Kam man unglücklicherweise einmal zu Pfeiffers, wenn Offiziersbesuch da war, da war schwüle Luft und man schaute, dass man wieder wegkam. Die Tante sah uns bei solchen Anlässen nicht gerne, was wir deutlich merkten. Sie hat auch alle ihre Töchter an Offiziere verheiratet, was ihr Ehrgeiz war und den Onkel viel Geld gekostet haben mag, weil immer die Heiratskaution aufzubringen war. Olga und Vally bekamen Artillerieleutnants, Luise sogar einen Kavalleristen, alle mit polnischen Namen:

Krzoska, Nochlowski und Kopetzki, Luise wurde später geschieden. Die Kautionskaution war damals mindestens 10.000 Kronen, viel Geld, bei der Kavallerie noch mehr und dem Onkel muss es sehr gut gegangen sein, wenn er sich das leisten konnte und auch dazu das Haus auf der Tiefen Gasse kaufen konnte. Er war gelernter Uhrmacher und war ein kleiner Lebemann, der gerne auch schöne Frauen sah, obwohl seine Frau auch nicht übel war, aber nicht sehr sanftmütig und verträglich. Den ganzen Tag rauchte er dicke Zigarren, nach dem Mittagessen und abends ging er in die "Austria", einem Kaffeehaus nebenan und jedes Jahr

fuhr er einmal zur Messe nach Leipzig oder Wien. Ich habe ihn später sehr geschätzt, weil er auch manchmal, wenn die Tante nicht da war, nobel sein konnte. Er liebte gutes Pilsner Bier, guten Wein und war ein Feinschmecker, auch immer gut angezogen und gepflegt. In der Wohnung waren Pfeiffers aber bescheiden: 3 kleine, nach damaligen Verhältnissen gut möblierte Zimmer und eine finstere Küche mit anschließendem Baderaum. Ein Auto hätte er sich wohl leisten können, aber er war da wohl schon zu alt, er wurde 70, sein Vater, der damals noch lebte über 96. Oft ging ich auch zu Skrobaneks. Die Tante Marie war die älteste Kislingtochter, der Mann war Gastwirt von Beruf, hat es aber nie zu etwas gebracht, beide lebten zuletzt von der Hilfe ihrer 2 Söhne. Sie waren zu anständig und ehrlich, der Vater sagte über den Onkel: er wäre ein "Potsch" (zu deutsch Pantoffel) Damals hatten sie die Gastwirtschaft auf der Schießstätte über der Olsa gepachtet, es war dort aber nicht viel los, nur sonntags etwas Betrieb und bei den jährlichen Manövern in der Umgebung einige Wochen sogar Hochbetrieb. Auch fanden dort die jährlichen Assentierungen (Musterungen) statt. Bei den Manövern war auch die Schießstätte als Behelfsunterkunft in Anspruch genommen und wenn die Reservisten abends von den Waffenübungen zurückkamen, dann wurde fest getrunken und gegessen. Bei solchen Anlässen war ich als Hilfe beim Gäste bedienen willkommen, die Männer drängten sich um die Theke, man kam nicht nach mit dem Einschenken, Wurst, Brot und Tabakverkaufen. Es ging oft drunter und drüber und mancher wird wohl die Zeche geprellt haben Wenn ich half, konnte ich essen und trinken so-

viel ich wollte, aber ich wollte kein Bier, nur süße Kracherln und einen süßen Likör und bekam noch dazu eine Silberkrone, die ich sofort in Süßigkeiten und Indianerschwarten umsetzte. Damals habe ich angefangen zu lesen und in Ermanglung besserer Bücher - keiner von den Verwandten besaß so etwas - die schaurigsten Indianer - und Verbrechererzählungen mit möglichst bunten Bildern - Stück 10 Heller - von denen ich bald eine große Kollektion besaß. Die Tante Skrobanek war eine Seele von Mensch, immer freundlich, immer gab es guten Kaffee und Butterbrote, auch der Onkel mit der Glatze war immer sehr freundlich, ich habe beide nie aufgeregt oder verärgert gesehen. Der älteste Sohn war der Gustl, etwas jünger als ich, ein ruhiger langsamer Junge, etwas linkisch und in der Bubensprache ein "Pappsack". Er lernte Eisenhändler und hat später mit dem Raimund Kisling eine Maschinenfabrik in Teschen aufgemacht und Gusti war der tüchtige, kaufmännische Teil. Mit Ihm ging ich meist fischen, er hielt es aber nicht lange aus, im Gegensatz zu mir, der ich stundenlang sitzen konnte. Der 2. Sohn lernte Zuckerbäcker und hatte vor dem 1. Weltkrieg ein gut gehendes Geschäft in Berlin, wo er noch jetzt sein dürfte. Gustl ist in Tschechisch Teschen geblieben. Eine Tochter starb in jungen Jahren. Dann war da noch der Onkel Kotzian, der Mann der Tante Zenka, die eines der schönsten Mädchen von Teschen gewesen ist und als einzige von Mutters Geschwistern noch in Teschen lebt.

Der Onkel E. war ein mittlerer Magistratsbeamter, der

im Sommer das städtische Schwimmbad leitete. Dort lernten wir unter seiner Leitung erst richtig schwimmen und haben oft das Eintrittsgeld gespart, wenn er uns schwarz hereinließ. Die Eltern hielten nicht viel von ihm, er war ein Luftikus, immer in Geldverlegenheit, ein Pumpgenie auf Nimmerwiedersehen. Dabei war er immer gut aufgelegt und mochte Späße. Rauchen, trinken und Weiber waren seine Leidenschaft, aber trotzdem lebte er gut mit seiner Familie und seine Frau ließ nichts auf ihn kommen. Heute würde man sagen, er hatte Sexappeal. Dabei hatte er auch Glück im Leben, einmal gewann er in der Lotterie einige Tausend Kronen, die er aber bald durchbrachte und dann erbte er nach seinem ledigen Bruder eine Bäckerei, die er aber auch nicht lange hatte, Es waren 2 Buben da, Heine und Eugen, beide Techniker und jetzt in Brasilien. Die Tochter Nizzi hat einen Baumeister in Fulnek geheiratet, war ganz gut versorgt und hatte 2 Söhne, die beide im 2. Weltkrieg gefallen sind. Sie lebt jetzt mit ihrem Mann, den ich nicht kenne, in einem kleinen hessischen Dorf bei Schlüchtern. Heini und Mizzi habe ich erst 1934 kennen gelernt beim Begräbnis der Mutter, Heini hat mir gut gefallen. Er war damals Wildbachverbautechniker bei der slowakischen Regierung in Pressburg, die Mizzi war ziemlich laut und burschikos und erinnerte mich an ihren Vater.

Die Zeit, als wir in Teschen waren, sind sie wohl noch zu klein gewesen, vielleicht waren sie auch noch nicht da. Zu den Verwandten mütterlicherseits zählten auch die Pustelnikbuben, der Vater war ein Onkel der Mutter und Volksschuldirektor, es waren 3 Söhne, etwas

älter und jünger als ich. Felix, der nachher Mittelschullehrer in Bielitz wurde, ein Luftikus und Eugen, der lange Zeit bei Gutwinski in Bielitz in der Apotheke Provisor war und in der Nazizeit eine Apotheke bekam. Er soll noch in Bielitz sein. Seine Frau hat sich vergiftet als die Russen kamen. Felix lebt in Burgstädt, Sachsen. Seine Frau ist eine Dänin, die er auf der Rückkehr aus russischer Gefangenschaft in Kopenhagen kennen lernte. Ein Sohn ist gefallen, die Tochter ist an einen Studienrat verheiratet, irgendwo im Harz. Bei den Pustelnikbuben waren wir sehr oft, dort war auch die Tante Sliwka, deren Figur und Ansehen Olga Pfeiffer geerbt hat, die Familienähnlichkeit war sehr deutlich. Von väterlicherseits war nur die Großmutter da, die 2 Jahre später starb. Immer geschäftig und arbeitsfreudig hatte sie keine Zeit für mich, gab mir aber immer eine Kleinigkeit, besonders wenn ich ihr die keineswegs guten Schulzeugnisse brachte, Dort war auch der um 2 Jahre ältere Cousin Carl Oczko, der in die Realschule ging, aber es nur bis zur 6. Klasse gebracht hat, weil ihm das Lernen schwer fiel. Er zeigte mir die „Grabina“, ein Ausflugswäldchen, der Zigeunerwald von Teschen und ging mit Vorliebe mit mir in die „Vrbina“ schnüffeln, wo man manchmal Liebespaare aufstöbern oder in verschiedenen Stellungen überraschen konnte. Er war etwas erotisch veranlagt und hat angefangen mich aufzuklären. Später wurde er Steuerbeamter und soll im Krieg, bei dem er „enthoben“ war, durch Überarbeitung in ungeheizten Räumen seine Gesundheit ruiniert haben, sodass er Anfang 1919 gestorben ist. Kurz vorher sah ich ihn noch, ich in Fähnrichsuniform, nach Troppau zur Abrüstung fahrend, er litt an Basedow.

Vielleicht wäre es nicht so gekommen, wenn seine Mutter ihn hätte heiraten lassen. Er war ziemlich groß, nicht gerade hässlich und hatte sein Auskommen. Im elterlichen Hause wohnte eine gut erhaltene, kinderlose Witwe, eine Frau von zwischen 31 und 40, also fast 10 Jahre älter, die er heiraten wollte und die ihn auch genommen hätte. Man hat es ihm ausgedrückt, teils wegen des Altersunterschieds, teils, weil sie eine Lutheranerin war, aber sie war trotzdem nett und freundlich zu mir! Was ich von der Cousine Grethe, der älteren Schwester Carls, nicht behaupten kann. Wir haben sie oft mit dem Liedl "Margarethe, Mädchen ohne gleichen..." gefrotzelt und uns für ihre Verehrer interessiert. Sie war damals schon ein Backfisch und ging in die Tanzstunde. "Ohne gleichen" war sie schon gar nicht. Kaum mittelgroß, das Gesicht pausbäckig aber nicht schön und im Wesen auch gar nicht anziehend. Auch soll die am unteren Ende des Rückens eine hässliche Narbe von einer Operation gehabt haben, die uns natürlich verborgen blieb, aber uns um so mehr reizte. Die Eltern gaben sich große Mühe, sie mit einem Teschner Bürgersohn zu verheiraten, es gelang aber nicht, sie hat dann den Schramek aus Skotschau geheiratet, die Ehe war sicher gekuppelt und hat die Oczkos eine stattliche Mitgift gekostet. Sie war in ihrem Wesen ganz nach dem Vater geartet, was den harmlosen Verkehr mit dem anderen Geschlecht ziemlich erschwerte. Der Onkel Oczko war eine Drohne des Lebens. Mittelgroß, untersetzt, mit einem stattlichen Bauch, rotem Trinkergesicht und martialischem Schnurrbart, für uns sah er Respekt gebietend aus. Meist war er schlecht aufgelegt und brummig, ich erinnere mich nicht, ihn einmal

herzlich lachen gesehen zu haben. Als gelernter Tischler hat er die Tante geheiratet und bekam mit Hilfe der Großmutter eine Tischlerei (im Umfang wie Stapperfenne) und war bürgerlicher Tischlermeister und Hausbesitzer, in der Feuerwehrgasse in Teschen am Obertor. Selbst habe ich ihn nie einen Hobel anrühren gesehen. Er sah seine Aufgabe darin, nur die Tischlerei zu inspizieren und zu schimpfen, während er die übrige Zeit Aufträge "akquirierte", in dem er Vor- und Nachmittag im Gasthaus oder Kaffeehaus saß und wie er sagte "Kunden bearbeitete". Nebenbei war er auch Feuerwehrhauptmann und imponierte uns gewaltig in seiner Uniform mit dem blanken Messinghelm und dem Beil. Trotzdem war er aber nicht Herr im Hause. Dort hatte die Tante die Hosen an, die neben ihrem Haushalt die eigentliche Seele der Tischlerei war. Wenigstens kümmerte sie sich mehr um den Betrieb, als der gute Onkel, führte die Bücher, musste die Tischlereiarbeiter verpflegen, verwaltete das Holzlager, die Gebäude, Garten, Haustiere, ein Hund war immer da. Dazwischen nahm sie Aufträge entgegen, verkaufte fleißig Särge, von denen sie ein erhebliches Lager hatten und machte natürlich auch die Kasse. Sie hatte das Geld und saß darauf. Sparsam und fleißig, wie sie war, hatte es die Familie nur ihr zu verdanken, wenn sie zu Wohlstand kam, Nach dem ersten Weltkrieg wurde das Wohnhaus ziemlich modern, 2 - stöckig ausgebaut. Als die Tante 1924 - 72- jähig starb, es soll ein Kehlkopfleiden gewesen sein - und der Onkel ihr ein Jahr später folgte, war ein hübsches Vermögen da, das Grethe Schrammek erbte und das doch nicht ausreichte den unaufhalt-samen Niedergang des Schrammekschen Geschäfts

aufzuhalten. Sie war klein, dick aber trotzdem beweglich und hatte in den letzten Jahren immer ihre Enkelin, die Tochter Grete Schrammeks um sich. Bei den vielen Besuchen in der Tischlerei klaubte sie immer Flöhe auf, gegen die sie sehr empfindlich war. Dann griff sie zu der Flohmaschine, das war ein dicker, haariger Filzlappen und damit fuhr sie sich ungeniert in die Brust und so tief sie erreichen konnte vorn und hinten, und wenn sie ihn herauszog, waren immer Flöhe drin, die in dem dicken Filz nicht vorwärts kamen und mit großer Geschicklichkeit geknackt wurden, wobei sie wollüstige Töne von sich gab. Sie bekam von den Flohbissen rote Flecken und Schwellungen, die sehr juckten, sodass sie sich viel kratzen musste. Ich habe diese Empfindlichkeit auch geerbt, obwohl weder Vater, noch Mutter, noch die anderen Geschwister - außer Hans - diesbezüglich nicht empfindlich waren. Ein Floh im Bett, natürlich ein richtiger, konnte mir die Nachtruhe rauben und ich ruhte nicht eher, bis ich ihn gefangen oder aufgerieben hatte. Es ist gar nicht einfach, so ein Tierchen, das meterweit springen kann, zu fangen und umzubringen, oft gingen sie mir im letzten Moment durch und ich musste auch oft tagsüber, wenn ich mich nicht bis aufs Hemd ausziehen wollte, die Flohmaschine habe ich leider nicht ausprobiert - mich viel, bis auf Wundsein kratzen und trug die Spuren davon in Schorfen. Trotzdem war es bei Oczkos sauber und wenn ich einmal, was nur selten vorkam, weil sie derartige Gastfreundschaft nicht liebten, dort übernachtete, habe ich nie etwas von Ungeziefer gespürt, im Gegensatz zu Pfeiffers und nicht zu reden von Onkel Wilhelm in Wien, wo es auch Wanzen gab. Während ich

mit dem Cousin Karl nicht sehr harmonierte, schloss ich Freundschaft mit dessen Vettern, deren Vater Forstbeamter war und mit denen ich oft in den Gärten und Feldern hinter dem Obertor die Gegend unsicher machte.

Ich spreche immer von „wir“ und meine dabei Karl und mich, obwohl ich mich absolut nicht an irgendwelche Details erinnern kann. Karl war 10 Jahre und Meta 8 1/2, von der weiß ich aus dieser Zeit nichts mehr, als dass sie mit langen Zöpfen in die Volksschule ging und als einziges Mädchen nicht gerade verhätschelt - so was gab es bei den Eltern nicht - aber doch mit mehr Liebe und Sorgfalt behandelt wurde. Bei uns war die körperliche Züchtigung mit dem Staberl oder mit Ohrfeigen ultima ratio.

Da sich in der Teschner Zeit niemand so recht um uns kümmern konnte und der Vater nur sporadisch erschien, ging es mit dem Gymnasium nicht gut. Ich war mitten im Schuljahr aus dem Hradschiner Gymnasium, wo ich gut fort kam, herausgerissen worden und kam in eine ganz fremde Umgebung. In Hradschin waren wir nur kaum 20 Schüler gewesen in Teschen gab es in der 2.Klasse 2 Abteilungen A und B und jede hatte über 40 Schüler. Ich erinnere mich, dass wir in der Klasse sehr gedrängt saßen. Das Gymnasium war ein älterer Bau, ganz oben am Obertor, in der Nähe der evangelischen Pfarrkirche. Die Schüler, meine Kollegen, zu denen ich aber als Fremder keine Beziehungen hatte, gehörten allen Gesellschaftsklassen an und waren auch religiös gemischt, Katholiken vorwiegend, aber auch viel Protes-

tanten und Juden, Deutsche, Polen, Slowaken und Tschechen. Teschner Bürger und Bauernsöhne vom Land, die Elite waren die Zöglinge eines adeligen Stiftes, in dem hauptsächlich Söhne des alten österreichischen Beamten- und Offiziersadels erzogen wurden. Sie besuchten das öffentliche Gymnasium, waren aber sonst im Internat. Mit einem von ihnen, der mich im Wesen an meinen Vetter Gusti Skrobánek erinnerte, war ich etwas befreundet, er hieß Johannes Portenschlag von Ledermeyer, sein Vater war adliger Eisenbahnbeamter. Es war ein netter, freundlicher, etwas pappiger Junge, den ich auch manchmal in seiner Klausur im Internat besuchte. Es war dort keineswegs nobel und die Zucht war streng. Der Leiter des Internats war auch unser Religionslehrer, ein Weltgeistlicher und Damenfreund, von dem man sich verschiedene galante Geschichten zuflüsterte. Er war ein grober, starker Mann - ich habe fast alle Lehrer aus der damaligen Zeit als groß in Erinnerung, weil ich schon damals ein Knopf war und im Turnen immer unter den letzten stehen musste, obwohl ich einer der besten in dieser Kunst war. Dieser Pater Dabusček hatte die unangenehme Eigenschaft, einen Schüler, der nichts konnte, herauszurufen und ihm mit der Bleistiftspitze tüchtig auf den Fingernagel zu klopfen, aber so tüchtig, dass es weh tat und der Nagel blau werden konnte, obwohl er sonst ein guter, lustiger Mann war und Schnurren erzählen konnte.

Ein anderer Mitschüler war ein evangelischer, slowakischer Bauernsohn, der schlecht deutsch sprach und immer zerknitterte Hosenröhren trug aber immer gut mit Fressalien versehen war, was mir sehr wertvoll

war, da ich immer Appetit hatte. Er war meist melancholisch gestimmt, fühlte sich nicht wohl in der Stadt und sehnte sich nach dem Landleben, von dem er mit Begeisterung sprach. Das waren aber so ziemlich alle meine Schulbekanntschaften aus dieser Zeit. Die Teschner Bürger - und Patriziersöhne verhielten sich ablehnend und kühl manchmal verspotteten sie mich auch wegen meines Schielens und meiner nicht sehr eleganten Adjustierung. Schon damals wurden abgelegte Kleider des Vaters für uns zurechtgeschneidert. Dazu kam die viele Freiheit, die ich hatte und das viele Lesen von Indianerschwarten, die ich verschlang, wo ich ihrer habhaft werden konnte. Dazu hatte ich eine ausgesprochene Abneigung gegen Mathematik und bildete mir ein, dass der Mathelehrer, ein Professor Volkmer, mir aufsässig wäre, weil er mich immer dann aufrief, wenn ich mit meinen Gedanken weg war. Wahrscheinlich hat er gemerkt, dass ich kein achtsamer, fleißiger Schüler war. Nachmittags pflegte er immer im Cafe Alasch hinter der großen Spiegelscheibe zu sitzen, und ich musste immer einen Umweg machen, um nicht gesehen zu werden, was mir immer peinlich war, weil ich hätte grüßen müssen. So kam es, dass ich in der 2.Klasse sitzen blieb, d.h. nicht versetzt wurde und repetieren musste. Das Verhängnis hatte sich schon mit Tadelbriefen angekündigt, aber ich erinnere mich nicht, aus diesem Anlasse bestraft worden zu sein. Die Eltern hatten wahrscheinlich andere Sorgen - die Druckerei in Sternberg ging nicht nach Wunsch und sonst kümmerte sich niemand um mich. Ich bekam ein Ungenügend in Latein und das genügte, mich nicht aufsteigen zu lassen. Aber weil die Großmutter Zeugnisse zu honorie-

ren pflegte und ich immer Geld für Indianerschwarten und türkischen Honig brauchte - nahe unserer Wohnung war ein fliegender Händler, der ihn feilbot - es waren große weiße Klumpen mit Haselnusseinlage - habe ich damals fertig gebracht, im Zeugnis das „un“ wegzuradiieren, so dass es genügend blieb und dieses Zeugnis zeigte ich der Großmutter, die weil sie schon ziemlich weitsichtig war, aber keine Brille tragen wollte, es nicht gemerkt hat und mir den Obolus gab. Ich war mir aber bewusst, dass es herauskommen würde, wenn der Vater es in die Hand bekäme und so verschwand das Zeugnis und kam nicht mehr zum Vorschein. Es hatte weiter auch keine Folgen für mich, dass ich „gekracht“ war oder „pappen“ geblieben war, nur bekam ich deshalb von den Kameraden manchen Spott zu hören: übrigens tröstete es mich, dass es meinem Cousin Karl auch nicht besser gegangen war. So trat ich mit dem neuen Schuljahr sang - und klanglos nochmals in die 2. Klasse ein, abermals neue Gesichter, aber währenddessen übersiedelten wir nach Bielitz, wo ich dann die 2.Klasse mit gutem Erfolg absolvierte.

Die richtigen Teschner waren, obwohl Teschen größer war als Bielitz, richtige Kleinstädter, jeder kannte den anderen, der Klatsch blühte, die Vereinsmeierei war groß, und der Lokalpatriotismus trieb üppige Blüten. Teschen war die schönste und größte Stadt weit und breit, d.h. bis zur Ostrawitza und Biala Regierungsstadt, das andere elende Provinz oder Dorf. Dieser Lokalpatriotismus artete später, als wir in Bielitz unsere Sportklubs gegründet hatten und mit Teschen in Berührung kamen in Lokalfanatismus aus

und führte zu unangenehmen Zwistigkeiten und Stänkereien. Auch sonst waren die Teschner leicht an der harten Aussprache und der Betonung der Endsilben und den vielen polnischen Mischworten - im Gegensatz zu Bielitz - wo ein ziemlich reines Hochdeutsch mit etwas „Beelzer“ Einschlag gesprochen wurde, leicht zu erkennen. Es klang ähnlich wie das Oberschlesische Deutsch und ich erkenne noch heute einen Teschner oder Skotschauer oder Karwiner an seiner Aussprache. Hier in Lemgo ist einer, er heißt Szalong, stammt aus Tschechisch Teschen und spricht das wunderbare Teschnerische, mehr noch seine Frau. Auch alle Verwandten aus Teschen, die Pfeiffers, Kislings, Skrobaneks, Pustelniks konnten es nicht so leicht abstreifen, aber mit der Zeit werden sie den Dialekt ihrer jetzigen Heimat annehmen.

Ende 1896 oder Anfang 97, das Datum weiß ich nicht mehr, nur dass es Schnee gab, übersiedelten wir dann nach Bielitz und das kam so: der Vater hatte die Druckerei in Sternberg, die keine Goldgrube war, wieder verkauft und sah sich nach etwas anderem um. Auch der Onkel hatte Hradisch verlassen und so taten sie sich, wahrscheinlich auf Zureden der Großmutter zusammen und inserierten in den Zeitungen. Der Vater wollte auch wahrscheinlich infolge der wachsenden Kinderschar, ein größeres Unternehmen suchen und weil er sich dazu allein zu schwach fühlte, gingen sie beide auf Reisen, bzw. auf Suche. Es hatten sich einige Verkäufer gemeldet, aus Wien und aus den Alpenländern. Sie fuhren herum und kamen sogar bis Bregenz am Bodensee. Wie wäre alles gekommen, wenn sie dort geblieben wären? Aber es

sollte nicht sein. In Bielitz, also nur 40 km von Teschen war auch eine ziemlich große Druckerei, die stark verschuldet war und zum Zwangsverkauf bzw. Konkurs gekommen war, zu verkaufen. Das Unternehmen gehörte einem Juden namens Schneeweiss, der kein Fachmann gewesen war und das Unternehmen, das unter seinem Vorgänger Klimek einen guten Ruf in Mähren und Schlesien genossen hatte, heruntergewirtschaftet hatte, was bei Juden eigentlich nicht oft vorkam. Es müssen auch irgendwelche, nicht ganz saubere Manipulationen erfolgt sein, denn als wir die Firma übernahmen, klebten auf allen Maschinen, sogar auf einzelnen Schriftkästen und Tischen große Zettel mit dem Text „Eigentum des Moritz Schneeweiss“, die wir alle entfernen mussten. Es sollen auch Familienstreitigkeiten dazu gekommen sein. Die Druckerei - es waren Buch - und Steindruckmaschinen mit vielen Nebenmaschinen, wurde im Versteigerungswege erstanden, der Kaufpreis ist mir nicht bekannt geworden, aber es war für damalige Verhältnisse eine "Fabrik", mit 2 Arbeitssälen 13 x 22 m und ca. 50 Arbeitern mit zum Teil noch gar nicht alten, gut erhaltenen Maschinen. Ob der Vater mit dem Onkel allein so viel Geld aufgebracht hatte um die Versteigerungssumme zu erlegen, weiß ich nicht, vielleicht hat da auch wieder die Großmutter geholfen, jedenfalls weiß ich, dass beide zusammen einige Jahre später auch das Haus, am Strössl 6 mit dem Hinterhaus, das später der alte Hahn gekauft hat und den großen Garten dem Schneeweiss abgekauft haben und dass sie dazu von den Bielitzer Deutsch - Juden viel Geld aufnehmen mussten, dass sie schwer verzinsen und abzahlen mussten. Das Haus war damals noch gar nicht

alt, 1891 erbaut, hatte 25 m Straßenfront und 14 m Tiefe, 1-stöckig, mit einem Aufsatzgiebel, großen Bodenräumen. Die größere Hälfte war die Druckerei, die kleinere Wohnhaus, das letztere unterkellert. Es waren neun 2 - fenstrige Zimmer und acht 1 - fenstrige Stuben bzw. Küche, Wasserleitung aber kein Strom und kein Gas aber das waren wir ja gewöhnt. Die Eltern bekamen gleich eine Wohnung im Haus, 2 Zimmer und Küche und 1 Kabinett, die später, als wir heirateten unsere Wohnung wurde. Anfangs ging es noch, aber als dann später 1898 Hugo und 1900 noch Berti kamen, wurde es so eng, das wir 3 Ältesten umquartiert wurden. Meta schlief im 2.Zimmer und Karl und ich im Kabinett, wo ein Küchenofen stand, der aber nicht beheizt wurde, dazu 2 Betten, mehr hatte nicht Platz, man konnte kaum die Tür, die zum Vorhaus ging, öffnen. Aber wir zwei hatten doch ein eigenes "Zimmer". Die Hausordnung des Vaters war sehr streng. Früh mussten wir um 7 Uhr aufstehen, dann bekamen wir in der Küche unser Frühstück - 1/4 l Milch und Brot, Kaffee gab es selten und dann liefen wir in die Schule, Karl und ich ins Gymnasium, das ganz nah war, am Ende des Strässls gegenüber der Turnhalle und der Bezirkshauptmannschaft, Meta ging in die kath. Klosterschule am Schulgraben, wo auch Hans in die Volksschule kam. Das war schon etwas weiter, über den Ring, hinter der kath. Kirche.

Mittagessen war Punkt 12, wenn der Vater aus dem Geschäft kam, es wurde nicht gewartet, wer später kam, kam zu kurz. An Besteck und Geschirr wurde gespart, ein Teller für alles, Löffel und Gabel - Messer, Tischtuch, Servietten waren überflüssiger Luxus,

kein Wunder bei so vielen Kindern. Die Mutter aß oft nicht mit, sie sagte, sie hätte schon genug "Galle gefressen", wahrscheinlich hatte sie sich vorher mit dem Dienstmädel geärgert, sie hat aber wohl während des Kochens irgendwas verzehrt. Der Speisezettel war feststehend, wir wussten für jeden Tag genau, was uns bevorstand, viermal in der Woche gab es Suppe, Rindfleisch mit Kartoffeln und Soße, einmal Selchfleisch mit Kraut und Knödeln, am Freitag fleischlos, Buchteln, Kuchen, Reis usw. Am Sonntag meist Kalbs- oder Schweinebraten und Torte. An Rindfleischtagen meist noch eine kleine Mehlspeise - Nockerln, Nudeln, Gries. Von dem Fleisch bekamen wir nicht viel, weil es in zu viele Teile ging, obwohl der Vater nicht mehr nahm, als jeder von uns, ebenso von der Sonntagstorte. Von allem erhielt das Dienstmädchen in der Küche ihr Teil, auf das sah der Vater genau. Statt der Kartoffeln gab es oft Knödel, von denen wir den Rest am Abend in Scheiben geschnitten und geröstet bekamen. Das war immer gut, ebenso geröstete Kartoffeln - Erdäpfel nannten wir sie - Kartoffel war uns nicht geläufig, schätzten wir nicht, auch Gemüse nicht, von dem außer Gurken und Kopfsalat wenig auf den Tisch kam. Möhren, Kohlrüben waren mir ein Graus, lieber aß ich gar nichts. Das Essen war immer gut zubereitet, das Rindfleisch manchmal zäh und die Mehlspeisenportionen, auf die sich die Mutter gut verstand, sehr knapp. Ich bin oft, besonders als ich ins Wachsen kam, nicht satt geworden. In die Schule nahmen wir für 10 Uhr eine trockene Semmel - mit Butter wurde gespart, wir aßen mehr mit Schweinefett - oder wir bekamen 2 Kreuzer für einen "Kawlik", das waren platschige Semmeln aus dunklem

Mehl, aber groß. Zur Jause ein Stück Brot oder eine Wassersemmel. Statt Gemüse gab es öfter Kompott, das wir sehr gern hatten, weil es süß war. Überhaupt waren wir große Leckermäuler, jeder Kreuzer wurde in Bonbons oder Schokolade umgesetzt, oft auch das Geld für das 10 Uhr - Frühstück. Die Soßen waren immer pikant, Sardellen, Kapern, Gurken, Pilze. Fisch gab es nur zu Weihnachten, außer getrocknetem Seefisch, den die Mutter ausgezeichnet zuzubereiten verstand, und Räucherfisch. Dagegen assen wir viel Geflügel, der Vater hielt Hühner und Tauben, als Backhendl und gebraten. Aus den alten Tauben und Hühnern machte die Mutter ein ausgezeichnetes Gulasch. Das gab es auch manchmal zum Abendessen, das der Vater pünktlich nach 6 Uhr, wenn er aus der Druckerei kam, erwartete. Nachher trank er sein Bier, während zu Mittag nur Wasser getrunken wurde. Wenn es hoch ging, bekamen wir am Abend Innereien, geröstete Leber oder Nierndl, natürlich knapp, oder Gulasch, bei dem die Soße die Hauptsache war, oder ein Paar Krenwürschtl oder einen "Knoten" (Bockwurst) mit Essig und Zwiebel, dazu möglichst viel Brot. Manchmal wurde etwas von Mittag aufgewärmt, Erdäpfel, Knödel, Kraut. Sehr oft waren es „Quargel“ (Harzer) mit Butterbrot, Bücklinge, Sprotten, Räucherheringe nur mit Brot oder Butterbrot mit Tee, "Brot" auf der Platte geröstetes Brot mit Fett geschmiert oder Grammeln kalt und warm, das sind die Grieben von ausgelassenem Speck, die man beim Fleischer billig zu kaufen bekam. Oder ein paar Scheibchen billiger Wurst, Krakauer, Presswurst, Schmierwurst. Es war also das Essen auch abends nicht schlecht, aber immer zu wenig. Nach dem Es-

sen trieben wir uns meist, solange es hell war, auf der Straße oder im Garten herum und bekamen wieder Appetit, es gab aber nichts mehr. Wenn die Mutter besser aufgelegt war, was aber meist nicht der Fall war, kaufte sie beim Schlachter ein Schinkenbein, das war der letzte Rest von einem Schinken, ein großer Knochen mit noch genug Fleisch und Fett dran. Dann gab es Schinken, den wir sonst nicht bekamen und „Schinkenfleckl“ in einer Tortenform gebacken und mit Zucker bestreut! Es hat gut geschmeckt, trotzdem Zucker und Schinken sich nicht gut verträgt, es waren aber mehr Fleckl, knusprig gebacken, als Schinken. Das Schinkenbein wurde ratzekahl geschabt und dann noch Suppe mit Schinkenfett gekocht. Jährlich wurde auch in Bielitz, so lange der Vater lebte, im Dezember ein Schwein geschlachtet, davon assen wir erst das Stichfleisch, das sehr fett war und mit viel Pfeffer, Kren oder Senf gegessen wurde, dann Leber - Blutwurst und Krautsülze, die ich weniger mochte und Presswurst, wochenlang Selchfleisch, zum Schluss den Schinken, der für Ostern aufgehoben und am Karsamstag angeschnitten wurde. Es reichte nicht über Ostern.

Wenn es 9 Uhr wurde, mussten wir zu Hause sein. Dann sperrte der Vater eigenhändig mit einem riesigen Hausschlüssel das Haustor ab und ging schlafen, Sommer oder Winter egal. Im Winter saßen wir bei einer Petroleumhängelampe, deren Licht sehr mäßig war und die oft rußte. Wenn wir abends bei diesem Licht lasen, wurden die Augen nicht besser. Um 9 Uhr wurde das Licht ausgeblasen und man musste ins Bett. Später als wir unser eigenes „Zimmer“ hatten

blieben wir bei selbst gekauften Kerzen länger auf, es war aber im Winter sehr kalt und ungemütlich. Erst als ich im letzten Schuljahr im Gymnasium war, nahm es der Vater nicht mehr so genau. Hausschlüssel bekam ich zwar nicht, aber der Weg durchs Fenster, das in den Gang zum Nachbargrundstück hinausging, war frei. Es war immerhin 2 1/2 m über dem Erdboden und man musste über das darunter befindliche Waschküchenfenster heraufturnen, was mir nicht schwer fiel. Im Obergymnasium bekam ich vom Vater auch ein Taschengeld, ich glaube es war eine Krone wöchentlich, kleine Schulsachen musste ich auch davon bestreiten und meine Kosten in der Pennale und bei Ausflügen und Wanderungen. Es hat nie gereicht und ich habe mich vergeblich nach anderen Geldquellen umgesehen - es musste davon auch für Weihnachten gespart werden. Aber für Rauchen und für Geburtstage, die weder bei den Eltern noch bei den Kindern zur Kenntnis genommen wurden, brauchte ich nichts. Ich glaube wir wussten nicht einmal die Geburtstage der Eltern, nur der Namenstag des Vaters am 22. Jänner wurde manchmal beachtet. Wenn ich für besondere, mit der Schule verbundene, Anlässe Geld brauchte oder irgendwo hinauswollte - auf die Berge oder über Land, wo ich zu den Mahlzeiten nicht da sein konnte, musste ich den Vater, der oben in der Setzerei war, erst darum bitten oder um Erlaubnis fragen, was mir umso schwerer fiel, je älter ich wurde, und vom Vater meist mit einem unwirschen "Hol dich der Teufel" oder "meinetwegen" quittiert wurde.

Wir hatten in den ersten Jahren in Bielitz auch noch Dienstmädchen, die rasch wechselten. Kein Wunder bei den vielen Kindern und der Ungeduld der Mutter, der es die Mädchen nie recht machen konnten. Sie wechselten so schnell, dass ich mich an keine Namen mehr erinnern kann, im Gegensatz zu Mari in Hradisch. Ich weiß nur, dass sie in der Küche schlafen mussten, dort war ein großes Kastenbett, tagsüber lag ein fester Rahmendeckel drauf, auf dem die Küchenarbeiten verrichtet und gebügelt wurde. Im Gegensatz zur Mutter war der Vater immer sehr nett zu den immer polnischen Mädeln und nahm sie immer in Schutz, vielleicht weil sie ihm Leid taten. Die bekamen 20 - 30 Kronen im Monat, mussten schwer arbeiten und hatten keine Stunde frei, außer Sonntag - nachmittags. Meist waren es Trampel, die die Mutter abrichten musste und wenn sie etwas gelernt hatten, waren sie bald nicht mehr da. Deutsche Mädchen aus den deutschen Dörfern gab es auch, aber sie waren teurer und anspruchsvoller.

Vielleicht sind sie bei uns auch nicht satt geworden, sicher hatten sie mehr Brot, Kraut, Kartoffeln zu Hause bekommen. Wenn ein Badezimmer auch ein Traum war, den ich erst erlebte, als die Mutter später das Haus baute, so wurde doch jeden Samstag gebadet. Die Badewanne stand in der Druckerei im Kesselraum und am Samstag, nach Arbeitsschluss - es wurde damals auch Samstag bis 6 Uhr gearbeitet - füllte sie der Heizer Dyczek, der Vater des jungen Dyczek, der später bei uns arbeitete, mit heißem Wasser aus dem Bottich, wo sich die Kühlschlangen für den Dampfauspuff befanden. Ob er sie vorher

ausgeschweift hat, weiß ich nicht, eher nicht, denn er war ein ziemlicher Sauigel und ein grober Knochen. Jeden Tag musste er von Alzen 7 km zu Fuß in die Stadt - zu Fuß sind 7 km schon eine Stunde, um 7 Uhr musste er da sein. Es wurde 10 Stunden gearbeitet, von 7 bis 12 Uhr und von 1 bis 6, und im strengen Winter, wenn viel oder nasser Schnee lag, war das schon eine Leistung, dafür bekam er ganze 30 Kronen wöchentlich. Für das Wassereingießen bekam er separat 30 Heller, er war wie der Teufel auf jeden Heller aus. Dann ging das Baden los, erst der Vater, dann die Mutter mit den jüngeren Geschwistern, dann Meta und zuletzt Karl und ich. Wir mussten aus der Wohnung über das im Winter eiskalte Vorhaus laufen, meist schon halb ausgezogen, aber in der Druckerei war es auch im strengen Winter warm und in dem abgeteilten Heizraum noch mehr, aber nicht sehr sauber, voll von Asche und Kohlenstaub, außerdem war der Dyczek ein Schwein. Wenn wir drankamen war das Wasser, das nur teilweise erneuert wurde, meist ziemlich schmutzig oder nicht mehr sehr warm. Dann stieg ich in den Bottich zwischen den Kühlschlangen, dort war es noch sauber und manchmal heiß, sodass ich mich verbrühte und krebsrot wieder herausstieg. Auf den Schlangen konnte man sitzen und bis zum Mund eintauchen. Das Fenster in der Heizung, das auf den Hof ging wurde gegen unberufene Zuschauer verhängt und da wir die letzten waren, konnten wir so lange bleiben wie es uns passte. Eine offene Gasflamme gab schlechtes zischendes Licht; auf dem Betonboden neben der Wanne lag ein alter Teppich und eine wackelige Bank stand neben der Wanne. Im Sommer war es fast ein Schwitzbad - der 2 m hohe

und 1m breite stehende Kessel mit der glühenden Feuerbüchse strahlte tüchtig Hitze aus. Ich habe ihn dann später, als ich Herr war, sofort isolieren lassen, er hielt dann das Wasser bis zum nächsten Tag warm .Wir waren sehr stolz auf den Heizkessel, dass er sogar im Firmenbogen erwähnt war, es hieß dort ausdrücklich Buch- und Steindruckerei mit Dampftrieb. Jedenfalls imponierte er auch den beiden Chefs, er war etwas so großartiges gegen den früheren Handbetrieb und erweckte den Anschein eines großen Unternehmens. Dabei leistete er ganze 6 PS bei 2 - 3 Atmosphären Druck, auf mehr war er nicht geicht und wenn manchmal alle Maschinen eingeschaltet waren - eine große Transmissionswelle lief durch den ganzen Saal, dann arbeitete er schwer, Man sah es ihm förmlich an, wie er sich anstrengte, um alles durchzuziehen, wobei er natürlich sein Tempo entsprechend herabsetzte. Er heizte auch mit dem Abdampf ca. 48 Rippenrohre an der Vorder- und Rückfront der 2 Arbeitssäle unten und oben und es war fast immer gut warm in den Sälen. Im Sommer puffte der Dampf im Hof aus, genau im Takt der Maschine, einer alten Kolbendampfmaschine mit einem mächtigen Schwungrad. Weit und breit waren wir die einzigen Besitzer einer solchen Kraftmaschine - es gab zwar genug Fabriken mit zum Teil mächtigen Kesselanlagen und Schornsteinen in Bielitz - Biala, aber die lagen alle unten an der Bialka. Es hat uns nur gekränkt, dass wir keinen richtigen Fabrikamin hatten, unserer war nur einige Meter hoch und nicht rund sondern viereckig.

Außer dem kostenlosen Baden hatte es für den

Haushalt auch andere kleine Vorteile, es war immer heißes Wasser da und Glut zum Feuermachen die man mit einer Schaufel vom Kessel holen konnte und Papier und Kleinholz zum Unterzünden, dass der Dyczek gegen entsprechendes Entgelt lieferte. Im Hof war ein großer Verschlag, dort lagerte der Koks, vom dem jeden Monat 5000 kg gebraucht wurden und den der Dyczek korbweise - jeden Tag fast 200 kg - hineinschleppen musste. Oft stand er auch bei der Pumpe im Hof - Sommer und Winter in Hemdsärmeln und pumpte das Wasser in den Kessel, keine Saugpumpe, sondern eine Hebepumpe mit Schwenngel und einem dicken Stamm. Auch das habe ich später verbessert, es kam sofort eine Flügelpumpe, als der alte Dyczek und die Pumpe ausgedient hatten. Das wöchentliche Baden habe ich mir so angewöhnt, dass ich es nicht mehr missen konnte. Sogar als Student mit knappem Monatswechsel, habe ich es mir geleistet. Hier in Lemgo fehlt es mir sehr, da muss ich erst ins Bad gehen, wenn ich nicht selber heißes Wasser im Waschkessel machen will. Ein Bad im Haus wäre noch heute einer meiner Wünsche - auf die alten Tage muss man es vermissen.

Im gleichen Flur mit uns, nur auf die Straße hinaus, wohnte damals in Zimmer und Küche der Eisenbahnkonstrukteur Dörtl, ein Urwiener, ein großer, dicker, gemütlicher Mann mit einer ebenso dicken, großen, aber weniger gemütlichen Frau. Sie hatte einen Sohn, den Franzi, ein verweichlichtes und verwöhntes Muttersöhnchen, der wienerisch sprach und viele Anfangskonsonanten verweichlichte, wie sich selbst. Er sagte statt Tabak „Dabag“ statt Bieber „Piper“, statt

Kranz „Granz“ usw., wir foppten ihn immer mit dem Anruf „Franz Dörtl Dabag Granz Piper“, worauf er prompt zu seiner Mutter lief und klatschte. Es gab dann Verdruss. Als Genosse unserer Unternehmungen und Spiele war er zu weich, Der Alte war wenig zu Hause, weil er ständig auf der K&K Nordbahn zwischen Dziedzitz und Wien hin und herfuhr, Ebenfalls nach vorn raus wohnte eine alte Dame, die Frau Hecht. Wie der Name sagt, war sie Jüdin, die viel Besuch von ihren Angehörigen bekam, und zu uns immer sehr freundlich war und auch mit der Mutter gut auskam. Sie ist dann einige Zeit krank gewesen und gestorben. Im Vorhaus, das durch eine Glastür vom Hausflur und Stiegenhaus abgeteilt war, stand auch die „Almer“ (Speisekammer) mit Brot, Butter, Eiern und sonstigen Vorräten, da eine andere Speisekammer nicht vorhanden war. Der Schlüssel wurde von der Mutter sorgfältig aufgehoben, denn wenn wir ihn irgendwie erwischten, dann wurde gemaust. Besonders hatten wir es auf die süßen Sachen wie Honig und Eingesottenes, dick eingekochte Früchte und Fruchtsäfte abgesehen. Natürlich wurden dann auch Brot, Speck, Fett nicht verschont. Man musste aber vorsichtig sein und nicht zu viel klauen, sonst bemerkte es die Mutter und verdächtigte womöglich das Dienstmädchen. Ich bekam in dieser Zeit sog. Eisen - Chinawein, wahrscheinlich war ich schon damals blutarm und sah manchmal wie „ausgespieen“ aus, wie der Vater sich äußerte.

Damals habe ich auch angefangen zu lesen, das erste war Gindelys Geschichte des Altertums, ein alter Schmöker, bei dem der Anfang fehlte. Es begann mit

den Assyrern und war bebildert. Die Indianerschwarzen interessierten mich jetzt weniger, dagegen war ich auf der Jagd nach Karl May Büchern, die von Mitschülern ausgeliehen wurden und die ich fast alle verschlang. Aus der Schulbibliothek kamen die Bücher von Dahn, Ebers und Gustav Freytag.

In unserer Druckerei wurde 3 Mal wöchentlich der Bielitz - Bialaer Anzeiger gedruckt und der Schriftleiter amtierte am Erscheinungstag in der Lithographie, einem abgeteilten Raum im 1. Stock. Da sah ich oft, wie eine Zeitung entsteht: der Herr Redakteur Funke ein entgleister Sohn eines nordböhmischen Politikers und Reichsratsabgeordneten, ein freundlicher junger Mann mit rotem Fuchsbart, arbeitete mit Schere und Kleister und hatte immer einen Haufen Zeitungen am Tisch liegen. In der Mittagspause ging ich hinauf und studierte diese Zeitungen, meist Wiener und Prager Tagesblätter, vor allem natürlich die "alte Tante" die Neue Wiener Presse. Mich interessierten am meisten die großen Weltereignisse, der spanisch-amerikanische Krieg und der Burenkrieg, bei dem meine Sympathien und die anderer auf Seiten der Spanier bzw. der Buren waren. In diese Zeit fiel auch der Tod Bismarcks, des Papstes Leo XIII, die Ermordung des Königs Humbert von Italien und der Kaiserin Elisabeth in Genf. Das waren immer große Ereignisse für die Zeitung und wenn sie kurz vor dem Erscheinen gemeldet wurden, gab es große Aufregung beim Redakteur und in der Druckerei, weil alles umgeändert werden musste und die Zeitung doch nicht verspätet erscheinen durfte. Die Zeitung musste im Handsatz hergestellt werden, jede Woche 24 bis 30 Seiten und

da arbeiteten immer 10 - 12 Setzer unter der Aufsicht des Vaters, der die Korrekturfahnen las. Später half ich da manchmal aus und verdiente mir so etwas dazu. Die Zeitung war Eigentum des alten Tobias, eines Juden, streng liberal geführt, wie auch später abwechselnd ein deutscher und ein jüdischer Redakteur als verantwortlich zeichnete. Manchmal wurde ich geschickt, um die wöchentlichen Zeitungsrechnungen einzukassieren die immer sofort bezahlt werden mussten und wobei der alte Tobias, der sehr nervös war, immer Krach schlug und Abzüge machte. Das Haus stand am Stadtberg in Bielitz, gegenüber dem Schloss und wurde später eingerissen, als die Rampe den Stadtberg hinaufgelegt wurde.

In der Schule hatten wir gewöhnlich 23 - 30 Stunden Unterricht, davon allein 6 Stunden Latein, Mittwoch und Samstag war schulfrei, aber ich musste auf Befehl des Vaters den nicht obligaten Polnisch- und Zeichenunterricht besuchen, sodass ich oft Mittwochnachmittag nicht frei hatte. Vormittags war Unterricht von 8 bis 11 oder 12 und Nachmittags von 2 bis 4. Wann ich für die Schule gelernt habe, weiß ich nicht mehr, dagegen sehr genau, was wir außer der Schule getrieben haben. Da war zunächst der Garten, von dem die obere Hälfte uns, die untere dem Onkel gehörte. In beiden Gärten, die bei der Übernahme des Hauses ganz verwildert waren, wurden hergerichtet und in jedem Garten ca. 20 Obstbäume gepflanzt, Äpfel, Birnen, Kirschen, Pflaumen. In jedem Garten stand eine hölzerne Laube und bei uns ein Reck. In unserem Garten gab es nur ein Rondell, Onkels Garten war mehr als Ziergarten angelegt, in keinem aber

wurde Gemüse gezogen. Hinter Onkels Garten stand eine Reihe großer Ahornbäume, die das dahinter befindliche Hinterhaus ganz beschatteten. Dort wohnten in den ersten Jahren der alte Jerassek und der Fußek, beide Faktotums der Druckerei, Das Hinterhaus hat später der alte Tiahn gekauft, der bis zum Schluss unser nächster Nachbar war. Die großen Bäume wurden später gefällt, ich glaube es war im Weltkrieg, als das Brennmaterial knapp wurde. Unser Garten grenzte rückwärts an ein verwildertes Gartengrundstück, das zum Hinterhaus gehörte. Dort stand ein hölzerner, 3 m hoher Schuppen, den wir hinaufturnten und herabsprangen. Auf diesem Grund wurde später unser eigenes Haus gebaut. Hinter dem Grundstück war ein großer Garten, der bis zum Schießhauspark reichte und den der Chemiker Förster mit der dazugehörigen alten Villa gekauft hat. Vorher wohnten dort der Professor Kanner Müller, mein Mathematiklehrer und eine Frau Kaufmann, die Koststudenten hielt, mit denen wir später auf Kriegsfuß standen. Die linke Aussenseite unseres Gartens grenzte direkt an einen großen Obstgarten, der bis zur verlängerten Parkstraße reichte, wo später das neue polnische Gymnasium gebaut wurde.

Die Engelsbergstraße und die Chopingasse gab es damals noch nicht, Suchys und Josis Villa standen später auch auf diesen Grundstücken, die dem Pustelnik, einem entfernten Verwandten der Kutter gehörten.

Die Druckerei war eines der letzten Häuser am Strässl, dann kam noch das Paleczekhaus, Zipser

und Pustelnik, das andere war noch unverbaut. An der Grenze gegen den großen Obstgarten stand eine große Esche und anschließend mehrere Kastanienbäume, die gefällt wurden, als ich nach dem 1. Weltkrieg dem Onkel 2 Grundstücke von je ca. 200 qm für meinen Hausbau abkaufte. Auf den Kastanienbäumen hatten wir unser Nest eingerichtet. Dort saßen wir und lauerten, bis es dunkel wurde oder der Mond kam oder bis niemand im Obstgarten zu sehen war und dann ging es "auf die Schneid". Einer musste aufpassen, die anderen stiegen auf die Obstbäume oder schüttelten und klaubten. Meist waren wir in Gesellschaft von Nachbarsbuben. Das "auf die Schneid" gehen war nichts Unehrenhaftes, man durfte sich nur nicht erwischen lassen, dann gab es Haue oder Klage bei den Eltern. Wir waren ganz stolz auf unsere ergiebige Nachbarschaft und betrachteten das eingebrachte Obst als unser Deputat. Es war aber doch aufregend und nicht ungefährlich, weil der Nachbar zur Obstreife Hunde in den Garten ließ. Dann hieß es Ausreiss nehmen und so rasch wie möglich über den Zaun steigen, wobei es nicht ohne Schrammen und zerrissene Kleider abging. Wenn das Obst auch meist nicht ganz reif war, schmeckte es doch besser als das gekaufte und groß mag der Schaden für den Nachbarn gar nicht gewesen sein, man konnte nicht mehr nehmen, als in den Taschen unterzubringen war und vielleicht hat er es überhaupt nicht gemerkt, es war ja sehr viel da. Zwischen unserem Garten und dem Obstgarten war ein durch eine lebende Hecke abgegrenzter Streifen, der genau die Breite der späteren Engelsbergstraße hatte. Das war Niemandland, dort konnte uns der Nachbar nichts mehr machen, wenn

er uns einmal bei Tag verfolgte. Dieser Streifen war unser Schlachtfeld, Polizei und Passanten gab es dort nicht, Dort wurden Feuergefechte ausgetragen, mit Knallpistolen auf dem Bauche liegend, den Kopf in Deckung hinter einem kleinen Erdhügel, der Gegner lag 20 m weiter gegenüber. Wer zuerst seine Munition verschossen hatte, der wurde unter lautem Hurra gestürmt und musste ausreißen. Die Toten blieben liegen und durften erst aufstehen, wenn die Schlacht vorüber war. Manchmal wurde auch, wenn keine Munition da war, mit Pfeil und Bogen geschossen und mit dem Tomahawk, ein flacher Stein an einem Holzgriff befestigt, gestürmt, wobei der Stein manchmal herausfiel. Die Spitzen von eisernen Zäunen aus der Nachbarschaft waren als Lanzen spitzen sehr begehrt aber nicht ungefährlich. Sie waren verrostet und ein Treffer mit einem solchen Lanzenwurf hätte böse ausgesehen. Schild waren alte Fass- und Pappendeckel. Weniger gefährlich war das "Kitschkerl" - Spiel. Ein handlanges Rundholz, an beiden Seiten zugespitzt, wurde über eine kleine Vertiefung auf die Erde gelegt und mit einem unterlegten Stock so weit wie möglich geschleudert, Es war gar nicht so einfach, das Holz richtig zu legen und den Stock gut anzusetzen. Der Stock konnte an der Erde hängen bleiben oder das Holz lag nicht richtig, dann flog es krumm oder nicht weit. War das Holz weggeschleudert, je weiter desto besser, musste der Mitspieler es zurückwerfen und den Stock den man über 2 Ziegelsteine auf das Erdloch gelegt hatte, treffen. Dann hatte der andere gewonnen und die Spieler wechselten die Plätze. So ein Match konnte ziemlich lange dauern, wenn der Werfer ungeschickt und der Schleuderer

geübt war. Schleudern hatten wir natürlich auch: ein Y - Holz mit dicken Gummizügen, Lederschlaufe, runde Kiesel oder Schrot als Geschosse.

Damit wurde mehr auf Vögel und Katzen geschossen, leider ging auch manchmal eine Fensterscheibe kaputt. Auch ein Blasrohr war da, mit Lehmkugeln oder Nagelbolzen als Geschoss. Mit der Zeit besaßen wir ein ganzes Waffenarsenal. Das Glanzstück war eine alte Zündhütchen - Vorderladerpistole, die wir aber nicht zeigen durften. Auch waren Zündhütchen und - Schwarzpulver nicht leicht zu bekommen. Wir haben auch versucht aus Salpeter, Schwefel und Holzkohlenstaub selbst Pulver herzustellen, aber es gelang nicht. Karl, der ein besonderer Schießwaffenliebhaber war, hat sogar einen Hinterlader konstruiert. Ein Stück 6 mm Bohrung Eisenrohr wurde auf dem selbstgeschnitzten Holzschaft befestigt, ein Bolzen der in einer Messinghülse mit einer Feder gesteuert wurde und mit dem Abzug verbunden war, konnte gespannt werden und löste den Schuss. Die 6 mm Flobert Patrone wurde hinten in den Lauf gesteckt, nur das Entfernen der ausgeschossenen Hülse war schwierig sie musste heraus gestoßen oder mit dem Messer entfernt werden. Die Kugel ging tüchtig ins Holz. Leider geschah es einmal, dass beim Spatzen-schießen ein Fenster beim Danek, der nebenan im Paleczykhaus wohnte, eingeschossen wurde - es waren mindestens 50 m Entfernung. Worauf der Danek Anzeige bei der Polizei erstattete und ein Polizist kam und die Waffe konfiszierte, ohne dass es für Karl weitere Folgen gehabt hätte, im Gegenteil, die Waffe wurde als Sehenswürdigkeit bestaunt.

Fußball war damals noch nicht bekannt, dafür wurde Faustball gespielt: man legte den Ball auf die linke flache hand und musste ihn mit einem Faustschlag so weit wie möglich schleudern, der Gegner musste ihn im Fluge mit der Faust treffen und zurück - schleudern. Die Spieler standen neben - und hintereinander und von dort, wo der Ball die Erde berührte, wurde wieder abgeschleudert, Das ging so hin und her, bis die verlierende Partei zurückgedrängt wurde und der Ball über ihrer Spielgrenze die Erde berührte. Auch da gab es Matadore und Stümper, in dieser Kunst war ich weniger tüchtig, weil es so viel Kraft erforderte, den Ball möglichst weit zu bringen. Alle diese Spiele wurden auf dem Niemandsland oder dem Hof oder dem Wüstland hinter dem Garten absolviert, auf der offenen Straße oder dem Gehsteig, wie hier die Kinder mit viel Gebrüll spielen, sich aufführen, als ob die Straße ihnen gehörte, das konnten wir nicht, wenn es auch manchmal vorkam, dass der "Feind" auch auf die Straße verfolgt wurde. Im Hausgarten mussten wir uns gesittet benehmen, da durfte nicht gekämpft und gelagert werden, im Gegenteil, der Vater spannte uns zum Unkrautjäten, Wege säubern und Gießen ein. Im Hof, unter der großen Ulme, beim Ausfahrttor gegenüber Paleczek stand der Hühner und Taubenstall. Er war ziemlich hoch und eine Außenstiege führte zu den Tauben. Der Vater nahm sich oft die Zeit, die Hühner mit den Fingern zu probieren, wobei Hans assistierte. Er wusste genau, wie viel Eier zu erwarten waren, und ob die Hennen nicht verlegten. Die Eier waren auch ein guter Zuschuss zum Haushalt. Eierpeise oder weiche Eier gab es oft abends, aber nur 1

Ei pro Kopf. Wenn mehr Zeit war, also meist Samstagnachmittags, verlegten wir unsere Tätigkeit mehr an die Peripherie und da gingen unsere Streifzüge bis Alt-Bielitz raus. Zwischen den städtischen Buben und den Alt-Bielitzer Jungen war immer Kriegszustand. Wir durften es nicht wagen, allein oder unbewaffnet Alt-Bielitzer Territorium zu betreten, sonst riskierten wir Haue. Die Alt-Bielitzer Jugend war sehr rauflustig und ging mit Steinwürfen und Knüppeln los. So unternahmen wir regelrechte Vorstöße, bei denen es oft zu erbitterten Massen- und Einzelkämpfen kam. Am ganzen Strössl waren wir als die Handelsbuben nicht in gutem Geruch, wie ich später hörte, aber es galt vielleicht nicht so sehr für Karl und mich, als später für die 4 jüngeren Hans, Josi, Hugo, Berti.

Hugo war damals als besonders frech, kühn und unternehmend berüchtigt und wurde sogar einmal von einem Lehrer verhauen, was große Aufregung in der Familie hervorrief. Der Vater wollte aber nicht, wie wir verlangten, beim Schuldirektor zu intervenieren, er sagte, Hugo hätte die Prügel wahrscheinlich verdient. Auch mit den Realschülern standen wir auf Kriegsfuß. Wir Gymnasiasten trugen runde weiße Tellerkappen, die Realschüler ebensolche, blaue. Wir hießen die "Gimpel", die Realschüler die "Putzer", die Differenzen wurden besonders im Winter in großen Schneeballschlachten ausgetragen.

Das Fischen habe ich auch damals schon betrieben, es war aber kein Fluss da, wie die March in Hradisch, oder die Olsa in Teschen, und zur Weichsel war es zu weit. So bliebe nur der Altbielitzbach denn in der Bial-

ka war nichts zu machen, die floss blau, bald grün oder rot, je nachdem wie gefärbt wurde. Ich hatte einen Schulkameraden, den Kotzian Emil, kein Verwandter, er war der Sohn eines Bahnwächters an der Teschner Bahnlinie beim Übergang der verlängerten Parkstraße über das Geleise. Unter seinem Schutz und mit Erlaubnis der Eltern fischte ich dort in einem Bachtümpel, aus dem ich Hunderte von Bitterfischen, man nannte sie auch "Pislinge" herauszog. Kopf und Eingeweide wurden entfernt und dann kamen so 20 - 30 Stück in ein Tüpfel und wurden mit Butter gebraten, es war nicht schlecht. Manchmal fing ich auch etwas größere Fische, das müssen kleine Forellen gewesen sein, die ich aber mit meinem am Feuer gebogenen Nähadelhaken nicht hätte herauskriegen können. 30 Jahre später war der Bach schon sehr verunreinigt, aber es waren noch immer schöne Forellen zu fangen, bis zu 1 Pfund an bestimmten Stellen, die ich mit durch Schnaps und Tabak erkaufte Erlaubnis der Anrainer befischen durfte. Damals - es war zwischen 1930 und 40, bin ich öfter um 3 oder 4 Uhr früh aufgestanden und habe dort bis 7 Uhr geangelt, immer mit Erfolg, besonders nach einem Regen. Wenn ich manchmal aus Grodzietz oder Pogorsch ohne Beute nach Hause fuhr, stieg ich noch in Altbielitz aus und fischte bachabwärts bis zu Kotzians, wobei ich immer etwas fing. Ich habe dann auch, als ich im Fischereiverein eine Rolle spielte, jedes Jahr Forellen ausgesetzt und noch im letzten Krieg manches Stück gefangen. Wenn wir mal Gäste hatten, denen ich Forellen vorsetzen wollte, ging ich, allerdings besser ausgerüstet mit gutem Angelzeug und Gummistiefeln schnell auf 1 - 2 Stunden an den Bach und holte

mir welche, Köderfische und Würmer hatte ich damals immer vorrätig.

Einige Male ging ich um die Jahrhundertwende in den Ferien über Land und musste draußen im Stroh oder Heu übernachten. Bis zur Illownitza in Kurzwald waren fast 12 km zu laufen, dann vor Tagesgrauen aufstehen, den ganzen Tag fischen und dann, hundemüde hungrig und sonnenverbrannt noch 2 - 3 Stunden marschieren, war keine Kleinigkeit. Dafür schmeckten dann die Barsche und Weißfische, in saurem Schmetten gebraten, umso besser. Zu Hause hatte ich, wenn ich nicht gerade las oder Aufgaben machte, auch andere Beschäftigung. Eine Zeit lang habe ich Seidenraupen gezüchtet und die Kokons abgewickelt, das Futter, Maulbeerbaumblätter gab es in dem großen späteren Förstergraben hinter uns. Dann habe ich mit Salpetersäure experimentiert, die ich mir von den Umdruckern, die sie zum Ätzen der Lithographiesteine brauchten, holte. Sie rauchte und biß in der Nase und man musste die Finger hüten, sie machte schmerzhaft Brandwunden, wenn sie unverdünnt auf die Haut kam. Diese Säure ist eins der stärksten Mittel und löst alles bis auf Platin und Gold. Beides hatte ich nicht, aber Silber habe ich oft gelöst und dann Kupfermünzen in die grüne Silbernitratlösung gelegt, an denen sich dann das Silber niederschlug, sodass sie wie Silbermünzen aussahen, Auch Schmetterlinge und Käfer habe ich gesammelt, wobei ich mir die größte Mühe gab, ein Hirschkäfermännlein zu bekommen, leider erfolglos. Herbarium, Drachen und Steinesammlung, nur keine Markensammlung. In der Schule kam ich trotzdem gut fort, von der 3. Klasse

an hatten wir auch Griechisch und Polnisch. Nur in Mathematik war ich schwach und wäre fast durchgefallen, wenn die Mutter sich nicht einmal in Gala geworfen hätte und den alten Kannamüller, meinen Mathematik und Naturwissenschaftslehrer, der hinter uns in der Förstervilla wohnte, besucht hätte. Vielleicht war ich auch nicht so schlecht, denn ich habe dann in der 7. und 8. Klasse auch an Mathematik Interesse gefunden und ganz selbstständig die so genannten Quadratischen Zahlen, die natürlich jedem Mathematiker bekannt sind, entdeckt, = $3^2=9$ in 2 Zahlen zerlegt, von denen die eine um eins größer ist als die andere, daher $4 \text{ u. } 5 = 3^2 + 4^2 = 7^2 = 49$, daher 24 und 25

Das wäre nur mit höherer Mathematik zu beweisen, sagte mir damals unser Klassenvorstand und Mathematiklehrer. Nach dem Besuch der Mutter wurde es besser, vielleicht habe ich mich auch mehr angestrengt oder vielleicht hat es den alten Kannamüller, der die Mutter oft sah und auf dem Strässl traf, nicht gepasst, dass er sie nicht kennen sollte, wo sie so nahe wohnten. In anderen Fächern hatte ich keine Schwierigkeiten, Geographie und Geschichte waren meine Lieblingsfächer, jede Karte und jeden Atlas, den ich in die Hände bekam, studierte ich und auf der stummen Karte, die ohne Bezeichnungen war, wusste ich bald den Namen jeder größeren Stadt, jedes Flusses oder Gebirges.

Da ich oft die ausgetragenen Sachen des Vaters weiter austragen musste, habe ich mich oft geschämt, wenn das Umarbeiten nicht so recht gelungen war,

und der Rock zu weit, die Ärmel zu lang waren, während viele Mitschüler viel besser angezogen waren. Auch meine Schuhe waren nicht elegant. Einen Rock, der aus einem alten Mantel des Vaters geschneidert war, hasste ich ganz besonders, weil er so dick und schwer war und so kratzte. Das Kratzen habe ich überhaupt nicht vertragen. War es Einbildung oder Gewohnheit, an jedes neue Paar Wollstrümpfe, Trikotwäsche, an jedes neue Kleidungsstück musste ich mich erst gewöhnen, was nicht ohne Gebrumm und Gejammer abging.

Unter den Lehrern der ersten Jahre waren einige Originale. Da war der Lateinlehrer "Poppler", ein altereingefleischer Junggeselle, ein Tiroler, der seine Ferien immer in Tirol verbrachte. Von ihm ging die Rede, dass er stundenlang seine Füße in einem Holzschaff mit kaltem Wasser bade. Seine Lieblings - Redewendung war: "He Dinndah",. Wenn er gut aufgelegt war, was selten der Fall war, meist war er brummig, erzählte er Schulwitze, immer dieselben, die wir inzwischen schon kannten und über die er selbst am meisten, lachte. Ich habe ihn im letzten Schuljahr in Griechisch gehabt, und bekam von ihm eine leichte Stelle aus der Ilias. Mit ihm bin ich immer gut ausgekommen, er liebte keine geschniegelten Jungen. Griechisch lernten wir zuerst beim Professor Wolf, er hatte eine mächtige Glatze, einen Andreas - Hoferbart mit Speiseresten und Schweißfüße, aber was für! Wenn er in der Nähe war, roch man sie, so stanken sie. Er hieß deshalb auch Ulfi der Stinker. Er war ein ganz guter Lehrer, aber ein schlechter Pädagoge. Vor uns 13 - 14 jährigen Jungen konnte er sich keinen Re-

spekt verschaffen. Wenn er in die Klasse kam, verstummte keineswegs der übliche Lärm die Tafel war voll geschmiert, der Schwamm lag auf seinem Stuhl, das Tintenfass war in der Schublade des Katheders, der Federhalter mit Tinte beschmutzt, sodass er Tintenfinger bekam, wenn er ihn griff. Wenn wir sehr übermütig waren, spielten wir "Belagerung". Er wurde in den Mittelgang zwischen den Schulbänken irgendwie nach rückwärts gelockt, während die 2 vordersten Bänke zusammen geschoben wurden. Er schimpfte und musste dann rückwärts herumgehen. Vorne in der ersten Bank saß ein besonderer Rowdy, ein jüdischer Klachl, namens Pollak, der Sohn eines reichen Schraubenfabrikanten. Wenn der Ulfi in seine Nähe kam, zog er manchmal ein langes aufklappbares Messer heraus, stieß es in die Bank und schrie: Geh weg Ulfi, du stinkst!" Er flog später heraus, es ist aber keine Anekdote, es hat sich wirklich so zugetragen, Ulfi war ein Feigling, aber hinterlistig und rächte sich bei Gelegenheit durch schlechte Zensuren und entsprechende Eintragungen in das Klassenbuch, allerdings nicht vor der Klasse. Als wir unseren Schulausflug mit ihm unternahmen, er war Klassenvorstand, wurde im Brauhaus in Pawlusie bei Saybusch ein Kommers veranstaltet, bei dem es schon etwas studentisch zuging. Beim Rundgesang musste auch Ulfi ein Liedchen singen. Er wählte das alte Burschenleben, dort heißt es: Ein Bursch wie ich trinkt ganze Fässer aus, er sang etwas gequetscht und durch die Nase und wenn wir ihn nachher ärgern wollten, sangen wir im Chor durch die Nase „Fässer aus, Fässer aus“. Selten war es ruhig in der Klasse und einmal, als es gerade einen besonderen Krach gab, öffnete

sich plötzlich die Tür und der Direx blickte hinein. Er sagte nichts, schloss die Tür, aber der Ulfi wurde später vor Erreichung der Altersgrenze in Pension geschickt, er war längst reif dafür. Das war auch nicht der Anlass, aber ein Strich auf seinem Kerbholz. Es ist nur unerklärlich, wie ein so großer, älterer Mann sich so wenig Respekt verschaffen konnte. Er zitterte manchmal vor Aufregung. Zu Hause, er hatte ein eigenes Haus in der Vorstadt, wo er seinen Garten pflegte und Bienen züchtete, soll er ein Haustyrann gewesen sein. Mit seiner Tochter, der Blanka Wolf ging ich in die Tanzstunde, sie war ein hübsches, aber launisches Mädels, das sehr gut Klavier spielte. Ihre Glanznummer war die ungarische Rhapsodie von Liszt, die sie frei herunterspielte. Der älteste Sohn war ein rothaariger Mucker und Streber, sehr unbeliebt in unserer Gesellschaft, der jüngste starb an Scharlach, als auch bei uns fast alle erkrankt waren und er soll sich angeblich von Karl, dessen Schulkamerad er war, angesteckt haben. Seine Mutter war lange böse auf uns. Von Wolf ging auch die Sage, dass er zu Hause in Hexametern spreche. Bei einem nächtlichen Brand soll er einen Vorüberlaufenden Feuerwehrmann angesprochen haben: Sage, o Wächter der Nacht in Bezug auf das Feuer, wo brennt es? Worauf dieser, ein ehemaliger Schüler erwidert haben soll: Mann im Rocke des Schläfers: Leck mich im A. - Anekdoten!

Eine Zeit lang war eine Trompete meine höchste Sehnsucht. Als ich sie hatte, war sie überall bis zum Verdruss zu hören und bei unserem Schulausflug auf den Klimczok trug ich sie stolz umgehängt und blies

von Zeit zu Zeit Töne, die ein Marsch sein sollten zum Gaudium der Mitschüler und zum Schrecken des Wildes.

Als die Dödlis auszogen, kam der alte Sikora in seine Wohnung, ein Beamter vom K.& K. . Steueramt und Witwer. Weil er Steuerbeamter war, musste ihn der Vater mit Vorsicht behandeln, obwohl er angeblich den Dienstmädchen nachgestellt haben soll. Er hatte einen Sohn, den Fritz, das war ein Früchtl, ein verdorbener Junge von dem wir nichts Gutes lernten, Er lehrte uns auch das Aufhängen. Ein Strick mit einer Schlinge wurde über einen dicken Ast geworfen, die Schlinge rumgelegt, sodass sie nicht vorne, sondern beim Rückgehängten Kopf in dem Nacken saß und dann zog man an dem anderen Ende, bis man baumelte. Es sah nicht gut aus!

In der Gymnasialklasse hatte ich wenig Freunde. Wir waren ja Fremde, Zugezogene und die Einheimischen verhielten sich reserviert.

Auch konnten wir uns nicht gegenseitig einladen, was bei unserer kleinen Wohnung und den vielen jüngeren Geschwistern kaum möglich war, aber bei einem freundschaftlichen Verkehr notwendig war. Außer dem Kotzian hatte ich nur einen Schulfreund, den Otto Fieg, diese Freundschaft dauerte bis zu seinem Tode 1933. Er war der Sohn sehr reicher Eltern, etwas linkisch und scheu, dabei aber sehr geschickt, der beste Mathematiker und ein hervorragender Schachspieler, der aus dem Kopf spielte, ohne das Brett zu sehen. Seine Mutter war eine Morawitz, die Schwes-

ter des Besitzers der großen Eisenwarenhandlung, eine direkt hässliche kleine Frau, die spät und unter ihrem Stande einen einfachen Tiroler geheiratet hatte und bald Witwe geworden war. Der Otto war ihr einziger Sohn und wurde von ihr sehr verwöhnt. Sie war auch immer kränklich, ging meist mit eingebundenem Kopf herum, dabei war sie aber sehr freundlich und gut. Sie starb kurz nach unserm Vater. Sie besuchte uns manchmal, wobei ich mich immer ärgerte, wenn die Mutter sie Frau von Fieg ansprach, obwohl sie nur eine einfache Frau Fieg war. Die Mutter sagte: das von gebühre ihr, weil sie so reich sei. Sie hatte eine große Hochachtung vor ererbtem Reichtum und scharwenzelte vor ihr, während der Vater sie als gleichgestellt nahm. Von dieser Freundschaft hatten wir, Karl und ich, sehr große Vorteile: sie hatte eine große Wohnung, 6 Zimmer, den ganzen ersten Stock im alten Morawitzhaus auf dem Ring, schön eingerichtet mit vielen wertvollen Teppichen und Bildern, Parkett Bad-, alles Einrichtungen, die wir nicht konnten, dazu 2 große Bücherschränke mit vielen Romanen, Lexikon, Atlas, was für mich sehr wertvoll war. Von dort lieb ich mir viele Bücher, die ich verschlang. Das Kono - Lexikon war für meine geographischen und geschichtlichen Interessen die reinste Fundgrube. Otto spielte auch sehr gut Klavier, aber weniger mit Gefühl als mit Technik, hatte sehr viele Noten und konnte stundenlang phantasieren, oder ein Thema variieren, ganze Opern und Operetten spielte er manchmal herunter, wobei wir in bequemen Sesseln saßen, zuhörten und bewirtet wurden. Wir denn außer uns beiden waren noch einige Schulkameraden da, darunter auch ein Jude namens Frischler, mit dem wir

nicht verkehrten, obwohl wir uns fast täglich bei Fiegs trafen. Er hat eine Christin geheiratet und ist im Weltkrieg 1916 bei Buczacz gefallen. Komisch war es, wenn wir beisammen saßen und nie ein Wort wechselten. Aber das waren die Einflüsse der damals Ende der 90er Jahre besonders stark einsetzenden antisemitischen, altdeutschen Bewegung und der Pennalie. Der arme Frischler konnte nichts dafür, er war kein schlechter Kerl und gar nicht jüdisch im Wesen. Wir führten auch heftige politische Debatten, Otto war nicht national, vielmehr sehr liberal angehaucht und verfocht seinen Standpunkt mit Schärfe und Logik, ohne uns natürlich zu überzeugen. Deshalb waren auch unter seinen Gästen meist ein bis zwei polnische Schüler, von denen ich mit dem einen, Merta hieß er, und war Schulfides in Biala am polnischen Gymnasium, bis in den 2. Weltkrieg gut Freund war. Otto besaß auch ein Luftgewehr, mit dem wir auf Scheibe schossen, einen Photoapparat mit Dunkelkammer, beschäftigte sich mit chemischen und physikalischen Experimenten, eine Elektrisiermaschine und vieles andere. Was er sich wünschte, bekam er von seiner Mutter. Wenn nicht musiziert wurde, spielten wir Schach oder Tarock, wobei der Frischler brillierte. Pünktlich 4 Uhr erschien Frau Kauder mit einem riesigen Tablett, auf dem für jeden 2 - 3 große, dick mit Butter beschmierte Brotscheiben lagen und einer riesigen Kanne gut gesüßtem Bohnenkaffee. Wir waren oft 6 - 8 Mann und haben tüchtig rein gehauen. Es blieb nie etwas übrig. Für uns war das gerade in diesen Jahren, wo wir ins Wachsen kamen, sehr gut, denn zu Hause gab es wenig Butter aufs Brot und auch das war knapp.

Mindestens 2 Mal in der Woche und auch. Sonntag - nachmittags waren wir dort. Die Zahl der verzehrten Butterbrote war unheimlich. Im Sommer gingen wir alle in den Obstgarten am Purzelberg. Es war ein großer, teilweise gepflegter Garten mit Rosen und Blumenrondos, auch vielen Obstbäumen aller Kategorien und Beerensträuchern. Es gab dort auch ein Reck und Ringe, auf denen viel geturnt wurde. Otto war ein sehr guter Turner, besonders in Wellen, von denen er 10 - 15 konnte. Ich war auch ein guter Turner, aber er war besser. Ringen, Laufen, Diskuswerfen, Handteturnen wurde betrieben. Der Frischler war ein Faultier und sah meist zu. Auch da erschien zur Jausezeit die Frau Kauder mit einem Riesenkorb und brachte wieder Butterschnitten und Kaffee. Das Obst im Garten war auch nicht zu verachten und wurde viel gepflückt. Meist war auch der Otto Piesch dabei, das war ein Lehrling aus der Eisenhandlung, mit dem Otto Fieg befreundet war, ein netter Junge und guter Turner. Wir waren zwar alle Gymnasiasten und er nur gewesener Bürgerschüler und Lehrling, aber wir hatten ihn alle gerne. Mit ihm war ich bis zuletzt auf Du und wenn ich etwas von Morawitz brauchte, wandte ich mich immer an ihn und bekam es, wenn es auch noch so knapp war. Er war lange Jahre Leiter des Ladengeschäfts und wurde im Weltkrieg lahm geschossen. Auch die übrigen Angestellten der Firma kannte ich gut: Da war zuerst der alte Morawitz, er war aber kaum 50, der Chef der Firma. Ottos Mutter war Teilhaberin und seine Schwester. Er war aber Staatsbahrat und machte Dienst in Olmütz, weshalb er nicht oft in Bielitz war. Sein Neffe und Stellvertreter war der

Schramek, der ziemlich brummig war und uns oft wie Luft behandelte. An seine Hochzeit mit der Förstertochter erinnere ich mich noch, die wohnte ja in der Förstervilla in unserer Nähe, Otto war nicht gut auf sie zu sprechen, erzählte aber viel von der Hochzeit, was es da alles zu Essen und Trinken gab. Die spätere Frau Schramek, sie war schon über die erste Jugend hinaus, schön und Sängerin, aber eingebildet und ohne Mitgift, evangelisch, während die Familie Morawitz streng katholisch war und zu Fronleichnam immer einen Altar baute. Vom ganz alten Morawitz, dem Vater der Frau Fieg, hing ein großes Ölgemälde im Salon, er war 1848er und wir sahen mit Ehrfurcht noch das alte Perkussionsgewehr mit dem er 1848 mit der Bürgerwehr zur Revolution nach Wien gezogen war. Er war kurz bevor wir Fiegs kennen lernten, hoch betagt gestorben, der Otto war sein Liebling gewesen. Otto taucht später noch in meinen Erinnerungen auf. Wir gingen auch oft gemeinsam baden und Schlittschuhlaufen. Baden konnte man nur in der Badeanstalt Tetschel, die ihr nicht sehr reines Wasser von der Bialka beim großen Wehr auf der Bleiche bezog. Dort war das Wasser noch halbwegs rein und es sollen dort bis zuletzt unter dem Wehr noch Forellen gewesen sein. In der Badeanstalt, die allgemein Schwimmschule hieß, weil man dort auch Schwimmen lernte, haben wir im Hochsommer ganze Nachmittage verbracht. Leider gab es da keine Butterschnitten, Schlittschuhlaufen konnte man zuerst auf dem so genannten Kuschmateich, hinter der Josephischen Fabrik, wo im Sommer Kähne vermietet wurden. Ich hatte nur ein Paar Halifax, Fieg natürlich schon Jackson - , an die Schuhe geschraubte Schlittschuhe - er war auch in

dieser Kunst ziemlich bewandert und auch entsprechend ausgerüstet, während wir immer froren.

Der Onkel Johann, Kompagnon des Vaters, hatte den kaufmännischen Teil der Druckerei, Büros, Einkauf, Buchhaltung. Er saß in einer kleinen Kanzlei, die später mein Buchhalter Zipser benutzte, gleich beim Hauseingang rechts, mit einer Schreibkraft. Der Vater oben im Setzereisaal, in schlechter Luft, hatte die fachmännische Leitung, musste manchmal selbst eingreifen und hatte jedenfalls das schwerere Teil. Dies, und weil er Konzessionsträger war, Onkel war ja Buchhändler und verstand nichts von der Druckerei, -veranlasste den Vater (und weil er viele Kinder hatte und der Onkel keine) , zu verlangen, dass er am Reingewinn höher beteiligt werden müsse, was der Onkel starrköpfig ablehnte. Er hatte genauso viel eingebracht wie der Vater und bestand auf gleichem Anteil. Die Großmutter, die hätte schlichten können, war nicht mehr und so kam es zum Zerwürfnis und dass die beiden nur noch schriftlich miteinander verkehrten. Die Tante war nicht so, dass sie zum Frieden gemahnt hätte und die Mutter auch nicht, die sie geradezu hasste. Es mag auch Neid gewesen sein, bis an ihr Lebensende waren sie sich feindlich. Und sprachen mit "Sie", wenn sie einmal miteinander sprechen mussten. Das übertrug sich natürlich auch auf die Kinder. Mit dem Onkel ging es noch, er war zwar nicht freigiebig, aber für ein gutes Versetzungszeugnis und zu Weihnachten oder Neujahr gab er etwas her. Die Tante war direkt geizig, aber nicht für sich selbst. Von ihr bekamen wir nie etwas. Die Kinder waren immer die Rangen, die Lausbuben, die sie bei jeder Gele-

genheit anschrie. Je kleiner sie waren desto weniger Herz hatte sie für sie. Wir hassten sie direkt und wünschten sie zum Teufel, obwohl wir sie immer untertänig mit "Küss die Hand" grüßen mussten. Formal war ja der Onkel in seinem Recht, aber er hätte sich nicht weh getan, wenn er dem Vater etwas nachgegeben hätte. Wahrscheinlich war der Vater auch Schuld, er war auch starrköpfig, forderte, wo er zu bitten gehabt hätte. Es linderte sich nur bei besonderen Anlässen, z.B. Krankheit, als Meta im Scharlach schon aufgegeben war, und versehen wurde. Erst auf dem Totenbette haben sich die Brüder versöhnt, der Vater empfahl die Kinder seiner Obhut und übertrug ihm die Vormundschaft. Je älter wir wurden, desto besser wurde das Verhältnis zur Tante, als ich im Obergymnasium war, war ich ihr willkommen als Viertes zum Tarock, den sie mit Eifer und sehr gut pflegte und ich habe in der Zeit, als ich in der Druckerei lernte, jede Woche einen Abend mit Onkel und Tante Tarock gespielt, wobei der alte Olbert den Vierten machte und manchmal auch empfindlich verloren, was ich mit Anstand ertrug, obwohl es mir leid tat, wenn ich von meinen spärlichen Einkünften etwas abgeben musste. Obwohl sie das wohl wissen musste, hat sie es sich immer geben lassen. Es war auch die einzige Zeit, in der sie etwas spendierte, Obst, Wein oder Gebäck beim Tarock, aber das musste sie auch schon wegen dem alten Olbert. In dieser Zeit bekam ich auch vom Onkel das 10 Uhr - Frühstück und die Jause. Natürlich ganz anders als zu Hause, es war aber auch ein Vorteil für den Onkel, denn wenn ich erst nach Hause gegangen wäre - wir wohnten damals schon im neuen der Mutter - so hätte ich Zeit

versäumt und die war Geld wert. Als ich auf die Hochschule kam, wurde die Tante netter, ich war Hochschüler, "stud.phil" und durfte sie öfters ins Theater begleiten, wo sie 2 gute Abonnementsitze hatte. Karl als Medizinstudent durfte sie sogar behandeln und -fand bei ihr den Herzfehler, an dem sie 1924 starb. Als Meta mit Hoinkes verlobt war, wurde sie nett auch zu ihr, denn die Hoinkes gehörten zu den ältesten und ersten Familien von Bielitz und waren "Haute-volee. Zuerst wohnten sie nicht in der Druckerei und hatten eine 3 - Zimmerwohnung gegenüber der Wenzlvilla in einem Heidehaus, aber als das Druckereihaus gekauft wurde, zogen sie in den ersten Stock, der etwas modernisiert wurde und Gas bekam, was die Mutter, die sich mit Petroleum und Spiritus behelfen musste, sehr erbitterte. Der Vater wollte das nicht spendieren. In ihrer Wohnung hat Hugo später lange gewohnt.

Als wir nach Bielitz kamen, 1897, hatten wir mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen. Das Geschäft war auf dem Hund und musste wieder hochgebracht werden. Vater und Onkel waren sehr dahinter. In den letzten Jahren unter dem früheren Besitzer Schneeweiss war alles verschlampt, die Leute ließen sich gehen, waren faul und unpünktlich, stahlen auch vielleicht - mit Vater und Onkel kam ein neuer Wind.

Um sich einzuführen mussten sie billig sein und die Preise drücken und unterbieten. Auch die Löhne mussten gedrückt werden, der Vater arbeitete mit vielen Lehrlingen in der Setzerei und zahlte keine Tariflöhne, die damals langsam erkämpft wurden. Ein

Setzer verdiente bei 60 Stunden pro Woche 20 - 25 Kronen und war damit damals schon hoch bezahlt. Ein älterer Hilfsarbeiter bekam nur 15 Kronen, junge Anfänger mussten mit 3 Kronen anfangen, ein Lehrling bekam 4 - 5 Kronen in Monat. Und man musste die Leute auch kontrollieren und antreiben. Nur so war es möglich die Anfangschwierigkeiten zu überwinden und den Betrieb wieder rentabel zu machen. Agenten und Vertreter brauchte man damals noch nicht, die Aufträge kamen von selbst und der Betrieb war immer voll beschäftigt. Wir hatten damals 50 - 60 Arbeiter, weil vieles, was später mechanisiert wurde, in Handarbeit hergestellt werden musste. Am lästigsten und ungesundesten waren die Bronzearbeiten. Der Bronzestaub flog in der Druckerei und auch im Vorhaus herum, bedeckte alles mit Bronzestaub, weil die bedruckten Bogen von der Maschine, solange der Druck nicht fixiert war, mittels eines Baumwolllappens mit Bronzepulver eingestaubt und dann wieder abgerieben werden mussten. Die Leute, meist jugendliche Burschen und Mädchen, arbeiteten mit einem Vorhang vor Mund und Nase und Kopfbedeckung, trotzdem waren sie immer vergoldet oder versilbert. Wenn der Gewerbeinspektor kam, gab es immer Krach. Es wurde meist Zigarettenpapier und Glanzpapier für Packungen verdruckt. Das, und die Kaminfeger, Lampenanzünder und Nachtwächterwünsche, Postbüchel, waren das Hauptgeschäft in der Lithographie. Die Kaminfegerwünsche usw., waren ein Saisongeschäft für den Herbst. Manchmal gingen sie gut, manchmal weniger. Es kam viel auf das Bild und das Gedicht an. Sie wurden in 3 Sprachen, Deutsch, Polnisch und Tschechisch gedruckt und gingen von

der Bukowina bis nach Tirol, Konkurrenz war genug vorhanden . Wenn man 100 - 150.000 Stück, das Tausend für 4 1/2 Kronen abgesetzt hatte, so war das ein ganz gutes Geschäft. Es kamen zum Jahresende immer mehrere 1000 Kronen Bargeld rein, weil nur gegen Nachnahme geliefert wurde. Bessere Stein-druckarbeiten waren selten, obwohl der Vorgänger des Schneeweiss, Klinok, gerade in diesen Sachen, z. b. Heiligenbilder, Devotionalien ein gutes Geschäft gemacht hatte. Aber unter Schneeweiss waren alle vernachlässigt worden. Es kostete Mühe, wieder bessere Arbeiten, lith. Briefköpfe, Fakturen, Etiketten, zu bekommen, obwohl am Ort mehrere Likörfabriken und die Brauerei ansässig waren. Das kam erst langsam, man war ja fremd und die Konkurrenz der großen wiener - und deutsch - böhmischen Firmen groß. In der Buchdruckerei war es besser und leichter. Durch billige Preise bekam der Vater den Druck von Zeitungen, Wochen - und Monatsblätter, auch ein polnisches für den damals berühmten oder berüchtigten Pater Stojalowski, der Abgeordneter sozialistischer Richtung war. Auch die Theaterzettel für jede Vorstellung wurden hergestellt, die Rechnung musste jeden Abend an der Theaterkasse einkassiert werden, wobei für den Inkassanten ein Freiplatz im Stehparterre abfiel. Das habe ich mit 16 Jahren übernommen und war jede Woche ein - und mehrmals im Theater, wobei ich die meisten Operetten von Strauss, Offenbach, Millöcker, Zell, gesehen habe. Es waren viele schöne, jetzt alte Operetten darunter, die man heute nur noch dem Namen nach kennt. Es war aber damals die Glanzzeit der Operette und das Theater für eine Provinzbühne sehr gut. Einmal wurde Orpheus

in der Unterwelt gegeben, von Offenbach. Die halbe 5. Gymnasialklasse war im Theater. Am nächsten Tag in der Griechischstunde - wir lasen die Ilias von Homer - betonten und sprachen einige Menelaus, wie sie es im Theater gehört hatten, statt Menelaos, richtig griechisch betont, worauf ihnen der empörte Griechischprofessor prompt einen Fünfer schmierte, nicht ohne sich über die vergnügungssüchtige Jugend auszulassen. Der Besuch von Operetten war nicht gerade verboten, aber nicht gern gesehen. Aha hieß es, wieder einer, der im Theater war.

Dann bekamen wir auch große, laufende Aufträge von der Firma Sluko in Teschen, der Inhaber war ein Jugendfreund des Onkels, ein Jude, liberal und Lebemann, der sehr gute Beziehungen zu den Direktoren der erzherzoglichen Berg- und Hüttenwerke durch Jagd und Gastereien hatte und dadurch Druckaufträge bekam, obwohl er keine Druckerei, sondern nur eine K & K Herzherzogliche Buchhandlung hatte. Die Preise mussten vorher auskalkuliert und offeriert werden und mussten sehr billig sein. Das ganze Jahr wurde geliefert und nur einmal im Jahr, zur Zeit der Buchhändlermesse zu Ostern wurde abgerechnet. Sluko hatte 20 % Rabatt und noch 1% Skonto und machte immer, meist ungerechtfertigte, Abzüge, aber es war ein Jahresumsatz von etlichen 1000 Kronen und wurde termingerecht bezahlt. Als ich später etwas Einblick in die Kalkulation hatte, fand ich, dass die Preise kaum die Selbstkosten plus Regie deckten, dass dabei also nichts verdient wurde, was ich dem Onkel vorhielt. Er sagte, dass wisse er schon längst, aber die Aufträge seien nur dazu da, die Regie de-

cken zu helfen, Maschinenfutter und Lückenbüßer
Die Maschine kostete so oder so, ob sie laufe oder
stehe und so kam es, dass auf unserer größten
Schnellpresse, die ein Format von 90 x 126 drucken
konnte und bei deren Betrieb die Dampfmaschine
immer keuchte, oft nur 1/3 des obigen Formats ge-
druckt wurde. Alles in allem muss die Druckerei ganz
gut gegangen sein, wenn bald nach der Druckerei
auch das Haus gekauft wurde und der Onkel sich
nicht überlegt, als der Vater starb, eine Schuldenlast
von 100.000 Kronen zu übernehmen, mit 5% zu ver-
zinsen und jährlich 5000 Kronen zu tilgen, wie es im
Testament des Vaters vereinbart war.

Außer den geschäftlichen Anfangsschwierigkeiten
waren auch andere zu überwinden. Vor allem die Ab-
neigung der herrschenden protestantischen Fabrikant-
tenklicke, der Hautevollee, die Fremde nicht gerne
hochkommen ließ und ihnen Prügel zwischen die Fü-
ße warf, wo sie konnte. Obwohl die Protestanten
schon damals eine Minorität von 3000 bei 15.000 Ein-
wohnern waren, hatten sie das Heft in der Hand in
Bielitz. Bielitz war eine kreisfreie Stadt, der gewählte
Bürgermeister, später abwechselnd ein Katholik und
ein Protestant, war damals der Bürgermeister Steffan,
der Großvater meiner späteren Frau. Die städtischen
Beamten, zumindest die maßgebenden waren evan-
gelisch, der Reichstagsabgeordnete oder kranke Lö-
we von Bielitz, Superintendent Haase. Bei der Ge-
werbeanmeldung-, Konzessionsübertragung, Haus-
kauf wurden Schwierigkeiten gemacht und ich erinne-
re mich genau, wie der Vater sich über die ablehnen-
de Haltung des Bürgermeisters bitter beklagte. Statt

sich über deutschen Zuzug zu freuen, wo sonst nur Polen und Juden zuwanderten, wurde aus konfessionellen Bedenken ein Deutscher, nur weil er Katholik war, zurückgesetzt. War doch Bielitz die einzige Stadt im alten Österreich, die ein Lutherdenkmal am Bielitzer Zion, der evangelischen Hochburg, zu verzeichnen hatte. Ob es heute noch steht? Trotzig steht oder stand der Reformator, die Bibel in der Hand, in Erz auf einem Postament, ein Wahrzeichen, wie es vor 100 Jahren für das damals rein protestantische Bielitz besser gepasst hat, als 1900. Die Zeit war anders geworden, aber Bielitz hinkte nach und die herrschende Klicke konnte nur schwer auf ihr Monopol verzichten. Im Gemeinderat saßen 30 Mann, 13 evangelisch, 13 katholisch und 4 Juden, das war der goldene Schlüssel. Juden gab es 1500 = 10%, vor dem 2. Weltkrieg aber schon 25%. Der Finanzminister von Bielitz war der alte kaiserliche Rat Polak, ein alter Wolljude. Damit hatten die ansässigen und von Osten eingewanderten Juden angefangen, später warfen sie sich auf die Textilindustrie und den Handel. Vom kaiserlichen Rat Polak erzählte man sich viele Geschichten. Er war sehr stolz auf seinen Titel, noch mehr seine Familie. In seine Villa im Zigeunerwald, dem nächsten Ausflugsort der alten Bielitzer, kam jemand, um ihn zu besuchen und bat um Anmeldung. Das Dienstmädchen bedauerte die ganze "kaiserliche Familie" sei ausgefahren. Tuch war damals einfach Trumpf in Bielitz. Die alten Bielitzer Tuchmacherfamilien, die als einfache Tuchmacher schon im 17. und 18. Jahrhundert angefangen hatten, konnten sich Anfang des 19. Jahrhunderts auf den mechanischen Webstuhl umstellen und wurden Fabrikanten. Wem

das nicht gelang, der ging vor die Hunde, und wurde Proletarier, er blieb Tuchweber und arbeitete bei seinem früheren Genossen als einfacher Weber oder Webmeister. Zu unserer Zeit gab es schon ca. 80 Tuchbetriebe in Bielitz mit einigen 1000 Webern, die aber meist in den umliegenden Dörfern wohnten. Es waren viele kleine darunter, mit wenigen Stühlen aber auch große Firmen mit 100 und mehr. Die größten waren die Bathels, Zipsers, Molandas, Gülchers. Mit 14 - 20 Stühlen konnte man schon einen recht schönen Umsatz machen. 1 Stuhl konnte bei voller Beschäftigung bis zu 1500 Kronen im Monat umsetzen. Dabei wurde oft in 2 Schichten gearbeitet. Ein Meter gewöhnlicher Anzugstoff kostete 8-12 Kronen. Kammgarn 18 - 20. Absatzgebiet war meist der Osten. Ungarn, Galizien, Russland, der Balkan, bis in die Levante, Persien, Ägypten. Die Bielitzer Tuche waren gut und weithin bekannt, es sollen sogar Tuche nach England gegangen sein, wo sie appretiert wurden und als "made in England" zurückkamen - Die Tuchindustrie hatte andere Industrien im Gefolge. Färbereien, Appreturen, Kammgarnfabriken und Webstuhl-fabrikanten, von denen Schwabe und Josephy in alle Welt exportierten. Die Inhaber aller dieser Fabriken, nannte man „Schwartlike“ und erkannte sie oft am Geruch, bildeten eine Kaste für sich und waren umso eingebildeter und arroganter, je mehr Geld sie hatten. Über den Bürger, Handwerker und Kaufmann, den kleinen Beamten, sahen sie hinweg, der Arbeiter war überhaupt kein Mensch. Sie heirateten auch meist untereinander und waren fast alle miteinander verwandt. Sie bildeten die Hautevolee und schlossen sich ab. Der Ehrgeiz vieler Bielitzer war, der Hautevolee an-

zugehören. Der Kastengeist war eine Krankheit.

Wenn ich von Bielitz spreche, meine ich immer Bielitz – Biala. Es waren zwar 2 Städte, jenseits der schmutzigen Bialka lag, durch mehrere Brücken verbunden, die königliche Freistadt (ehemals königlich - polnisch) Biala mit 9000 Einwohnern. Biala lag schon im Kronland Galizien, hatte bis zur ersten Teilung Polens 1772, zu Polen gehört und war schon zur kleineren Hälfte polnisch, während die Polen in der Stadt Bielitz etwa 15 % ausmachten. Wirtschaftlich war Bielitz - Biala aber ein Körper, der mit den anliegenden, teilweise städtisch verbauten Dörfern (Lipnitz, Altbielitz, Alexanderfeld und Kamitz, wo es auch verschiedene Industriebetriebe gab), einen Wirtschaftskörper von ca. 40.000 Menschen bildete. Viele Firmen waren “B –B“, Bielitz-Bialaer Elektrizitätswerk, B - B Aktienbrauerei, B - B Gaswerk usw. Nach dem Einmarsch wurden beide Städte mit Lipnik zu einer Gemeinde von ca. 50.000 Einwohnern vereinigt, heute werden sie wohl wieder getrennt sein.

Zwischen Bielitz und Teschen war immer Rivalität, die eine Stadt wollte die andere überflügeln. Teschen war wohl größer als Bielitz allein, aber Bielitz - Biala wieder größer als Teschen und reicher. Auch Bielitz hatte eine Garnison, ganz oben am Berg. Bielitz stieg vom Bialkatal langsam nach Westen an und war ziemlich hügelig, am Ende vom Strössl war eine Kaserne für ein Battallion, zu unserer Zeit war es das polnische Jägerbatt. Nr. 13 meist Krakauer, deren Offiziere aber für die Töchter der reichen Bielitzer Schwartlinge nicht gut genug waren, Es musste in den ersten Jahren des 19.Jahrhunderts noch eine

Kavalleriekaserne gebaut werden, die viel Geld kostete. Mein späterer Schwiegervater bekam durch Protektion des Bürgermeisters Steffan, mit dem er durch seine Frau verwandt war, den weitläufigen Bau, wo früher die Tuchmacher die Tuche bleichten und Bielitz bekam noch das 6. Dragonerregiment als 2. Garnison. Unter den Offizieren waren aber viele Barone und Grafen aus dem österreichischen Adel, die sehr exklusiv waren und denen die Bielitzer Fabrikantentöchter wieder nicht passten, sodass es zu wenig Mischung kam. Jedes Jahr in den Ferien gab es größere oder kleinere Manöver, bei denen ich freiwillig mitmarschierte. Die österreichische Feldartillerie, schon noch mit alten 8 cm Bronze-Feldgeschützen, die gewaltig krachten und viel Dampf machten. Kavallerie-Attacken sah man nie, Maschinengewehr und Schützengraben waren noch im Aufkommen. In der 2. Klasse traten, ich und auch später Karl in die Pennalie "Lygia" ein. Der alte Germanenstamm der Lygia, der in Schlesien gesessen haben soll, war der Namensgeber, Ursache die beginnende alldeutsche, antisemitische Bewegung. Ein Bild hatte ich in Bielitz, auf dem ich mit einem Säbel in der Hand am Boden sitze, Karl Miensil, Wenzel und andere, Haar, Schirn, von denen die meisten heute wohl nicht mehr leben. Sie Lygia rekrutierte sich aus Gymnasiasten, Real- und Gewerbeschülern und focht sogar Messuren mit stumpfen Säbeln. Jede Woche am Samstag war Kneipe, meist in einem obskuren Gasthaus an der Peripherie der Stadt, das oft gewechselt werden musste, weil die Pennalie streng verboten war. Erst stiegen nationale Vorträge, die Hauptsache war aber die Kneipe und der Bierkomment. Weil ich wenig Geld

hatte und das bittere Bier mir nicht schmeckte, habe ich nie einen Schwips gehabt, aber die alten Studentenlieder und der Kneipbetrieb gefielen mir sehr gut. Ein Jahr war ich "Fuchs" dann Bursch und sofort Schriftwart, ein weniger begehrtes Amt, das ich später, in fast allen Vereinen denen ich angehört habe, versah. Fast wäre ich auch "Senior" geworden, aber bei der Wahl kam ein anderer, der nicht besser war aber einen Kopf größer, mit Stimmenmehrheit durch, Natürlich wurde ich nach der Matura "Alter Herr" und hatte noch bis in die 30er Jahre Fühlung mit der Lygiaer, die auch die polnische Zeit überdauerte, aber in der Nazizeit aufhören musste. Für die Hochschulverbindung war die eine gute Vorbildung und die Lygia waren immer streng national eingestellt und sind es vielfach geblieben. Viele sah ich in der Ferialverbindung und in Wiener Korporationen wieder.

Als Hugo 1898 und Berti 1900 zur Welt kamen, war ich 14 bzw. 16 Jahre alt und schon aufgeklärt. Dazwischen war noch eine Fehlgeburt. Es war nur in dem Alter nicht sehr angenehm, so junge Brüder zu haben bzw., zu bekommen, Es kommt auch in anderen Familien vor, dass Nachzügler kommen, aber meist nach längeren Zwischenräumen und einzeln, Bei uns riss die Reihe seit 1896 nicht ab. Jedes Jahr wurde die Mutter schwanger, was ich natürlich bemerkte und mir peinlich war. Die Mutter sagte resigniert -co rock Prorock-, auf deutsch: jedes Jahr ein Kind, und die Eltern warfen sich gegenseitig vor, an dem Segen schuld zu sein, aber beide gebrauchten keine Verhütungsmittel, teils aus Bequemlichkeit teils der Kosten wegen. Ein derartiges, gedankenloses, Kinder in die

Welt setzen war mir immer unverständlich. Die Kehrseite war ein Sparen und Knausern, das sich in Kleidung und Essen auswirkte. Ich war in den Entwicklungsjahren 'immer hungrig und wollt nicht wachsen. Von allen Geschwistern bin ich auch der Kleinste geblieben. In der Schule stand ich im Turnen immer an der letzten Stelle und auch im Leben ist es besser, wenn man nicht ganz so kurz ist. Es erzeugt Minderwertigkeitsgefühle, wenn auch schließlich die Größe nicht ausschlaggebend ist und wirkt sich durch mancherlei Nachteile aus.

Solange ich jung und jünger war, habe ich unter diesen Gefühlen gelitten, später hat es sich gelegt. Mit 16 Jahren hörte ich auf in die Länge zu wachsen, Militärmaß hatte ich nur 1,59 Meter, Karl war zwar nur einige cm größer, aber bei dieser Größe machen schon 5 cm viel aus. Die 4 jüngeren sind alle größer geworden, wenn auch nur mittelgroß. Gegen große Weiblichkeit hatte ich eine physische Abneigung und ging ihnen aus dem Wege, wo ich konnte. Komischerweise stand nie in meinen Personenbeschreibungen und Pässen als Körpergröße klein, sondern immer "mittel. In Schuhen und mit Hut werde ich ja immer um 5 cm größer geschienen sein und wahrscheinlich hatten die Männer, die solche Papiere ausstellten, ihre Vorschriften. Meine Schwester Meta ist wohl auch nicht größer, aber Frauen mit den hohen Absätzen und der Frisur wirken immer größer und gelten in meiner Größe nicht als klein. Wenn die Größe auch nicht ausschlaggebend ist, im Leben ist es doch ein Vorteil, besonders in jungen Jahren. Später gleicht sich das aus. Es gibt viele große Männer, die

nicht ‚groß waren, mehr vielleicht als große Große. Vielleicht hat sich bei mir nur die unzureichende Ernährung in den Wachstumsjahren ausgewirkt, die 4 Jüngeren kamen erst nach dem Tode des Vaters in diese Jahre und da war es wenigstens ernährungsmässig besser, Es kommt auch oft vor, dass die ersten Kinder nicht die größten sind und die späteren ihnen über den Kopf wachsen. Der Vater und der Onkel Wilhelm waren auch klein, die Mutter als Frau groß genug, aber kaum etwas größer als der Vater. Karl und Hans haben größere Frauen geheiratet, ihre Kinder waren über mittel oder groß.

Dass wir mit Ausnahme von Karl und Josi alliterierende Vornamen haben, war eine Marotte der Mutter, die Überzeugung war, dass solche Namen Glück bringen. Auf was sich diese Überzeugung gründete, weiß ich nicht, vielleicht ein Vorurteil aus älterer Zeit. Jeder von uns, auch die ohne „H“, hat einmal Glück gehabt und dann wieder Pech, Unglück,. Das größte Unglück, dass die anderen Glücke überwiegt, war der 2. Weltkrieg und unsere Vertreibung, die 4 von uns getroffen hat. Auch ‚Meta hat in Holland darunter gelitten, ebenso Hans in Österreich, Karl in Amerika hat nicht darunter gelitten, das war unser Glück, dass er uns so viel helfen konnte. Ich habe in den Inflationsjahren nach dem ersten Weltkrieg, den ich mit Glück überstand, noch viel Glück gehabt und konnte in ein paar Jahren einen schönen Besitz erwerben den ich dann wieder verlor, das größte Unglück meines bisherigen Lebens .Karl hat in Amerika Glück gehabt, aber andere Unglück in seiner Familie. Meta, gut verheiratet hat noch am wenigsten Unglück gespürt, wenn

auch der Hoinkes zu jung starb. Hans, Josi, Hugo und Berti, Glück und Unglück verteilt, die Waage des Unglücks war aber schwerer. Den meisten Menschen geht es nicht anders. Glück im Spiel habe ich nie gehabt, auf Glück in der Liebe konnte ich nicht rechnen. Was mir noch bevorsteht, ob Glück oder Unglück, muss ich über mich ergehen lassen, bis einmal meine Stunde schlägt. Dann ist Glück oder Unglück dasselbe. Deshalb habe ich nie an Glück oder Unglück; geglaubt oder damit gerechnet, ich war trotz meiner cholерischen Verfassung immer Fatalist und Pessimist, was mir manchmal das Leben nicht lebenswert machte.

Das Obergymnasium habe ich ohne wesentliche Schwierigkeiten durchlaufen. Zwar hatte ich in der 5. Klasse einen Tadel in Mathematik, die der damalige Direktor selbst lehrte. Meine Schularbeiten waren so schlecht, dass ich zweimal die schlechteste Note "ganz ungenügend" bekam. Ich bin aber trotzdem nicht sitzen geblieben, der Vater war einige Male beim Direx, den er durch den Druck des Jahresberichtes kannte und dann ging es besser.

In der 6. Klasse hatte der Griechischlehrer es auf mich und Fieg abgesehen. Ich weiß nicht, warum er sich gerade uns beide ausgesucht hat, ich bin mir keiner Schuld bewusst. Meine schriftlichen Arbeiten waren durchweg befriedigend und wenn ich unter normalen Verhältnissen geprüft wurde, habe ich immer entsprochen. Aber dieser Professor, er hieß Alexander Knauer und war ein Grazer, war ein sehr nervöser Herr. Vielleicht hat er gemerkt, dass Fieg und

ich nicht mit großem Interesse dabei waren, oder es heuchelten, was bei der Mehrzahl der Schüler ohnehin der Fall war. Er liebte es, während des Vortrags plötzliche Fragen zu stellen und wehe, wenn man nicht gleich antwortete. Dann schmierte er sofort der "Herrschaft Fieg oder Handel" einen Fünfer und diese Fünfer wogen die guten Noten der mündlichen und schriftlichen Prüfungen auf. Er drohte mir im 1. Semester, das vom 15. Sept.-15 Feb. dauerte, einen Durchfall in Griechisch an. Ich habe mich zu Hause beschwert, die Mutter ging zum Direktor, der versprach, die Sache zu untersuchen und mich notfalls in seiner Gegenwart von einem anderen Lehrer prüfen zu lassen. Das hat geholfen, bei Fieg war es noch einfacher. Seine Mutter nahm einen anderen Griechisch - Professor, es kostete allerdings 2 Kronen pro Stunde, und ließ dem Otto Nachhilfestunden erteilen, bei denen am allerwenigstens Griechisch getrieben wurde, sondern endlos debattiert über religiöse, soziale und politische Probleme, der Professor war ein großer Schweller, auch ein Jude, von denen wir 3 an der Anstalt hatten. Der Knauer musste aufhören, zu selektieren, denn Schüler eines Kollegen musste er schonen. Einmal hat aber die ganze Klasse gegrinst und er konnte nichts machen. Nervös, wie er war, riss er das Taschentuch aus der Hosentasche und da polterten etliche Würfel Zucker auf den Boden, die er wortlos aufklaubte. Er war ein eifriger Kaffeehausgänger, wo er nach dem Mittagessen seinen Schwarzen zu trinken pflegte und trank ihn ohne Zucker, den er mitnahm. Dann hatte ich auch Schwierigkeiten mit dem Religionslehrer, einem Dr. .theol. Josef Biolek, dem man den Polen an der Aussprache

anmerkte. Kirchengeschichte ging noch, weil mich jeder Geschichtsunterricht interessierte, aber Dogmatik und Kirchenlehre waren mir ein Greuel. Wenn ich aufgerufen wurde, konnte ich entweder gar nichts oder stotterte herum und, ließ mir einsagen. Ich wurde sogar in Religion getadelt, was sehr selten war. Sonn- und feiertags mussten wir in den Vormittagsgottesdienst und oft hat er uns so einen schönen Sonntag verpatzt, er hatte jedenfalls seine Spitzel und wusste genau, wenn einer gefehlt hatte, den er dann zur Rede stellte. Dreimal jährlich mussten wir auch zur Beichte und Kommunion, wobei er zwar nicht selbst die Beichte abnahm, aber immer bei der Kirchentür jeden kontrollierte. Nach der Beichte mussten wir die 14 Stationen der Leiden Christi auf den Knien abrutschen. Für Beichtete benutzte ich meist denselben Zettel, den ich von Beichte zu Beichte aufhob und dem Beichtiger ablas. Es waren immer dieselben Sünden, es ging alles schablonenmäßig. Dieser Zwang hatte zur Folge, dass ich nachher jahrelang zu keinem Gottesdienst ging, erst bei der Trauung und im Weltkrieg, wenn ich zum Kirchgang mit der Mannschaft kommandiert wurde, habe ich Kirchen von innen gesehen und das Benehmen im Gottesdienst und das Ritual fast vergessen. Trotzdem haben Fieg und ich den Biölek nach der Matura besucht, worüber er sich sehr gefreut hat. Bis zur Matura hatte ich: weiter keine Schwierigkeiten, in Geschichte und Deutsch war ich einer der Ersten, ebenso im Turnen, Mathematik machte mir Vergnügen und nur Physik hatte ich nicht gern. Deutsche, schriftliche Hausarbeiten lieferte ich an schwächere Schüler auf Bestellung, gegen Bezahlung. Ich bekam immer 1 oder 2, mein Abneh-

mer aber nur 4.

Mit einem Deutschlehrer, der mit Onkel und Tante in der Lesehalle seinen Tarock spielte, war ich befreundet, soweit das zwischen Lehrer und Schüler möglich ist. Wir hatten auch im Obergymnasium unter den Professoren einige Originale. Der Direktor Dr. Wazol war ein großer starker Mann mit einem Ziegenbärtchen, er hatte ein sehr lebhaftes Wesen, sprach sehr schnell ziemlich hoch, was bei seiner Größe und seinem Bauch sehr komisch wirkte. Wir nannten ihn nie anders als den Wzitzok und es ging von ihm die Mär, dass er 'Löwenzahn' fräße. Jedenfalls war er oft in den von Löwenzahn übersäten Anlagen vor der Anstalt gegen den er einen vergeblichen Reinigungskampf führte. Er war aber gut und gerecht. Dann war ein Deutsch-Geografie und Geschichtelehrer da, der Gollop, ein Schulpedant, den ich täglich traf, weil er im Nachbarhaus bei Hertrich wohnte. Er hatte eine dickwadige-, kräftige Tochter, die 'Ella, die ich eine Zeit lang von Ferne verehrte. Er hatte ein Lehrbuch geschrieben: Was sehe ich wenn ich am Morgen auf der Bielitzer Anhöhe stehe? Antwort: die Sonne, sie geht hinter dem Josefsberg auf, im Osten usw., immer ein Fragen- und Antwortspiel blöde-" Art. Er sprach die Schüler nicht mit Sie an, sondern, wenn er einen zur Prüfung aufrief, sagte er: ich werde jetzt den Lauf der Donau von Linz nach Wien beschreiben, meinte aber nicht sich, sondern den Schüler. Einmal prüfte er mich aber Hermann und Dorothea - ich werde jetzt erzählen. wobei ich im Eifer "von des zierlichen Kopfes Eirund erzählte. Er hörte eine Weile zu, dann fauchte er: Genug setzen, es heißt "des Kopfes zierliches Eirund". Ge-

schichte unterrichtete er so, dass er in dem Geschichtslehrbuch Abschnitte aufgab, die er wahrscheinlich auswendig kannte und die man wortgetreu herunterplappern musste. Selbst kleine Abweichungen und Umstellungen rügte er, aber er war ein strenger Herr und man fürchtete ihn. Da war der Geschichtsprofessor, der uns zur Matura führte, etwas ganz anderes. Ein kleiner glatzköpfiger und schmuddeliger Jude namens Samuel Gorge, ein gescheiter Mann, aber kein Pädagoge. Bei ihm ging es ähnlich zu, wie beim Wolf', nur nicht mehr so laut, wir waren ja schon Abiturienten. Aber dafür machte jeder mehr oder minder, was er wollte. Am meisten wurde für die nachfolgenden Stunden präpariert, gelesen, gedöst. Richtige Prüfungen ab es nicht, wenn er prüfen wollte, rief er den Schüler zum Katheder, stellte die Frage und half sofort nach, wenn es nicht ging. Fehler korrigierte er nachsichtig und half mit ganzen Absätzen nach. Er war ein sehr guter Kerl. Wenn er einmal wild wurde, spuckte er und hatte Schaum vor dem Mund. Er war immer bekleckert, roch nach Bier und hatte ungebügelte Hosen. Obwohl er ein Jude war, war er ein großer Pietator und Junggeselle. Beides selten bei Juden. Einmal stellten wir ein Paar Schuhe hinter den Ofenschirm, einer ging aufs Klo und blieb lange. Sein Fehlen wurde nach einigen Minuten bemerkt und wir lenkten die Aufmerksamkeit auf die Schuhe hinter dem Schirm, es sah so aus, als ob einer dahinter stünde. Er fiel richtig hinein: Haberfeld - so hieß der Fehlende - kommen Sie aber rasch". Haberfeld kam aber nicht und Gorge kam dem Ofenschirm näher, immer lockend und immer mehr in Wut geratend, bis er hinter den Schirm sah. Die Klas-

se grölte und Gorge spuckte vor Wut. Es hatte aber kein Nachspiel. Seine Hauptfrage war fast ununterbrochen die Rechte der Habsburger auf den deutschen Kaiserthron. Von Friedrich III 1439 - 1493, bis auf Franz II. Die musste jeder heruntersagen können.

Wenn ein Schüler bei der Prüfung nichts anderes konnte, war das immer seine Rettung. Für die Matura hatte er uns sehr gut vorbereitet. Jeder Abiturient musste sich auf 3 Fragen vorbereiten, die er vom Gorge bekam und er hielt sogar eine Generalprobe ab. Mich interessierte es nicht, ich war auf Grund meiner Noten im Obergymnasium von der Prüfung in Geschichte befreit. Es klappte auch bei der Matura bis auf den Kuno Ritter von Pongracz. Pongracz de deszent Miklos et (ung. Adel) und dem Max Mayer Rappaport, einem jüdischen Jüngling. Eine Verwechslung ? Der eine war sehr beschlagen in den napoleonischen Kriegen , suchte aber Austerlitz in Thüringen, wobei er Austerlitz mit Auerstedt verwechselte. Der andere war sehr gut in altgriechischer Geschichte, hatte aber gar keine Ahnung von der griechischen Geographie und suchte Marathon vergeblich in Kleinasien. Beide mussten nach den Ferien in Geschichte wiederholen. Als ich in der 7. Klasse war, brach bei uns Scharlach aus. Woher die Ansteckung gekommen war, war nicht festzustellen, wahrscheinlich durch die Schule. Bis auf mich, der gar nicht erkrankte und Karl, der im Gesicht geschwollen war, waren alle krank und lagen im Bett und alle in demselben Zimmer. Meta hatte es am schwersten, der alte Dr. Grelsmann, einer von den vielen jüdischen Ärzten in Bielitz – es gab nur wenige

christliche- kam und behandelte. Aber es wurde nicht besser. Er schüttelte den Kopf und Meta war fast aufgegeben. Da ließ die Mutter sie versehen. Der Pfarrer Dr. Bulowski kam selbst, es war sehr feierlich und traurig, aber Meta überstand die Krise und gesundete ohne Folgen. Auch die anderen bis auf Berti, der damals erst 3 Jahre alt war. Er behielt einen Ohrenfluss, der aus Sparsamkeit wahrscheinlich nicht richtig behandelt wurde und musste 1904 nach des Vaters Tod in Wien operiert werden. Beide Trommelfelle waren schon kaputt, es stand zu befürchten, dass die Eiterung an das Gehirn käme. Ich war damals in Wien, die Mutter brachte ihn, er hat mir sehr leid getan und ich habe ihn oft besucht. Er war etliche Monate dort, bis ihn die Mutter wieder holte. Er hat für sein ganzes Leben einen Denkkärtchen bekommen, der vielleicht nicht notwendig gewesen wäre, wenn man gleich operiert hätte. Ich musste damals oben beim Onkel schlafen und jede Berührung mit den Erkrankten vermeiden, weil ich weiter in die Schule ging. Ich habe in meinem Leben noch nie soviel rohe Zitronen gegessen wie damals, sie sollten angeblich vor Ansteckung schützen. Die Tante hatte damals ein polnisches Mädchen für alles, die Toni, die sehr empfindlich und reizbar war, aber sehr gut kochte, sodass die Tante sich nicht viel um den Haushalt kümmern musste und viel freie Zeit hatte. Bei uns war es umgekehrt, ich glaube wir hatten damals nur noch eine Bedienerin, weil kein Mädchen es aushielt.

Im Juli 1903 kam dann endlich die lang ersehnte, aber auch gefürchtete Matura, das größte Ereignis meines bisherigen Lebens. Nach der Matura winkte die Frei-

heit. Ich musste einen schwarzen Salonanzug mit langen Schößen bekommen, so gingen alle zur Matura, man konnte ihn auch leihen, aber ich brauchte ihn sowieso für die Tanzstunde. Der Vater hat widerspruchslos bezahlt, ich glaube es imponierte ihm, wenn er es auch nicht sagte, dass der Älteste Matura machen konnte, während er es nur bis zur Volksschule gebracht hatte. Auch trug ich damals endlich eine Brille für meine Kurzsichtigkeit, die ich nach langem Kampf durchgesetzt hatte. Es ging nicht mehr ohne Brille, weil ich so kurzsichtig war, dass ich auf der Schultafel nichts mehr lesen konnte. Der Vater sagte immer, es sei nicht notwendig und es sähe gigerhaft aus. Wahrscheinlich waren seine Augen noch in Ordnung, er war 44 Jahre und da beginnt oft die Weitsichtigkeit, aber wahrscheinlich war es bei ihm noch nicht so weit. Die Mutter, der Onkel und die Tante haben erst viel später ein Glas gebraucht. Je näher die Matura kam desto größer wurde das Gespenst, das mich nachts in den Träumen verfolgte. Es war nicht so sehr die Angst vor Nichtwissen, es war vielmehr vor dem Durchfallen. Ich war nicht der schlechteste Schüler, in 2 Fächern über dem Durchschnitt und hatte Vertrauen zu meinen Kenntnissen. Aber man konnte Pech haben, oder die Aufregung ließ einen im geeigneten Moment alles vergessen, was man sonst gut konnte.

Mehr Angst hatten wir vor der mündlichen Prüfung, als vor der schriftlichen. Da konnte man sich noch manchmal irgendwie helfen gegenseitig oder durch Spickzettel, aber beim mündlichen war das unmöglich. Was haben wir alles angestellt, um in den Besitz

der mündlichen Themen zu kommen? Sie gingen an den Landesschulrat zur Genehmigung und kamen kurz nach der Matura zurück. Das alles wussten wir durch ein organisiert. Spitzelsystem und den Schuldiener Gudocha, einen ausgedienten K.-K.-Feldwebel, der dem Direktor zu Gesicht stand und auch kein Kirchenlicht war. Wir hatten ihn bestochen, es wurde Geld gesammelt, jeder nach Kräften. Eine gute schriftliche Arbeit war schon ein gutes Vorzeichen für die mündliche. Eines Nachts wurde mit seiner Hilfe in die Direktionskanzlei eingebrochen. Draußen standen Wachen vor dem Gebäude und in den Zugangsstraßen. Zwei Mutige, die es bitter nötig hatten, gingen in das Gebäude. Der Schuldiener sperrte die Kanzlei auf und mit Blendlaternen wurde hastig gesucht aber nichts gefunden. Wahrscheinlich hatte der Direx die Themen irgendwo versperrt wo der Schuldiener keinen Zutritt hatte oder mit nach Hause genommen. Wenn die Sache irgendwie aufgefliegen wäre, hätte es den Schuldiener den Posten und viele von uns die Aussicht auf die Matura kosten können, abgesehen von dem Skandal und den gerichtlichen Folgen. Es war ja ein Einbruch, wenn auch nichts entwendet wurde, es lief aber gut ab, und so mussten wir ohne Wissen antreten. Die schriftliche Prüfung war im großen Zeichensaal, zwischen den einzelnen Prüfungen waren große Abstände, um gegenseitiges Aushelfen zu verhindern. Auch wurde man zwar nicht visitiert, aber scharf betrachtet. Man musste etwaige Hilfsmittel - es gab auch solche Schwarten zu kaufen, so gut im Anzug verstecken, dass äußerlich nichts zu merken war. Wir hatten vier Stunden Zeit zur Ausarbeitung, konnten erst ein Kon-

zept machen und dann die Reinschrift, jeder nach Belieben. Im Saal hielt abwechselnd ein Mitglied des Lehrkörpers Wache. Er konnte, wenn er wollte, eins der beiden, Augen zudrücken, meistens nicht. Wenn man aufs Klo wollte, musste der Schuldiener mitgehen und warten, aber der war auf unserer Seite. Punkt 12 Uhr mussten die Arbeiten abgegeben werden, gleichgültig, ob sie fertig waren oder nicht. Wer früher fertig war, konnte gehen. Bis auf die mathematische Arbeit war ich immer schon um 11 Uhr fertig. Von meinen Arbeiten war die Deutscharbeit die Klassenbeste, das Thema habe ich leider vergessen. Es war ein ganz allgemeines Thema, das man mit Phantasie ausschmücken konnte. Die übrigen Arbeiten waren mittel, die mathematische nur genügend, wie ich später erfuhr und auch durch Vergleich mit den anderen bald herausbrachte. Deshalb hatte ich vor der mündlichen Mathematikprüfung Respekt. Einige Wochen später begann die mündliche Prüfung. Es waren heiße Tage im Juli. Zuerst hielt der Vorsitzende, ein vom Landesschulrat delegierter Herr, eine Ansprache, alles war feierlich in schwarz, auch die Herren vom Lehrkörper. Die Prüfung dauerte mehrere Tage. An jedem Tag wurden 4 – 5 Kandidaten vorgenommen, es ging nach dem Alphabet. Mit H kam ich erst am 3.Tag dran. Die Nacht vor der Prüfung habe ich nicht geschlafen, auch die in den letzten 8 Tagen vor der Prüfung wenig. Da habe ich mich in unser Zimmer eingeschlossen und Tag und Nacht geocht. Hauptsächlich Daten, Formeln, meist Sachen, die mehr Gedächtnis, als Wissenssache waren und ich habe mir ausgemalt, wie sehr ich mich bemühen würde, sie nach der bestandenen Prüfung

möglichst rasch zu vergessen. Endlich war der große Tag da, begleitet von den Segenswünschen der Eltern zog ich aus. Während ich die Zeit vorher sehr nervös und aufgeregt war, war ich, als es losging, ganz kühl und ruhig. Es wurde mir alles gleichgültig, es gab nur noch ein Gefühl der Wurstigkeit. Das ist mir später, in entscheidenden Lebenslagen immer so gegangen und hat mir geholfen, sie zu überstehen. Kühl und sachlich, ohne zu stottern, ohne Pausen zu machen, beantwortete ich die gestellten Fragen.

Alles ging gut. In Griechisch hatten wir den alten Pappler, er gab mir eine leichte Stelle aus der Odyssee. Deutsch, Mathematik und Physik, vor den 2 letzteren war ich etwas bange gewesen, gingen glatt. Nur in Latein hatte ich anfangs Pech. Unser damaliger Klassenvorstand, der alte Dr.Brandnaer, war auch Jude, ganz weiß und trug grobe Schuhe mit dicken Sohlen, weshalb er, Eda (Eduard) der Klopfer“ hieß. Er gab mir erst eine verzwickte Stelle aus Livius, (ab urbe condeta), schlug aber sofort eine andere auf, als er merkte, dass es haperte. Zu Mittag wussten sie schon zu Hause, dass es gut war, der Vater hatte sich beim Direx erkundigt. Nachmittags war alles überstanden. Das Gefühl mit dem ich nach hause eilte, lässt sich schwer beschreiben. Dort wurde ich beglückwünscht, was selten war bei uns, Gefühlsausbrüche waren nicht üblich bei uns. Nachdem die letzten drangekommen waren, was einige Tage dauerte, wurden uns in feierlicher Weise die Zeugnisse ausgegeben. Wir waren 29, von denen 27 sofort bestanden und 2 wurden auf 2 Monate zurückgestellt, es waren 15 Katholiken, 4 Evangelische und 10 Juden. Vor mir

war im Alphabet der Jakob Haberfeld aus Auschwitz, ein reicher Schnapsfabrikantensohn, hinter mir Lazar Heilpern, Tuchfabrikantensohn aus Bielitz.

Jetzt war ich frei, die neue Freiheit wurde gründlich ausgenutzt und vom Vater respektiert. Jeder Abiturient gab seinen künftigen Beruf an, ich hatte Philosophie angegeben, da ich an der Philosophischen Fakultät inskribieren wollte. Nach der Matura gab es einen Abschiedkommers mit Festessen im Kaiserhof, zu dem der Direx mit dem Lehrkörper eingeladen wurde. Es waren ca. 50 Personen, es wurde viel und gut gegessen und getrunken und viel geredet. Jeder Abiturient musste für die Kosten 10 Kronen beitragen. Gegen Mitternacht verschwanden die meisten Professoren und Sami Gorge übernahm das Präsidium des Exteils. Es dauerte bis früh, Gorge war schwer bezechet und musste von uns nach Hause gebracht werden. Vor dem Auseinandergehen wurde vereinbart, in 25 Jahren wieder zusammenzukommen. Das geschah auch 1928 in demselben Haus, aber es waren nur noch 15. Fünf waren im ersten Weltkrieg gefallen und die übrigen teils verschollen teils reagierten sie nicht. Otto Fieg hat das 1928 arrangiert * in Bielitz waren nur 6 geblieben. Und dann kam noch der Abend bei Fieg. Seine Mutter hatte versprochen, wenn alles gut ginge, ein Bankett zu spendieren, auf das wir uns schon wochenlang vorher freuten und alles im Detail besprochen hatten. Speisenfolge, Getränke, Rauchen, Musik und alles andere nachher. Frischler war mit Eifer dabei und freute sich am meisten. Er war armer Leute Kind, doch im letzten Moment musste er eingeladen werden, weil er sich bei der Matura

irgendwie nicht honorig benommen hatte. Es war eine Völlerei und Sauferei, ich habe damals die erste Zigarre geraucht, bei der mir übel wurde, trotz meiner 19 Jahre. Nach Mitternacht wurde ein Bummel durch die Nachtlokale von Bielitz unternommen. Erst die Kaffeehäuser, dann zweifelhafte Lokale und zum Schluss das Bordell. Es sollte der Abschluss, die Krönung des Abends sein, es hat mich aber angewidert, auch erregt. Es war das erste Mal in meinem Leben, dass ich so ein Lokal, das ich aus den Schilderungen der Mitschüler schon kannte, besucht habe und es ist später in Wien und Leipzig nur selten vorgekommen das Milieu war mir zuwider.

Nach der Matura kam die Tanzstunde. Sie wurde immer in den großen Ferien von Juli bis September gehalten, 2 Mal wöchentlich. Es war die gesellschaftlich höchste Tanzstunde, die Studententanzstunde, deren Besuch auch die meisten reichen Fabrikantentöchter zu besuchen nicht unter Ihrer Würde hielten. Für jede Tanzstunde, die etwa 20 Lektionen umfasste, wurde ein Herren - und ein Gardedamen - Komitee gebildet. Erst das Herrenkomitee aus den Abiturienten von Mittelschule, Gymnasium, Realschule und höherer Gewerbeschule. Es konnten auch Schüler der 2 obersten Jahrgänge teilnehmen, und die Hochschüler waren immer willkommene Gäste. Als Vertreter des Gymnasiums wurde ich gewählt, ich weiß wirklich nicht, wie ich zu der Ehre kam. Vielleicht scheuten die anderen das damit verbundene Hervortreten, die Verantwortung die damit auf sich genommen wurde oder die Arbeit, die ja, wenn nicht sehr anstrengend, doch zu leisten war. Verantwortung in

geldlicher Beziehung, denn das Herrenkomitee war der Unternehmer, der bei einem evtl. Defizit einspringen musste, wenn auch das Gardedamenkomitee, in das nur wohlhabende Damen gewählt wurden, einen gewissen Rückhalt bot. Die Ausgaben waren beträchtlich. Honorar des Tanzlehrers, Musik, Saal, Dekoration, Licht, Drucksorten, die natürlich in unserer Druckerei hergestellt wurden, Tanzstundenzeitung u.a.m. . Einnahmen der Kursbeitrag, 30 Kronen pro Kopf und der Eintritt für die Gäste. Bei schwacher Beteiligung war es ein Risiko wir hatten aber Glück und bekamen ca. 30 Paar Tanzschüler und Schülerinnen, die allein schon 1800 Kronen erbrachten und damit waren wir über Wasser. Ich wurde wie immer Schriftführer, der Realschüler Hess war Kassier und der Gewerbeschüler Alfred Pfister, der später nach Amerika abgeschoben wurde, war gewissermaßen der Präses, wenn wir auch gleichberechtigt waren, Hess und Pfister waren Evangelen, also war auch das konfessionelle Prinzip gewahrt, da Juden nicht teilnehmen konnten. Hess und Pfister waren Söhne alleingesessener Familien. Pfister, ein Leichtfuß, etwas dicklich, immer lustig, etwas größer als ich, Hess ein Pedant. Pfister entschied bei Meinungsverschiedenheiten. Wir wählten dann wohlüberlegt die 3 Komiteedamen, die aber nicht viel zu sagen hatten und mehr den Namen hergaben. Sie wurden feierlich eingeladen. Wir fuhren in einer schwarzen Kalesche, knapp vor 12, vor und brachten unsere Bitte heraus. Es war eine Ehre und wurde nie abgelehnt. Die Gardedamentöchter waren hübsch und wurden von den Komiteeherrn bevorzugt behandelt. Leider waren 2 von ihnen, die beiden Hainisch – Mädels, von denen

eine später den Molenda geheiratet hat, sehr groß und es kostete mich immer Überwindung, sie zum Tanz zu engagieren. Auch mit meiner späteren Schwägerin, der Luise Lauterbach, habe ich selten getanzt. Wenn das Mädels etwas größer war, war es nicht so schlimm, wenn es aber mehr als ein halber Kopf war, hatte ich immer das Gefühl, dass es lächerlich aussieht. Luise hat sich später, als wir verschwägert waren, immer klein gemacht, wenn ich einmal mit ihr antrat. Dem Pfister hat es nichts ausgemacht, seine Quadrilletänzerin war das längste Mädchen unter den Schülerinnen, die kleinste war die Olga Antes. Pfister nahm es humoristisch, ich sah aber wie komisch es war, wenn der Herr an der Dame heraufschauen musste. Dem Otto Vogt, der auch nicht größer war als ich, hat es nichts ausgemacht, er tanzte mit Vorliebe sogar mit großen Mädchen.

Die Liste der einzuladenden Mädchen wurde von uns mit viel Kopfzerbrechen aufgesetzt. Nach oben gab es keine Grenze, nach unten war es schwerer. Die gesellschaftlichen und sozialen Verhältnisse durften nicht zu weit auseinander gehen, obwohl wir genug Anwärterinnen hatten und wählen konnten. Es mag manche gegeben haben, die sich gekränkt fühlten weil sie nicht eingeladen wurden. Der Querschnitt war bürgerlich. Staats- und höher gestellte Privatbeamte, Kaufleute, Gewerbetreibende, freie Berufe und natürlich Fabrikanten. Arbeiter und kleine Angestellte, kleine Handwerker, mussten übergangen werden, für die war es auch zu kostspielig. Die Mädchen mussten gut angezogen sein, beim Schlusskränzchen musste ein neues Kleid, Schuhe, Blumen, Frisur u.a. angeschafft

werden. Mit den Herren waren wir weniger wählerisch je mehr, desto besser, damit kein Mädels sitzen bleibt. Außer unserer Tanzstunde gab es noch eine zweite, aber unsere war die vornehmste. Wir fuhren dann bei den einzelnen Mädchen im Wagen vor und holten uns die Zusagen, es gab keine Absage.

Die erste Tanzstunde war ein Trumpf für uns, außer allen Geladenen gab es auch viele Gäste. Die meisten Mädels konnten schon etwas tanzen, viele von den Herren aber nicht und es mag da recht heiter gewesen sein, zuzusehen. Ich hatte ja auch keine Ahnung, obwohl ich eine Schwester hatte, die auch die Tanzstunde besuchte. Die Mutter ging sehr gerne mit als Garde und hat dort manche Bekanntschaft angeknüpft. Zur Bewältigung der "Arbeit" hatten wir jede Woche mehrere Komiteesitzungen. Sie fanden in der Frühstückstube Geyer u. Reichel, die in Bielitz damals sehr bekannt war, statt. Dort gab es ein kleines Klubzimmer, wo wir tagten und Besuche von Tanzschülern und Gästen erledigten. Natürlich waren die Sitzungen nicht trocken. Es wurde gut gefrühstückt. 2. Frühstück und dazu Bier, Wein und Schnaps getrunken, ich hielt mich an Süßwein und Likör. Da aß ich Delikatessen, die ich bisher noch nicht kannte, Sardinen, Hummer, feine Käse und Salami, appetitlich belegte Brötchen, sodass ich zu Mittag meist keinen Appetit hatte. Nachmittags fanden die Sitzungen im Kaffeehaus statt, Es ist mir selten so gut gegangen, wie in den Tanzstundenwochen. Natürlich bezahlte die Tanzstundenkasse auch unseren Verbrauch in den Tanzstunden. In den Pausen trafen sich verschiedene Tanzschüler im Konklave hinter dem Vor-

hang an dem Podium und tippelten mit dem Tanzstundenlehrer, dem alten Abt, der ein Süffling⁹ war, man sah es an seiner Nase, und dem Klavierspieler Przybilski. Aber sonst waren wir mit den beiden sehr zufrieden. Abt war ein guter Lehrer und immer vergnügt. Am Anfang tanzte er selbst manchen ungeschickten Tanzschüler ein und engagierte auch die Mädchen. Er tanzte elegant im schwarzen Gehrock und war sehr galant gegen die Damen. Bei den Quadrillen musste er sich manchmal heiser schreien und tippelte dann umso mehr hinter der Bühne. Przybilski war sehr fleißig, er war Klavier- und Musiklehrer, aber wenn er zum Tanz spielte, dann hatte das Klavier nichts zu lachen. Es gab auch Zugaben nach Schluss, das kostete Bier, das er nicht verabscheute und Zigarren. Ich brauchte nicht viel an den Tanzstundenabenden, begnügte mich mit Kracherln oder Limonade, da mir das Bier nie recht schmeckte und ich auch noch nicht rauchte. Dafür brauchte Pfister mehr, Hess war ein Schnorrer, der auch da sparte, wo es nicht seine Tasche belastete. Es war ein herrliches Leben, leider nur 2 Monate, Meta ging auch in die Tanzstunde. Einer ihrer Quadrilletänzer war der Hess, der ihr aber nicht gefiel, ein anderer der Hermann Hoinkes und daraus hat sich später die Ehe entwickelt. Hoinkes war konservativ, er blieb bei der einen., Auch Suchy Georg hat seine Frau, die Grete Bartelmus, dort kennen gelernt. Trude war damals, als wir einluden, das Nesthäkchen, erst 3 Jahre. Alfred Bartelmus war ein Schmetterling und Schwerenöter, ebenso Pfister. Mir fiel das nicht leicht, ich wusste nicht, was ich mit den Mädeln reden sollte. Meine Herzensdame, die 2, Quadrilletänzerin habe ich auf

komische Art erkoren: der Tanzmeister Abt verkündete: jeder Herr wählt sich eine Dame für die 2. Quadrille! Wir standen uns in 2 Reihen gegenüber, ich ging einfach gerade aus und stand auf einmal vor der Lotte Walitza, einer Gutsbesitztochter, verbeugte mich und engagierte. Andere hatten schon früher ihre Wahl getroffen und handelten danach. Das war, als wir anfangen, die zweite Quadrille zu lernen und ich wusste nicht, was das bedeutete, musste aber dabei bleiben. Das Mädchen hatte vielleicht einen repräsentativeren Herrn erwartet, aber sie war ziemlich fremd und hatte auch keine Schulfreundinnen, war aber gut erzogen. Unser Verhältnis war sehr kühl und beschränkte sich auf die Pflichttänze. Sie war auch schon älter als die anderen Mädchen, ich glaube 17, während die meisten anderen 14 - 15 zählten. Sie war auch nicht sehr gesprächig, vielleicht auch nicht sehr gescheit, aber immer gut angezogen. Sie ist jung und unverheiratet gestorben, möglicherweise war sie schon damals nicht ganz gesund.

Die erste Quadrille tanzte ich mit Valerie Niederle, Tochter eines Zolldirektors, deren Brüder ich kannte, sie war munter und anspruchslos aber etwas knochig. Die dritte war die Olga Antes, das kleinste Mädchen, Ihre Mutter war mit meiner befreundet, sie hätten mich gerne verkuppelt, aber ich wollte nicht. Sie war ein winziges Persönchen, zierlich, aber nicht sehr intelligent und hatte immer eine leicht gerötete Nase. Sie hat später einen Offizier geheiratet, der bedeutend größer war, da hat der Alte wohl tief in die Tasche gegriffen, sie waren wohlhabend. Ihre Eltern haben später einen Tanzabend im Hause veranstaltet,

bei dem ich mit Meta, mit der sie befreundet war, eingeladen war, ich habe mir dabei nichts gedacht. Wenn sie nach ihrer Mutter geraten ist, wird sie später eine kleine dicke Frau geworden sein. Oft mussten wir Komiteeherrn auch einspringen, wenn Not am Mann war. Da musste man mit allen Mauerblümchen tanzen, Otto Fieg war auch in der Tanzstunde, spielte aber eine ziemlich klägliche Rolle, obwohl er gut tanzte und aussah, aber im Gesicht war er hässlich, Meist absolvierte er stumm seine Pflichttänze und wusste, obwohl er sehr gescheit war, nichts zu reden. Das schönste Mädchen war eine Raschke, aber sie war nicht so schön wie eingebildet, ihre Schwester war nur hübsch, aber nett. Eine Josch, die Tochter eines Schweinehändlers war protzig und aufgeblasen, vielleicht wegen der vielen Schweine ihres reichen Vaters. Sie hat auch ihren 2. Quadrilletänzer geheiratet, wurde bald Witwe, musste später Studenten halten und betätigte sich karitativ, d.h. sie sammelte. Wenn sie 30 Jahre später bei uns im Büro vorsprach, schwärmte sie immer von der schönen Tanzstundenzeit. Dann waren da die Roth - Mädels von der Seifenfabrik. Die eine, die Frieda, nannten wir den Triumphbogen. Die Kleider waren damals noch nicht wadenfrei, aber sie hoben sich beim Walzer manchmal und da konnte man die 0 - Beine sehen. Ihre Mutter war die Schwägerin eines Wiener Markomannen, Dr. Winkler, dem sie mich empfahl. Die spätere Frau von Dr. Lubich war ein sehr lustiges Mädchen. Unter den Herren war auch ein Engländer aus der Vacuum - Raffinerie. Mr. Dopps war sehr arrogant und hatte einen Krach mit einem Hochschüler, der ihm seine Zeugen sandte, worauf er kniff. Jede Woche war eine ver-

längerte Tanzstunde, da gab es besonders viele Gäste. Dann wurden auch Tanzstundenausflüge gemacht. Im bekränzten Leiterwagen fuhren wir nach Lobnitz, es humpelte und rumpelte, man wurde durchgeschüttelt und bekam blaue Flecken, es war aber trotzdem sehr schön und lustig. Der Lobnitzer Wald und der Heimweg zu Fuß im Dunkeln war etwas für die verschiedenen Liebespaare. Küssen ist keine Sünde... ich habe es nicht probiert, war zu schwerfällig, machte lieber Beobachtungen, die ich bei Gelegenheit in Gedichten verwertete. Der Adlersaal in Biala war ein ideales Tanzstundenlokal, der Saal nicht zu groß, aber auch nicht zu klein, unter dem Balkon auf der erhöhten Estrade saßen die Gardedamen, oben auf dem Balkon in Logen die Gäste, Für Liebespaare war Platz auf der Stiege, unten war Restaurant und Kaffeehaus. Von uns nur etwas weit, am entgegengesetzten Ende von Bielitz - Biala, der Weg führte an einigen Kaffeehäusern vorbei, wo man oft hineinfiel nach dem Abend. In der Mitte der Tanzstundenzeit war die Mittelkolonne, ein reiner Tanzabend, der aber bis früh dauerte und mancher Mutter Kopfzerbrechen über die Toilette der Tochter machte. Es war die Vorübung für das Schlusskränzchen, das als Ball aufgezogen wurde und ein kleines Ereignis für Bielitz - Biala war. Es wurden besondere Einladungen geschickt, der Saal wurde geschmückt, wobei die Mädels halfen, eine regelrechte Tanzkapelle wurde bestellt, eine Tanzstundenzeitung gedruckt, die ich redigierte und textlich zum großen Teil selbst bestritt. Andere lieferten Skizzen und Karikaturen. Sie hat über 100 Kronen gekostet, sich aber bezahlt gemacht.

Noch viele Jahre später habe ich sie in manchen Familien gefunden. Eine Tombola mit vielen, zum Teil schönen Gewinnen, die bei uns abgegeben wurden, war eine gute Einnahmequelle. Jedes Mädchen gab den Quadrilletänzern ein kleines Andenken, die Mädels bekamen dafür Blumenbuketts, abgestuft in Größe und Kosten, je nachdem, ob 1., 2. oder bloß 3. Quadrille, mit pompösen Schleifen. Die Mädels paradierten in neuen Ballkleidern, die Kosten waren erheblich, besonders, wenn 2 Töchter waren, oder die älteren Schwestern mitmachten. Für Herren waren schwarze, langschößige Salonanzüge Vorschrift, ich trug ihn nicht gern, weil er mich noch kleiner machte.. Smoking war noch wenig bekannt. Viele Tanzstundenväter kamen auch. Die Eltern waren beide da, der Vater im schwarzen Gehrock, die Mutter in einem sicher nicht neuen Kleid, aber ich habe nicht gemerkt, dass sie von den anderen Gardedamen irgendwie abgefallen wäre. Der Vater trank fleißig Bier und war etwas beschwipst, sodass er noch zuletzt zu tanzen versucht hat. Damals war das in unserer Gegend selten, heute tanzen hier Großvater und Großmutter, aber nicht bloß einen Ehrentanz, sondern ausdauernd. Getanzt wurde nur Walzer, Polka, Ländler, Schottisch und mehrere Quadrillearten, die heute ganz aus der Mode gekommen sind. Moderne Tänze kannte man noch nicht. Die kamen erst nach dem I. Weltkrieg zu uns. Eröffnet wurde der Abend mit einer Gardedamen - Polonaise, den wir 3 Komiteeherrn mit den drei Komiteedamen eröffneten. Diese drei Damen waren alle nicht zu groß, sodass es ganz gut aussah. Dann wurde getanzt bis zur Pause, in wel-

cher die Tombola ausgelost wurde und die Zeitung verkauft wurde. Zur Begrüßung stotterte Pfister, obwohl er sonst nicht auf den Mund gefallen war, eine kleine Ansprache herunter. Nach und nach waren die Herren alle geschmückt mit Schleifen, Bändern, Orden und Blumensträußchen, wie Pfingstochsen. Bei der Damenwahl musste jede Dame dem Herrn ein Sträußchen anheften. Wer die meisten hatte, war der Tanzkönig. Die Mädchen gebrauchten damals noch Fächer, einfache Holzfächer, auf denen man sich verewigen konnte oder kostbare Elfenbein- oder Straussfedernfächer und benutzten sie fleißig, nicht so sehr zum fächeln, sondern zum Kokettieren, Es gab sogar eine Fächersprache, schade um diese schöne Einrichtung. Man konnte hinter dem Fächer in aller Öffentlichkeit die Köpfe zusammenstecken. Die Mädels trugen noch alle mehr oder minder lange Zöpfe, die beim Tanzen herumflogen oder baumelten, mit großen Maschen. Getanzt wurde bis zum Morgen. Schwarzer Kaffee belebte die Mütter die das nicht mehr gewohnt waren, die Väter hatten sich schon früher empfohlen. Sonntag war den meisten etwas katzenjämmerlich zumute, aber man traf sich trotzdem auf der A - B, der Hauptstraße, wo man sich auch sonst zum Abendkorso zu treffen pflegte. Die Straße war um diese Zeit, zwischen 7 und 8 Uhr sehr belebt und der Verkehr von Pferdefuhrwerken gering, man konnte ruhig auf der Fahrbahn flanieren, der Bürgersteig wäre zu eng gewesen.

Nach dem Kränzchen gab es noch je einen Abschiedsabend für den Abt und den Przybilski, deren Reinertrag den beiden zufiel. Dann war endgültig

Schluss, leider auch mit den schönen Komiteesitzungen. Die Schule begann wieder am 20. September und die Hochschüler verzogen sich. Wir mussten abrechnen. Wir hatten sehr gut abgeschnitten, es blieb nach einer Spende für die "Nordmark" und den deutschen Schulverein, beides nationale, unpolitische Verbände, ein Fond von über 200 Kronen für die nächstjährige Tanzstunde. Wir konnten uns als Komiteeherrn nicht gut selbst belohnen, obwohl uns so etwas sehr willkommen gewesen wäre, aber dann hätten wir in unserer Abrechnung, die auch dem Gardedamen - Komitee vorgelegt wurde, mogeln müssen und das wollten wir nicht, wir hatten uns ja sowieso nichts abgehen lassen und hatten gut gelebt.

Nach Matura und Tanzstunde wartete ich auf den Beginn des Wintersemesters in Wien und genoss weiter meine Freiheit. Ich ging meine eigenen Wege, Karl in der 7. Gymnasialklasse, Meta hatte ihre Freundinnen, traf sich mit Hoinkes und musste im Haushalt helfen und die Mutter entlasten. Sie lernte wohl in dieser Zeit alles, was eine spätere Hausfrau braucht und las viel. Es gab damals glaube ich noch kein Mädchen - Lyceum und auch keine Mädels in den Mittelschulen, womit andere später diese Zeit ausfüllten. Die 4 Jüngsten, Hans 11, Josi 7, Hugo 5 und Berti 3 Jahre alt hingen noch an den Eltern und wenn diese am Sonntagnachmittag ausgingen, meist in einen Gasthausgarten Tivoli auf der Bleiche oder Zauner, waren sie dabei. Der Vater trank dort seine Biere, die Mutter nippte bloß oder trank Kaffee, die Buben Kracherl. Diese Sonntagnachmittag - Ausgänge musste ich im Anfang auch mitmachen, mit Karl und Meta war es

eine Karawane, der Jüngste noch im Wagerl. Je älter ich wurde, desto peinlicher wurde es mir und ich trachtete los zu kommen, wie ich konnte. Fieg war da eine gute Ausrede, oder ich hatte plötzlich zu lernen. Die jüngeren vertrugen sich nicht sehr, es gab immer Krach und Heulen, wenn der Vater dazwischenfuhr. Es war auch nicht möglich, sie beim Wirtshaustisch zusammen zu halten, außer mit Kracherln und Butterbrot, sie stänkerten herum und trieben Unfug. Um 1903 hat das Ausgehen aufgehört, als der Vater zu kränkeln begann und ihm das Bier nicht mehr schmeckte, da blieb er zu Hause und beschäftigte sich mit den Hühnern und im Garten. Hans war damals sein Liebling, er war im richtigen Alter, nicht zu jung und nicht zu alt. Er hat von ihm auch am meisten in körperlicher und geistiger Beziehung geerbt und war ihm am ähnlichsten. Der Vater war auch sonst immer zu Hause wenn er einmal am Abend wegging, so war es eine Sitzung bei der Berufsgenossenschaft oder eine politische Versammlung. Er hatte auch keinen Verkehr mit gleichaltrigen Männern, rauchte und spielte nicht, höchstens Schwarzer Peter oder Mogeln mit den Kindern und ging um 9 Uhr zu Bett. Die Mutter war immer so müde, dass sie ins Bett fiel. Der Vater hätte es gerne gesehen, wenn ich nach der Matura in das Geschäft eingetreten wäre, aber ich habe mich immer sehr gesträubt, wenn er die Rede darauf brachte oder bloß Andeutungen machte und er wollte mich nicht zwingen. Wenn er das Geld für das Studium verweigert hätte, wäre mir nichts anderes übrig geblieben, als mich zu fügen. Das Geld für das Studium hat da sicher eine Rolle gespielt, er musste mit mindestens 1200 Kronen jährlich rechnen, während

die ganze übrige Familie vielleicht 3-4.000 Kronen brauchte. Wenn er mich damals auf eine höhere Buchdruckerfachschule nach Wien oder ins Reich geschickt hätte, dann hätte ich wohl zugegriffen. Ich wollte nur raus, raus aus der Enge, aus den unerquicklichen Familienverhältnissen, wollte studieren und Hochschüler, Farbenstudent werden, nicht beim Setzkasten stehen und Schriftsetzerlehrling werden. Die Korporation hatte ich mir auch schon ausgesucht. Im Konversationslexikon fand ich die Burschenschaft Markomannia Wien, von der mir Frau Roth erzählt hatte. Farben: schwarz/weiß/gelb, weiße Kappe, gegr. 1861. Das gefiel mir, abgesehen von der persönlichen Beziehung durch Frau Roth, bzw. ihren Schwager Dr. Winkler, der alter Herr war. In Bielitz gab es keine Burschenschaften, die Farbenstudenten waren alle "Vereinsler", der Unterschied bestand lediglich darin, dass die Vereinsler die Bestimmungsmensur ablehnten. Sie waren auch mehr landsmannschaftlich eingestellt, obwohl sie scharf national, d.h. alldeutsch eingestellt waren. Die führenden Politiker der Alldeutschen im damaligen österr. Parlament - es hieß aber Reichsrat - waren fast alle Vereinsstudenten gewesen. Sie hielten auch weniger auf äußere Form und Auftreten.

Sie betrachteten Bielitz als ihre Domäne und hatten eine Verbindung, die "Oberschlesier" hieß, rote Kappe. Sehr viele Bielitzer waren "Oberschlesier" oder "Oppaven" (Troppau) und sie versuchten, auch mich zu keilen. Ich lehnte ab und hatte einen Freund, den Viktor Alscher, wir beide beschlossen, Markomannen zu werden. Ich wollte Geographie und Geschichte be-

legen und erst mal den Dr. phil. machen. Mir schwebte vor, dass ich dadurch eher Aussicht hätte, ferne Länder und Meere zu sehen. Ich wollte Forschungsreisender werden, es gab damals noch viel weiße Flecke auf der Weltkarte, besonders in Afrika, das mich anzog. Es war der Abenteuerdrang, der auch Karl veranlasst hat, zuerst als Lloydarzt zu fahren und dann nach Amerika zu gehen. Ich hoffte, als Dr. phil und Geograph vielleicht einmal Assistent eines Professors, die damals schon Reisen in fremde Länder unternahmen, zu werden und die akademische Laufbahn einschlagen zu können. Bei meiner schwachen Konstitution wäre ohnehin, wie ich bald einsah, mit anstrengenden Forschungsreisen nichts geworden. Ich sagte zu Hause natürlich nichts von diesen Plänen, man hätte mich wahrscheinlich ausgelacht. Als der Vater merkte, dass ich ganz und gar nicht Schriftsetzer werden wollte, verzichtete er auf seinen Plan. Vielleicht auch, weil er hoffte, dass einer von den Jüngeren einspringen werde. Wenn er geahnt hätte, dass er nicht einmal mehr ein Jahr leben würde, hätte er wohl darauf bestanden. Er fühlte sich zwar schon damals nicht wohl, dachte aber nicht im Entferntesten an das Ende. Im Oktober brachte er mich selbst nach Wien und suchte mir auch eine Bude aus. Die war zwar billig, aber abgelegen und unbequem, ich musste durch die Küche des tschechischen Schneidemeisters - Ehepaars durchgehen, im 3.Stock, finster und ungemütlich, in einem Hinterhaus, sodass ich bald auszog. Er setzte mir einen Monatswechsel von nur 80 Kronen aus, ich hatte wenigstens auf 100 gehofft, aber er blieb unerbittlich. Es gab ja manchen Studenten, der nur 50-60 Kronen hatte, wahr-

scheinlich hatte er sich erkundigt. Wenn die Mutter mir nicht im Anfang, trotzdem sie selbst sehr knapp gehalten wurde, etwas zugesteckt hätte, (auch Esspakete bekam ich von ihr), und wenn Karl mir nicht regelmässig 10 Kronen geschickt hätte, wären meine Pläne mit dem Aktivwerden ins Wasser gefallen. Alscher bekam 150 Kronen und kam damit nicht aus, er hatte immer Schulden beim Budenwirt. Ich hätte wohl auch mit 80 Kronen auskommen können, aber ohne Burschenschaft. Das Leben war damals in Wien so billig, dass man sich heute davon keine Vorstellung machen kann. Für das erste Zimmer zahlte ich nur 10 Kronen monatlich mit Frühstück - dünner Kaffee mit Semmel. Mittagessen kostete in der Mensa Akademiker 22 Heller täglich, aber es war eine Massenabfütterung, wenn man aß stand immer schon einer hinter dem Stuhl. Bei dem Betrieb war es auch nicht sehr sauber, obwohl es für mich wenigstens ausreichend und gut war. Das Rindfleisch z.B. war immer sehr gut, bei dem Massenbetrieb konnte die Mensa gut und billig einkaufen. Man zahlte mit Essmarken, die man immer zu 10 Stück kaufte. Es gab immer Suppe, eine Fleischspeise und Kartoffeln, Sauce oder Gemüse und sogar ab und zu eine kleine Mehlspeise. Man konnte auch zu Abend essen, das kostete etwas weniger. Trinkgeld, das in Wien eine unangenehme aber unvermeidliche Ausgabe war, brauchte man in der Mensa nicht zu geben, sonst musste man bei dem geringsten Anlass damit rechnen. Hausschlüssel bekam man nicht, da musste man nach 9 Uhr immer den Hausmeister herausläuten, das kostete immer das "Sperrsechserl" - 20 Heller - das war viel. Man konnte sich zum Abend auch in einer Selcherei billig

Wurst und Brot, oder beim "Greisler" Butter, Käse u.a. kaufen, dazu bekam man von der Zimmerfrau Kaffee oder Tee für wenige Heller oder irgendetwas Warmes, meist Eier.

In dieser Beziehung waren die Zimmervermieter anständig und sie kreditierten auch oft, was mancher ausnützte, besonders wenn es gegen Monatsende ging. Wäsche schickte ich nach Hause, ich rauchte nicht und war kein Biertrinker, rechnete mit jedem Kreuzer, aber es war trotzdem ein Gefrett. Wenn man sich etwas Besonderes leisten wollte, das nur wenige Kronen kostete, musste man sich überlegen, ob man es sich leisten konnte und versuchen, es durch Sparen am Essen einzubringen. Hier in Lemgo habe ich das wieder gekostet.

Der Vater blieb einige Tage in Wien und besuchte den Onkel Wilhelm und Jugendfreunde. Einmal nahm er mich mit, da war einer, den er 20 Jahre nicht mehr gesehen hatte und auf den er sich freute, weil er immer "so ein patenter Kerl" gewesen wäre. Es war aber fad, sie hatten sich beide so geändert, der Vater war Buchdruckereibesitzer, der andere nur Schriftsetzer, die harmonierten nicht mehr. Der Vater zahlte einige Biere und das Essen, aber es wurde nicht gemütlich. Obwohl der Vater beim Onkel Wilhelm hätte logieren können, tat er es nicht, trotz seiner Sparsamkeit, er wusste schon warum. Sie waren aufeinander böse. Einige Jahre vorher hatten der Onkel Johann und der Vater den Onkel Wilhelm mit seiner ganzen Familie nach Bielitz übersiedeln lassen und ihn als Reisenden für die Druckerei eingestellt. Es kam aber nicht zu den

erwarteten Aufträgen, vielleicht war der Onkel auch nicht der richtige Mann, er war schon 50. So wurde das Verhältnis nach 2 Jahren nicht ohne Verdruss gelöst und der Onkel ging wieder nach Wien zurück und trieb weiter sein Likör- und Getränkegeschäft, es war aber immer sehr mäßig und das Geld war knapp. Andererseits war es weit heraus nach Hütteldorf - Baumgarten, 3/4 Stunde mit der Elektrischen. Das es dort auch Wanzen gab, hätte den Vater weniger geniert. Die gab es auch zu Hause und ich begreife nicht, wie sie ruhig schlafen konnten, auch die jüngeren Geschwister. Bei mir war das nicht möglich, ich spürte das Krabbeln und die Bisse, bekam Bullen auf der Haut und kratzte mich blutig. Deshalb habe ich mich immer gehütet, bei Wilhelms zu übernachten. Mir konnte schon ein Floh die Ruhe rauben.

Bevor der Vater wegfuhr, ließ er sich in der internen Klinik in Wien untersuchen. Das Ergebnis musste sehr beunruhigend gewesen sein, sie wollten ihn gleich dort behalten. Aber er wollte nicht, auch nicht später kommen. Wahrscheinlich hielt er sich für unentbehrlich im Geschäft und unterschätzte die Warnungen, obwohl er sich nicht wohl fühlte. Weder die Mutter noch der Onkel, noch ich ahnten, dass es so schlecht um ihn stand. Sonst hätte man ihm wohl zuredet und vielleicht hätte er sich doch entschlossen. Er hatte einen in der Militärzeit erworbenen und durch zuviel Biertrinken, vielleicht auch durch die ungesunde Luft in der Setzerei verschleppten Herzfehler, dabei auch Magengeschwüre, denn wir sahen öfter, dass er Blut erbrach. Er tat aber nichts dagegen. Er hätte nicht mit 45 Jahren sterben müssen, wenn er

mehr auf seine Gesundheit gesehen hätte. Die anderen Geschwister haben ihn alle um mehr als 25 Jahre überlebt. Er sagte mir auch nicht viel über die Untersuchung und bemerkte nur beiläufig, man habe ihm geraten, gleich zu bleiben, aber das ginge ja nicht, wegen der Druckerei. Es ist dann aber doch gegangen, weil es gehen musste. Wenn er nicht gestorben wäre, wäre unsere Familie wohl besser dran gewesen, obwohl sie auch so versorgt war.

Der Vater fuhr wieder nach Hause und ich erfuhr längere Zeit nichts von seiner Krankheit, merkte auch Weihnachten nichts. Das erste was ich tat, als der Vater weg war, war die Kündigung meiner Bude. Die Leute taten mir zwar leid, sie waren arm, aber es ging nicht. Ich zog zu Fieg. Der hatte eine schöne Bude, die mit Frühstück 30 Kronen kostete, ein großes, nettes, gut möbliertes Zimmer, mit dem Blick auf eine stille Gasse, im 2.Stock, mit separatem Eingang.

Er konnte sich das ja leisten, sein Monatswechsel war mehr als doppelt so hoch wie meiner. Er hatte mich aufgefordert, zu ihm zu ziehen, was ich um so lieber tat, weil auch die Couleurbude der Markomannen - ein eigenes Haus hatten wir damals noch nicht - ganz nahe war. Auch zur Universität waren es nur 10 Minuten, es war im 8.Bezirk, nahe an der Ringstraße. Ich hatte vielleicht gehofft, dass er mehr als die 1.Hälfte der Miete bezahlen würde, aber persönlich war er sparsam, manchmal sogar ein Schnorrer, und ich musste 15 Kronen bezahlen und noch das Frühstück separat, wir waren ja jetzt 2 in der Bude und da konnte die Wirtin schon etwas mehr verlangen. Das

Frühstück war aber besser als vorher, guter Bohnenkaffee mit 2 Buttersemmeln, die uns die Wirtin zum Bett brachte. Sie war eine hübsche, rundliche Frau um die 30, eine Böhmin, obwohl sie schon lange in Wien war, merkte man es doch an ihrer Aussprache. Der Mann war ein gedienter Feldwebel, groß und stark und diente als Burggendarm in der kaiserlichen Burg. Es waren 2 Mädels da, 8 und 10 Jahre, die Familie hatte nur ein großes Zimmer noch und die Küche. Was die Frau bewogen hatte, ihre gute Stube zu vermieten, weiß ich nicht, der Mann wird sich als Burggendarm nicht so schlecht gestanden haben, aber die Mädels wuchsen heran. Vielleicht war es ihr etwas einsam, die Töchter gingen zur Schule, der Mann in den Dienst, oft hatte er auch Nachtdienst - es fiel uns nicht ein, das auszunützen, sie war durch und durch ehrbar, aber sehr gesellig. Sie kam oft in unser Zimmer und unterhielt sich mit uns über alles Mögliche. Mit den anderen Hausparteien verkehrte sie nicht, vielleicht wollte sie auch aus dem Verkehr mit 2 Hochschülern etwas Bildung aufschnappen. Sehr oft gab sie uns auch das Abendessen, wenn wir zu Hause blieben, was 3 – 4 Mal in der Woche der Fall war. Dann schrieb sie es an und am Monatsende wurde abgerechnet. Sie hat daraus kein Geschäft gemacht. Wenn die Kinder im Bett und der Mann im Dienst war, saß sie oft bei uns und spendete einen Tee, sie erzählte, wir erzählten oder spielten Karten und Schach, das sie lernte. Man fühlte sich wie zu Hause. Der Mann war auch freundlich, aber etwas trocken und müde, wenn er vom Dienst kam. Ich habe sie in gutem Andenken, sie hieß Anna Kreihäusel und ich habe sie später, wenn ich in Wien war immer

besucht, auch noch nach dem I. Weltkrieg, aber da war sie schon grau und die Töchter verheiratet.

An der Universität hatte ich ca. 20 Stunden Vorlesungen belegt. In Geographie war damals Dr. Penck, ein Spezialist der Eiszeitlehre, Ordinarius, er ging später nach Berlin und war ein berühmter Mann. Groß, dick und voll Humor, seine Vorträge waren sehr interessant und gut besucht. Dann war noch der Professor Oberkummer, dessen Spezialgebiet alte und neue Geographie des vorderen Orients war. Dahin fuhr er auch jedes Jahr in den Ferien Kleinasien, Mesopotamien, Persien und nahm seinen Assistenten mit. Er galt als reich, 2 Neffen von ihm, der Dickerl und der Dackerl waren in der Verbindung. Dann Geschichte bei Hörl, der war langweilig und reine Philosophie, die ich mir schenkte. Dazu kamen noch die Übungen im geographischen und geschichtlichen Seminar. Nebenbei lernte ich Französisch, das ich schon in Bielitz nach der Methode Berlitz begonnen hatte. Auch hatte ich dort später einen richtigen Franzosen in der Sammelstunde. Meine Zeit war ziemlich ausgefüllt, die Vorlesungen waren meist vormittags, das Seminar nachmittags. Da arbeitete oder las ich auch in der Universitätsbibliothek. Als ich in die Verbindung eingeführt wurde, durch Dr. Winkler, hatte ich weniger Zeit. Man musste da jeden Tag mindestens eine Stunde den Fechtboden besuchen oder beim Universitätsfechtmeister Stunden nehmen im Säbelfechten - Schlägerfechten lernten wir auf unserem Fechtboden.

Sonst waren von der Burschenschaft 2 Tage in der Woche besetzt, Mittwoch Burschenkränzchen, Sams-

tag Kneipe am Abend und Vormittag Bummel in der Aula der Universität oder in den Arkaden. Es blieb noch genug freie Zeit, die ich mit Spaziergängen, Straßenbummel im Sommer und Lesen im Winter ausfüllte. Nach langem Überlegen trat ich im November in die Verbindung ein, mit mir Alscher. Die Überlegungen waren sehr materieller Natur. Mit 80 Kronen Monatswechsel war es ein Wagnis und ich musste sehr einteilen, damit es mit den Zuschüssen von Karl und der Mutter möglich war. Ich musste mir natürlich jedes andere Vergnügen versagen, so konnte ich kein Theater, kein Konzert, Variete besuchen, überhaupt nichts, wo Eintritt zu bezahlen war und musste mich auf den Besuch von Museen und Sammlungen beschränken, der für Uni. Hörer frei war und möglichst wenig mit der Straßen- oder Stadtbahn fahren. Aber das Bad im Brümmelbad, das 1 Krone kostete, habe ich mir doch fast jede Woche geleistet. Dort konnte man den ganzen Nachmittag verbringen. Erst das warme Wannen- oder Dampfbad, dann in der gedeckten, lauwarmen Schwimmhalle, dazwischen warme und kalte Duschen und zuletzt der Aufenthalt im Erholungsraum bei einem kleinen Pilsner, einer Schinkensemmel und Zeitungslektüre. So war der freie Samstagnachmittag, wenn es nicht sommerlich war, gut ausgefüllt. In der Verbindung fühlte ich mich sehr wohl und hatte mich bald mit einigen, besonders älteren Semestern angefreundet. Am besten stand ich mit dem Dr. Immendörfer, einem alten Herrn, der Gymnasialprofessor in Geographie, Geschichte und Deutsch war, der auch Bielitz kannte. Senior war damals Dr. Steinbach, der die Burschen und Füchse ziemlich hunzte. Fuchsmajor war jung, der spätere

Abgeordnete im Prager Parlament und Führer der Deutsch - Böhmisches Nationalisten. Er war schon zu meiner Zeit stark sozialistisch angehaucht, während die meisten Burschenschaftler in dieser Hinsicht indifferent oder kapitalistisch eingestellt waren. Von den Mitgliedern war die größere Hälfte Sudetendeutsche, die anderen Wiener und Alpendeutsche, ein Mitfuchs war der Sohn des großen Wagnerdirigenten Richter aus Bayreuth. Viele, besonders die Wiener, waren Söhne wohlhabender Familien. Sie nahmen mich - auf ihre Kosten natürlich - manchmal mit, wenn sie einen Bummel durch Wiener Nachtlokale unternahmen, Ronacher, Casino de Paris, wo Cancan getanzt wurde. Die Tänzerinnen, in großer Abendtoilette, schmissen die Beine bis über den Kopf und ließen bestrumpfte Waden und raschelnde Dessous freigiebig sehen. Ein Wiener alter Herr, ein Dr. König, Philosoph und Historiker, der eine schöne Villa hatte, veranstaltete einige Abende mit Couleurschwestern, bei Gesang, Tanz und Bowle, was immer sehr lustig war. Durch meine Gelegenheitsgedichte und die Mitarbeit am Lumpidus, einer humoristischen Weihnachtszeitung und dadurch, dass ich als Fuchsenvetreter beim Weihnachtsfest und beim Stiftungsfest sprach, schaffte ich mir bald eine Position und wurde mit allen gut benannt. Im Fechten war ich nicht berühmt. Ich war zu klein, kurzsichtig und hatte auch kein lockeres Gelenk,. Wer Schläger aus dem Gelenk fechten konnte, war besser dran. Dann gab es nur eine steife, Blut verkrustete Paukwichs, die mir natürlich zu groß war, ein Panzer für Arm, Brust und Bauch, Halsbandagen, Kettenhandschuhe und die Paukbrille, durch die ich nichts sah alles zu weit und schwer. Frei

war nur der Kopf, soweit nicht die Paukbrille deckte. Ich muss in der Paukwichs komisch ausgesehen haben, andere hatten es leichter, Dr. Steinbach, groß und schlank, war ein guter Fechter und wurde immer Zweitchargierter, Fechtwart, wenn er auch sonst nicht gerade berühmt war.

Beim Fechten kam es auch sehr auf die Stellung und das Verhalten an. Wenn einer noch so gut fechten konnte, aber unruhig stand und bei einem Gegenhieb zuckte oder gar kniff, d.h. den Kopf einzog, was oft nur eine automatische bzw. Reflexbewegung war, der fiel schon durch. Das unkommentmäßige Mensurbenehmen wurde sofort von der Gegenseite bzw. dem Gegensekundanten beanstandet, da gab es Ermahnungen durch den Mensurleiter bzw. den Unparteiischen und 3 Ermahnungen genügten, um eine Mensur nicht anzuerkennen. Um Bursch zu werden, vollberechtigtes Mitglied der Burschenschaft, musste man 2 Semester aktiv sein, mindestens eine genügende Schlägermensur geschlagen haben und die Burschenprüfung abgelegt haben. Bei uns unterschieden Fühse und Burschen sich durch das Band, schwarz - weiß - gold Burschen und weiß - schwarz - weiß für Fühse, auch auf den Kappen. Die waren unpraktisch, weiß und mussten oft erneuert werden. Wenn man in Couleur ging, musste man nicht gerade tipp - topp oder geschniegelt sein, aber anständig angezogen, sauber rasiert sein, mit weißem, steifem Kragen und gut geputzten Schuhen, einen Havelock oder Lodenmantel durfte man in Couleur nicht anziehen, auch keine Pakete tragen. Das waren so kleine Äußerlichkeiten, die uns von den anderen Farbenstu-

dentem unterschieden. Die Korps hielten noch mehr darauf waren aber auch streng national. Wir standen auf antisemitischem Standpunkt, unsere Burschenschaft, die bis 1895 Olmützer Landsmannschaft gewesen war, hatte ihre Alten Herren, soweit sie Juden waren, entlassen müssen. Es gab auch jüdische Farbenverbindungen, die auf Säbel losgingen und 2 jüdisch - liberale Korps, die Schläger fochten, aber den Juden wurde keine Satisfaktion gegeben, Verkehr mit Juden war verboten, wir machten so, als ob sie nicht existierten und mit uns die übrige deutsch - nationale Studentenschaft. Bei den katholischen Verbindungen, die alle studentischen Bräuche übernommen hatten, aber die Mensur ablehnten, war es nicht so streng, aber es gab da auch wenig Brücken. Die Juden rächten sich natürlich und wenn es Krawalle vor oder in der Universität gab, standen sie immer auf Seiten der anderen. Wir folgten da politischen Weisungen der deutschnationalen und radikalen Parteien, Die Überflutung mit jüdischen Studenten, hauptsächlich aus dem Osten wuchs von Jahr zu Jahr, von den 8.000 Herren der Wiener Alma Mater waren 15% Juden und wir hatten nicht das Gefühl im Angriff zu stehen, sondern nur, unsere ererbte Position zu verteidigen. Freilich war das mit solchen Mitteln nicht zu erreichen.

Wenn ich auch schlecht focht, so stand ich aber gut und zuckte nicht, wenn ich eins auf den Deez bekam. Ich schlug auch nur eine genügende Mensur, dann wurde ich geburscht und wurde im nächsten Wintersemester sogar Drittchargierter als Schriftwart, wie gewöhnlich, weil ich mit der Feder besser beschlagen war, als mit dem Schläger. Ich war also im Chargen-

konvent, nächst dem Burschenkonvent der ausschlaggebende Faktor in der Burschenschaft. Meine Messuren musste ich nachholen und bin im Wintersemester fünfmal auf Schläger angetreten, einmal wurde ich "abgestochen", die anderen schlug ich aus, ohne Anstand. Ich habe auch über 20 "Blutige" bezogen, von denen man heute nichts mehr sieht. Ein kleiner Ritz mit deutlichen Wundrändern und etwas "Schweiß" galt schon als Blutiger, der gezählt wurde. Oberhalb des linken Auges bezog ich auch einmal einen Schmiss, bei dem die Frontales, die Stirnarterie durchgeschlagen wurde, sodass es heftig blutete. Es wurde nach Beendigung der Messur genäht, ich bekam 4 Nadeln und einen Verband um den Kopf, der sehr lästig war. Es war kurz vor den Semesterferien, im Verband wollte ich nicht nach Hause kommen, deshalb nahm ich ihn zu zeitig ab und die Ader unter der Haut fing wieder an zu bluten, als ich nur zu Hause beim Waschen allzu heftig die Stirne rieb. Es bildete sich unter der Stirnhaut, die schon zusammengewachsen war, ein Hämatom, ein Blutbeutel, der bald Taubeneigröße hatte. Dr. Mucker in Bielitz musste wieder aufschneiden, die Ader fangen und nähen, es war kein Vergnügen. Die Messur, bei der ich "abgestochen" wurde, war kurz. Mein Gegner war eher noch kleiner als ich. Ich hatte mich damals auf "Tiefquart" eingepaukt, ein Hieb, der unter der Klinge des Gegners auf die linke Wange zielte und wenn er gelang, meist eine Abfuhr bewirkte, mit einem schönen Schmiss. Ich musste aber aufpassen, den Gegner losschlagen lassen und dann sofort mit Tiefquart nachschlagen. Beim Üben ging es ganz gut, aber auf Messur flüsterte mir mein Sekundant im 2. Gang zu:

Tiefquart, Statt aber den Gegner anschlagen zu lassen, begann ich mit Tiefquart und hatte sofort eine "Hacke", eine Hochquart am Scheitel sitzen, die nicht von Pappe war. Vielleicht war ich durch den Hieb etwas betäubt, ich weiß nicht wie es kam, ich wiederholte noch 2.Mal dasselbe, jedes mal mit demselben Resultat. Dann hatte ich 3 tüchtige Hacken sitzen, mit Knochensplittern, wie sich nachher herausstellte und mein Sekundant erklärte "Abfuhr", Ich war ganz taumelig und nur halb bei Bewusstsein, Vielleicht hätte ich ausschlagen können, denn die Hiebe schmerzten nicht und bluteten auch nicht sehr. Aber ich hätte einige Minuten zur Erholung gebraucht und das war nicht möglich. Abfuhr konnten die Bader, ältere Medizinstudenten erklären, wenn sie es für notwendig erachteten, oder der Sekundant, meist der Fechtwart, oder der Paukant, wenn er nicht mehr konnte. Meist wurde er nicht viel gefragt, mancher Paukant wollte sich auch nicht abführen lassen und stand durch, wenn er auch schweißte wie ein Schwein. Dann mussten die Wunden komprimiert werden, in den Pausen zwischen den Gängen. Mund, Nase, Wangen und Ohr schweißten immer stark und waren auch schmerzhaft, besonders beim, Flicker habe ich manchen die Lippen zusammen beißen sehen. Meine Kopfquarten spürte ich kaum, sie wurden mit 15 Nadeln zusammengenäht, die ich auch nicht sehr spürte. Es war mehr die Erschütterung, die auch etwas betäubt hatte. Natürlich mussten die Kopfhaare um den Schmiss geschoren werden, ich musste mir nachher, als der Kopfverband weg war, die Haare schneiden lassen. Es kam auch vor, dass Zähne kaputt gingen. Die Mensur dauerte 15 Minuten, die Pausen nach je-

dem Gang abgerechnet, ein Gang waren 3 - 4 Hiebe von jeder Seite. Es hieß Bestimmungsmensur, weil die beiden Paukanten von den beiderseitigen Fechtwarten zusammengestellt wurden. Man durfte sich da von dem gegnerischen Fechtwart nicht übertölpeln lassen und möglichst gleichwertige Paukanten zusammenstellen. "Contrahagen" infolge von Beleidigungen etc., wurden mit dem Säbel ausgetragen. Bei Säbelmensuren war man nicht so geschützt, es gab bloß Halsschutz und Kettenhandschuhe. Leichte Säbel, aber scharf geschliffen, Mensurhemd und leichte Hose, womöglich leichte Schuhe. So eine Säbelpartie konnte auch Stunden dauern, wenn die Paukanten vorsichtig oder ängstlich waren, Säbelmensuren waren gefährlicher, ein Hieb auf den "Meisel" 3 " die Armbeuge oder über Bauch und Brust konnte gefährlich werden. Die Paukanten hatten auch Platz, wie konnten bis 15 Schritte vor oder zurückgehen, während man beim Schläger sich nicht rühren durfte. Ein Bielitzer, der Mehlhorn, der sehr ängstlich focht, wurde durch einen hieb auf den Rücken beim Zurückgehen abgeführt. Ich habe Säbelpartien von 200 Gängen gesehen, die 5 Stunden dauerten. Die Bestimmungsmensur galt als Mutprobe und war ziemlich harmlos, höchstens mal schmerzhaft. Ich erinnere mich noch ganz gerne an meine Mensuren, es ist nichts Verabscheuungswürdiges und schadet keinem gesunden jungen Mann. Es wurden im Semester in Wien sicher 1000 Mensuren ausgetragen und ich erinnere mich nur an einen unglücklichen Ausgang in den 2 Jahren, aber das war ein Unglücksfall. Natürlich waren Mensuren verboten, aber die Polizei kannte alle Lokale und drückte beide Augen zu, besonders bei

Schlägern. Bei Säbeln war es schon gefährlicher, Pistolen kamen sehr selten vor, das waren dann schon Duelle gegen Offiziere oder Adelige.

Bei einer Schlägermensur traf die wippende Spitze des Schlägers die Nase meines Confuchsen Richter und riss ihm ein Stück Fleisch heraus in Größe einer Fingerkuppe. Das Stück wurde aufgehoben, sterilisiert, wieder eingesetzt und vernäht. Es wollte lange nicht einheilen, er musste Blutegel ansetzen, aber schließlich heilte es doch ein und es blieb nur eine kleine, kreisrunde Narbe. Sonst hätte man ein Stück Haut einsetzen müssen oder die Nase wäre verunstaltet geblieben und er studierte zwar Jura, wollte aber nach dem Dr. Sänger werden.

Wenn man mit einer anderen Burschenschaft irgendwie eine Meinungsverschiedenheit hatte, wurde ein Hatz gebrummt, das waren 6 Schlägermensuren, von denen 3 auf eigenem Boden und die anderen 3 auf Gegners Boden ausgefochten wurden. Eine Abfuhr zu beziehen war nicht irgendwie unehrenhaft und hatte keine Nachteile zur Folge, aber natürlich war es der Couleur lieber, wenn sie Abfuhr und Blutige anstecken konnte. Darüber wurde ein Mensurprotokoll geführt und jedes Semester verkündete, wie viel Abfuhren und Blutige plus waren. Es wurde so wie die Skalpe gezählt. Zu meiner Zeit war immer plus, wir hatten einige gute Klingen. Sehr gesucht waren die Bader, Mediziner in höheren Semestern. Sie komprimierten und tamponierten, nähten und pflasterten und machten Körbe. Man ging stolz mit dem Korb starker Bandagen oder Gipsverband auf die Straße und in die

Universität. Manche Bader waren sehr gesucht, weil sie sauber und möglichst ohne große Schmerzen arbeiteten. Manche aber Stümper, die den armen Paukanten unnütz quälten. Wir hatten 2 gute Bader, u. a., Boberhummer, genannt Dicken und Dussik, die auch mich gebadert haben.

Hans war ein besserer Fechter, er hat 12 Messuren, man sieht es noch, darunter einen mächtigen Durchzieher, Karl hat glaube ich nur 4, er hat keine Schmissse und Josi trat nicht an, weil er 1915 einrücken musste. Soviel vom Messurbetrieb.

Nachdem ich "eingesprungen" war, gab ich das Essen in der Mensa auf und aß auf unserer Bude, es war von meiner nur über eine Gasse und durch ein Hinterhaus zu gehen, was sehr bequem war. Es kostete in der Bude zwar erheblich mehr, man kaufte vom Budenwart vorsichtshalber, wenn der Wechsel kam, gleich die Mittagsmarken für den ganzen Monat. Es kostete ohne Mehlspeise 11 Kronen = 37 Heller täglich, mit Mehlspeise 50 Heller, aber es war für mich wenigstens ausreichend, gut zubereitet und man aß an gedeckten Tischen mit sauberem Geschirr und Servietten. Man musste auch nicht trinken. 3-4-mal gab es immer Suppe, Rindfleisch mit gerösteten Kartoffeln, Soße, Gemüse oder Salat und sogar eine kleine Schale dünnen Schwarzen. Sonntags gab es immer Braten, oft sogar Geflügel, Gans, Backhendl, hie und da auch in der Woche. Eine sehr ausgiebige Speise war eine Kalbshaxe mit Kartoffelsalat, die musste man sich aber reservieren lassen. Es war gebratenes Fleisch, soviel, dass ich es kaum schaffen

konnte. Das war im Abonnement, abends gab es kein solches, da musste man nach der Karte essen, aber es gab da auch billige Speisen wie "Beuschel" mit Knödeln, geröstete Leber, Niere, Hirn u., a. Innereien. Es war mir ein Rätsel, wie der Budenwart, ein Alt - Wiener Gastwirt namens Florian Schmiedelbauer bei diesen Preisen auskommen konnte, aber wahrscheinlich hatte er beim Bier, das abends nach der Kneipe in Massen konsumiert wurde, besser verdient, wie auch an Schnaps und Wein. Viele Burschen saßen bei ihm tief in der Kreide, er wurde sogar angepumpt und half auch manchmal aus. Die Schulden beim Budenwart waren Ehrenschnulden, der Erstchargierte interessierten sich oft dafür und wurde bei säumigen Zahlern vom Wirt in Anspruch genommen. Ich war bemüht, keine Schulden zu machen, was mir auch halbwegs gelang, trotzdem hatte ich, als ich abging, immerhin 80 Kronen stehen, bei anderen ging es in die 100. Bei Alscher musste sein Papa tüchtig blechen, trotzdem, er fast den doppelten Wechsel hatte.

Im Sommer speisten wir im "Schanigarten", d.h. auf offener Straße, die mit ein paar Oleanderbäumen abgeschlossen war. Der Piccolo musste dann den Garten heraustragen und abends wieder einräumen. Der Wirt, seine Frau, der Ober - der sich später erschossen hat - waren biedere Wiener Bürger, immer nett und freundlich, obwohl es ihnen geschäftlich nicht gut ging, wie ich hörte, und der Wirt soll noch auf seine alten Tage Pleite gegangen sein. Er hatte zwar von der Couleur allein einen ganz schönen Umsatz, weil unser Zimmer für uns allein reserviert war, auch außer den offiziellen Abenden immer besucht war, aber

ich glaube dass er zu gutmütig war und zuviel kreditierte oder war er zu billig. Zu teuer durfte er auch nicht sein, die Konkurrenz war sehr groß und die Wirte rissen sich um die Studenten. Unsere Bude war ein Zimmer mit separatem Eingang, nicht groß, es konnte höchstens 20 Personen fassen. Die Einrichtung, altdeutsche Stühle, Tisch und Schränke waren unser Eigentum. Dort fanden die Burschenkonvente, die Fuchsenkränzchen statt und es wurde gegessen, sodass man mit anderen Gasthauskunden nicht in Berührung kam. An der Decke hing ein meterlanges Messer aus Holz mit Glöckchen. Das war das Aufschneidmesser. Wenn wir beim Essen zusammen saßen, erzählten die Mediziner mit Vorliebe unappetitliche Geschichten aus dem Seziersaal, der gerichtlichen Medizin, um den anderen den Appetit zu stören, was Ihnen aber meist nicht gelang, wir waren abgestumpft. Oder sie erzählten von Mensuren und wenn da einer besonders stark aufschnitt, dann wurde an der herabhängenden Schnur das Messer gezogen, sodass die Glöckchen bimmelten. Die wöchentliche Kneipe fand immer Samstag am Abend statt, da wurde ein Gastzimmer ausgeräumt und eine Hufeisentafel aufgestellt, denn meist waren wir 40 - 50 Mann. Die aktiven Burschen und Fuchse waren verpflichtet, es kamen -aber meist auch die Inaktiven und mancher alte Herr. Ich kaufte mir immer 10 Biermarken für Seidl, die 3/4 Liter fassten , das 10 Heller kostete. Pilsner kostete 15 Heller, doch zog ich es , sofern ich bei Kasse war, immer dem anderen Lagerbier vor. 10 Seidl waren meine Höchstleistung, mehr konnte ich nicht vertragen bis 1 oder 2 Uhr. Wenn ich dann in meine nahe Bude ging, war ich meist genügend gela-

den. Viele andere gingen nachher noch ins Kaffeehaus. Einmal spendierte einer einen Crambambuli - Zucker auf einem Rost wurde mit Rum übergossen und angezündet, bis er verbrannt war. Das tropfte dann in einen großen Topf mit Wasser, das Getränk war heiß und süß, es schmeckte mir ausgezeichnet und ich trank mehrere Gläser. Resultat: ich soll nachher auf den Straßenbahnschienen vor dem Couleurkaffee liegend versucht haben, die Schienen gerade zu biegen. Wie ich nach Hause gekommen bin, weiß ich nicht mehr, das war aber der einzige Fall während meiner Studentenzeit. Unter den Mitgliedern der Verbindung waren alle 3 weltlichen Fakultäten der Universität, die technische Hochschule, die Tierärztliche, die Hochschule für Bodenkultur und die Kunstakademie vertreten. Die letzteren waren die "Rembrandtjünglinge, die von der Bodenkultur führten den bezeichnenden Namen " Furchenscheißer ". Vor den Weihnachtsferien wurde das Julfest mit Tannenbaum gefeiert, um den 11. März war immer Stiftungsfest, das aber nicht auf der Bude, sondern auf einem kleinen Saal meist beim Weingartl gefeiert wurde. Man erschien in Schwarz, aber ohne Damen. Diese gab es nur bei großen Stiftungsfesten, dem 50. 1911, 60. - 1921 und 70. - 1931 da war ich schon Alter Herr. Bei 70 war auch Grete dabei, es wurde immer ein Landesvater gestochen und nachher auch Tanz, aber mit Maß, nicht so wie jetzt in Lemgo.

Obwohl ich mit Fieg zusammenwohnte, gingen wir getrennte Wege. Für Couleurwesen hatte er gar kein Interesse, er war auch nicht national eingestellt, aber auch nicht religiös. Er verbrachte seine Zeit meist mit

Zeitung lesen in Kaffeehäusern. Die Wiener Kaffeehausluft war sehr verführerisch und hat bei manchem zum Verbummeln beigetragen. Ein richtiges Wiener Kaffeehaus gibt oder gab es nur in Wien, oder vielleicht noch in Graz, Prag und anderen österreichischen Städten. Die Deutschen "Wiener Kaffeehäuser" waren nicht das richtige. Dazu gehörte auch das Publikum und das waren keine Wiener. Man konnte bei einem kleinen Schwarzen den ganzen Nachmittag dösen oder alle Zeitungen lesen und der Ober brachte immer ein frisches Glas Wasser, das war auch "Kaffeehausluft". Im Reich wird man solche Gäste nicht geschätzt haben, in Wien war das selbstverständlich. Im Winter war es warm und hell, man konnte Beheizung und Beleuchtung sparen. Das hatte Fieg ja nicht notwendig, aber er spielte auch Karten und am liebsten Schach. Zu Hause legte er sich aufs Sofa und diktierte die Züge, er wusste noch nach 50 Zügen genau, wie die Figuren standen und machte meist Remis, obwohl er nur eine Figur vorgab. Ich spielte auch gerne Schach, aber nicht gut. Ansonsten ging er ins Theater, zum Rennen oder traf sich mit jüdischen Schulkameraden, von denen einige in Wien studierten. Er studierte auch nebenbei Jus, nicht aus Neigung, sondern um überhaupt etwas zu studieren und machte pünktlich seinen Dr. jr. Was er trieb, davon erzählte er nicht viel, er bastelte immer an etwas herum und wollte etwas Technisches erfinden. Das lag ihm besser als die Juristerei, die er nie ausgeübt hat. Er konnte es sich leisten. Nur einmal im Monat gingen wir gemeinsam aus, zu den Bielitzer - Abenden, wo man sich zwanglos auf landsmannschaftlicher Grundlage traf. Da war auch der Otto Thien zu

treffen, der Sohn eines Bialaer Angestellten, 2 Semester vor uns, Techniker, begabt und gescheit, aber haltlos. Er verbummelte sich, zum Schluss hungerte er und übernachtete manchmal auf unserem Sofa, verschlammte vollständig, sodass man sich schämen musste, mit ihm auf die Straße zu gehen und starb jung an TBC. Ein anderer Bielitzer, der Sohn des Schuhmachermeisters Zdieblo, auch sehr intelligent, geriet auf die schiefe Bahn spielte falsch und ertränkte sich in der Donau.

Ich schreibe so viel anderes, aber von meinem Studium habe ich noch nichts erwähnt. Das war selbstverständlich. Ich übereilte mich nicht, aber was geleistet werden musste, das tat ich. Da ich nach Vaters Tod von meinem Erbteil, das der Onkel verwaltete, studierte, wusste ich genau, dass ich in spätestens 10 Semestern fertig sein musste und ich habe mich danach gerichtet. Erst wollte ich promovieren und dann für alle Fälle die Lehramtsprüfung für Geographie, Geschichte und Deutsch ablegen. Das Thema für meine Doktorarbeit bekam ich schon im 3. Semester. Im Seminar fragte mich Dr. Oberhummer nach dem Beruf des Vaters und gab mir das Thema: Geschichte der Reproduktion von Landkarten, das die Art der Herstellung von Land- und Weltkarten von den Anfängen bis zur Gegenwart behandeln sollte. Es war ein geschichtliches - geographisches Thema mit drucktechnischem Einschlag. Der Professor meinte mit Recht, dass ich aus einer Druckerfamilie dafür besonders geeignet wäre. Ich habe im 4. Semester mit Quellenstudium angefangen, die vorgeschriebenen Kolloquien gemacht, Seminare und Vorlesungen, so-

weit sie verpflichtend waren und interessierten, gehört. Manche Vorlesung habe ich auch geschunden, z.B. gerichtliche Medizin, Statistik, es wurde nicht kontrolliert, aber es galt als schäbig, Vorlesungen, die man nicht belegt hatte, zu besuchen. Trotzdem taten es viele, besonders wo das Geld knapp war. Daneben lernte ich auch fleißig Französisch und begann auch Englisch nach Berlitz. Übrigens sah auch die Burschenschaft darauf, dass nicht gebummelt wurde. In den ersten 4 aktiven Semestern nicht so sehr, aber wenn man dann inaktiv wurde, interessierte sich der Senior oder die alten Herren dafür. Verbummelte Studenten verloren bald an Ansehen, es war immer ehrenvoll für die Couleur, wenn sie Promotionen melden konnte, in denen der betreffende Bursch in Frack mit Cerevis und Band von den Chargierten in Wachs zur Promotion vorfuhr, aber auch abgelegte Prüfungen wurden genau registriert und vermeldet. Zu meiner Zeit waren nur drei, die schon erhebliche Semester am Buckel hatten, die Neffen des Prof. Oberhummer, die Brüder Dickerl und Dackerl und Dussik, der zu meiner Zeit schon 20 Semester hatte. Die Oberhummers waren wohlhabend, die Dussik reich, alle 3 Mediziner, von denen nur Dackerl nicht fertig wurde und später beim Wiener Magistrat unterkam.

Als ich meinen Besuch beim Onkel Wilhelm machte - wir waren ja nicht böse aufeinander - luden sie mich freundlichst ein, am Sonntag zu ihnen herauszukommen, was ich am Anfang einige Male tat. Die Sonntage in der kalten Jahreszeit waren langweilig, wenn man nicht ins Kaffeehaus oder zum Heurigen fahren wollte, was Geld kostete. Bei Wilhelms konnte ich Mit-

tagessen, Jause und Abendessen schinden und brauchte nur 20 Heller für die Straßenbahn, ich rechnete immer genau. Aber ich hatte bald genug. Das Mittagessen war auf der Bude besser, beim Onkel nicht sehr üppig und nachher – sie sparten auch sehr - Jause in einem Konzertlokal, immer dasselbe.

Abend wieder bescheiden in der Wohnung, der Onkel meist voller Sorgen, unzufrieden oder bissig und ironisch, die Tante salbaderte mit slowakischem Akzent, erzählte von ihrer schönen Jugend und gebrauchte in jedem Satz das Wort "schließlich", schloss aber nicht so bald, wenn sie loslegte. Die Tochter Helene, damals ein Jahr jünger als ich und ganz hübsch, versuchte mit mir zu flirten, ich verhielt mich aber ablehnend. Vielleicht hat sich die Tante mit Plänen befasst, die mir ganz ferne lagen und für Helene galt ich wahrscheinlich als Verehrer. Hütteldorf, wo sie wohnten, war ein Vorort von Wien und sie kannten sich dort draußen alle, wie in einer Kleinstadt. Helene war in einem Anwaltsbüro im 1. Bezirk beschäftigt und der Vetter Wilhelm, der später im "Steinhof", der Landesirrenanstalt endete, war irgendwo Kaufmannslehrling. Ich hatte mit beiden wenig Berührungspunkte und danke Gott, dass ich mich da nicht einfangen ließ Helene gab mir dazu genügend Gelegenheit. Sie fand auch nicht so schnell einen Mann, heiratete erst mehr als 10 Jahre später einen Witwer mit 2 Kindern. Sie war mir gar nicht sympathisch, überschwänglich, geziert, unwissend war immer etwas schlampig außerdem. Darin hat sie später manches geleistet. Bei Onkels sah es, so lange der Onkel lebte, noch einfach oder bescheiden bürgerlich aus und äußerlich sauber. Es gab aber Wan-

zen und ich habe dort nur einmal übernachtet und nie wieder. Sie hatten ein lang gestrecktes einstöckiges Wohnhaus, das aber schon ziemlich alt war und einen verwahrlosten, ziemlich großen Garten, wahrscheinlich waren sie aber stark verschuldet. Ein Hund war schon damals immer da, der nicht zur Freude des Onkels, verwöhnt wurde. Sie hatten immerhin eine 3 - Zimmerwohnung, also größer wie unsere und die Möbel waren damals noch ganz gut. In der Waschküche hatte der Onkel eine Likörfabrik, er arbeitete nur auf kaltem Wege, man sagte auch auf der "Kellerstiege" und seine Ingredienzien waren Spiritus und Zucker, Essenzen und Aromas und sehr viel Wasser. Er füllte ab und etikettierte es eigenhändig, dann fuhr er heraus und besuchte die kleineren Gasthäuser und Schenken in der Umgebung Wiens. Das Geschäft ist nie gut gegangen und er hatte immer Sorgen. Deshalb mussten die beiden Kinder auch schon verdienen. Er tat mir leid, plagte sich redlich und kam doch nicht hinauf. Ich habe meine Besuche bald eingestellt und um mich dankbar zu zeigen, übernahm ich einige Inkasso in Wien, aber ohne großen Erfolg. Die Kunden rückten sehr schwer mit Geld heraus, es war damals sehr knapp und sehr kaufkräftig und ich musste noch etwas verzehren. Besonders bei einem Inhaber eines früher renommierten, aber inzwischen herab gekommenen Lokals, das Cafe "Casa Piccola" hieß, am Anfang der Lerchenfelder Straße, einem Italiener, der dem Onkel größere Beträge schuldete, konnte ich nichts erreichen.

Der Mann war glatt wie ein Aal, versprach alles und hielt nichts. Ich ärgerte mich schwer, es war mir auch

genannt und der Onkel, der sehr nervös war, ereiferte sich, bis er vor Wut spuckte. Ich habe es bald bleiben lassen und ließ mich, trotz dringlicher Einladung, nur noch in immer größeren Abständen sehen, ich hatte ja inzwischen anderweitigen Anschluss gefunden.

Als es wärmer wurde, begannen die Wanderungen mit Confüchsen in die Umgebung Wiens, besonders den Wienerwald. Auf den Kahlenberg bei Wien konnte man mit der Straßenbahn hinauf, unterwegs war der Kobenzl, ein schöner Park mit Schloss und herrlicher Aussicht. Wir fuhren gewöhnlich mit der Elektrischen bis zur Endstation, machten dann eine Wanderung von mehreren Stunden bis zu einer anderen Endstation, von wo wir müde hereinfuhren. Mödling, Baden bei Wien, Rekawinkel, Krems mit dem Dürrenstein, einer alten Burgruine, wo Richard Löwenherz im 12. Jahrhundert gefangen gehalten wurde und viele andere. Das kostete zwar mehr als ein Sonntagnachmittag beim Onkel, war aber viel schöner. Überhaupt war der Frühling, besonders der Mai, wo es noch nicht so heiß war, auch in der Stadt leicht zu ertragen. Die vielen öffentlichen Anlagen prangten in jungem Grün und überall Blüten, Besonders schön war es früh morgens, wenn der Tau noch glänzte oder am Abend vor Sonnenuntergang, wenn der Verkehr noch nicht voll eingesetzt hatte oder schon abflaute. Die Ring - Mariahelferstraße oder den Graben zu überqueren, war schon damals schwer und wurde durch Verkehrspolizei geleitet. Damals gab es noch wenig Autos, meist Fuhrwerke, Fiaker und Radfahrer.

Über die Weihnachtsferien 1903 fuhr ich natürlich

nach Hause. Die Bahn , 3.Klasse Personenzug kostete 6 Kronen und dauerte 12 Stunden, man fuhr nachts und Fieg hatte daher dafür eine Flasche Schnaps gekauft, die wir austranken und so voll wurden, dass wir in Dziedzitz beinahe das Aussteigen verpasst hätten. Dann wären wir vielleicht bis zur Endstation Krakau gefahren, aber der Kondukteur hat uns gerettet. In Bielitz habe ich Aufsehen erregt, als ich mit meiner weißen Kappe auf der Hauptstraße erschien, noch mehr aber auf der Eisbahn. Aus der landsmannschaftlichen Zeit gab es auf der Bude noch einige "Stürmer" und ich nahm einen solchen mit und erschien mit Stürmer auf der Eisbahn. Ich hatte keine Ahnung, dass der Stürmer eine ausgesprochene Sommerkopfbedeckung war, erregte aber Aufsehen und wurde in Wien, als man davon erfuhr, tüchtig verspottet. Übrigens wurden Stürmer damals in Wien nicht mehr getragen. Auch zu Ostern 1904 war ich in Bielitz, es war Mitte April, die Obstbäume in voller Blüte, als ein Wettersturz am Karsamstag kam und es zu schneien begann. Es schneite den ganzen Ostersonntag und der Schnee, locker und nass, lag bald 1/2 m hoch, die Obstbäume im Garten brachen unter der Last. Von überall her wurden Verkehrsstörungen gemeldet und wir mussten unsere Rückreise nach Wien um einige Tage verschieben. Am Karsamstag hatte auch die Lygia ein Stiftungsfest, weit draußen auf der Straße nach Alzen gefeiert, da war ich als Alter Herr dabei, aber nicht in Farben, die Pennalie wurde von der Hochschulverbindung nicht anerkannt, was man durch Farbentragen getan hätte. Damals feierte auch Perkins irgendeinen Anlass und war furchtbar betrunken. Der Heimweg nachts war schon

tief verschneit.

Weder zu Weihnachten, noch zu Ostern hörte ich irgendetwas Beunruhigendes über den Gesundheitszustand des Vaters. Umso mehr war ich überrascht, als ich Anfang Juni ein Telegramm erhielt, sofort nach Hause zu kommen, es stehe schlecht. Niemand hatte etwas geschrieben, die Mutter hatte keine Zeit und Karl hatte auch nichts hören lassen, wahrscheinlich wusste niemand, wie ernst es war. Ich hatte noch keinen Monatswechsel bekommen und musste mir das Fahrgeld - Schnellzug kostete das Doppelte - ausborgen.

Als ich am nächsten Morgen ankam, lag der Vater schon in Agonie und hatte gerade tags zuvor, aber noch bei Bewusstsein, sein Testament gemacht. Ich weiß nicht, ob er mich noch erkannt hat. Er war zuletzt so schwach geworden, dass er nicht mehr in die Druckerei gehen konnte und da war er zur "Erholung" auf den Eminenhof im Zigeunerwald geschafft worden, wo er vollständig zusammenbrach und wieder nach Hause gebracht werden musste. Er hatte sich wahrscheinlich trotz der Wiener ärztlichen Warnungen nicht geschont und bis zum letzten Tag seine Arbeit verrichtet, bis es nicht mehr ging. Er lag auch zu Hause nur wenige Tage, es wurde immer schlechter trotz zweier Ärzte, es war einfach zu spät. Als er versehen worden war und wusste wie es um ihn stand, machte er in Anwesenheit von 2 Zeugen, Dir. Zipser und Turnlehrer Keller, die nahebei wohnten - ich weiß nicht ob der Notar Dr. Michl hinzugezogen worden war, das Testament, das er vorher mit dem Onkel

und der Tante besprochen hatte. Die Mutter hatten sie nicht zugezogen, sie war auch bei der Testamentsaufsetzung nicht dabei, worüber sie sich später mit Recht bitter beklagte. Warum das geschah, konnte ich nicht ermitteln. Der Onkel übernahm Vaters Hälfte von Druckerei und Haus für 100.000 Kronen, die mit 5 oder 6% zu verzinsen waren und in jährlichen Raten von 5.000 Kronen abzuzahlen waren. Es war eine große Schuldenlast, genau so groß wie sein Vermögen. Mehr hatte der Vater auch nicht zu vererben, außer vielleicht etwas barem Geld. Von den 100.000 sollte die Mutter 20.000 bekommen, der Rest ging in 7 Teile, also ca. 11.000 pro Kind. Für das Studium oder eine kleine Existenzgründung war das ausreichend, leider hatten nur Karl, Meta, Hans und ich etwas davon, ich bekam mein Erbteil, als ich großjährig wurde, bar ausgezahlt, Karl und Hans bestritten ihr Studium davon und Meta bekam es für Ausstattung und Mitgift, als sie Hoinkes heiratete. Die 3 Jüngsten verloren es fast ganz durch die Inflation nach dem 1. Weltkrieg. Als ich nach Hause kam, war die Stimmung sehr traurig, bis auf die 3 Jüngsten ging alles mit verweinten Gesichtern herum sogar Tante Albine und Onkel Johann, aber das Geschäft lief weiter! Da keine Pflegeschwester da war, mussten wir 3 Ältesten uns in der Pflege ablösen. Er war nur noch in einigen lichten Momenten bei Bewusstsein, sprach aber nichts, weil er ununterbrochen schlucken musste und ziemlich unruhig war. Man musste oft das Bett richten, Medizin eingeben und helfen, weil er so schwach war, dass er kaum die Hand mehr heben konnte, Der Atem ging rasselnd und das Röcheln war schrecklich. Abends kam der Doktor und sagte, dass es zu Ende

gehe und dass er kaum die Nacht überleben würde. Ich musste etwas schlafen, weil ich in der Nacht im Zug hatte stehen müssen und übernahm um 12 Uhr die Nachtwache. Er war noch immer sehr unruhig, das Schlucken wollte nicht aufhören und das Rasseln wurde immer schwerer, dazu arbeiteten die Hände auf der Bettdecke, gegen morgen wurde er immer ruhiger und als es schon ganz hell war, um 6 Uhr morgens, wurde er ganz still, er hatte ausgelitten. Es war Freitag, der 3. Juni 1904, er war noch nicht 45 Jahre alt geworden. Ich wartete noch 1 Stunde, dann habe ich ihm die Augen zugeedrückt und die Fenster geöffnet, es war ein herrlicher Frühsommertag. Dann ging ich die anderen wecken, die sich bald alle versammelten. Die Mutter brach zusammen, erholte sich aber rasch. Der Onkel übernahm die Beerdigung. Es wurde ein solider Metalsarg und eine aus gemauerte Grabstätte für 2 Personen auf dem neuen katholischen Friedhof bestellt, der Schimanek erschien und der Vater wurde in unserem kleinen Zimmer aufgebahrt, Partezettel wurden ausgeschickt und die nächsten Verwandten telegraphisch verständigt, die Texte für die Todesanzeigen in der Zeitung aufgesetzt, Seelenmesse bestellt und was so alles in einem solchen Fall zu tun ist. Das Begräbnis war Sonntag. Es war beide Tage sehr heiß gewesen, das Gesicht begann sich zu verändern und Leichengeruch wurde merkbar, am Nachmittag kam der Pfarrer Dr. Bulowski und nahm die Einsegnung vor - es war sehr eng in dem kleinen Raum - dann wurde der Sarg geschlossen. Eine Überführung in die Leichenhalle wollten wir nicht, ich habe es immer als sehr lieblos angesehen, wenn man den Toten, kaum dass er kalt

war, sofort wegschaffte. Wenn man mit einem Menschen so lange gelebt hat, dann wird man es wohl noch aushalten, die letzten Tage mit ihm zusammen zu sein. Ich habe mich nie gegraust vor dem Tode und ihn nie irgendwie als Schreckgespenst gefürchtet, im Gegenteil, ich habe den Toten oft und oft noch betrachtet, mir seine Züge eingepägt und die Majestät des Todes auf mich wirken lassen. Wir haben es auch 30 Jahre später bei der Mutter ähnlich gehalten und in unserer katholischen Verwandtschaft war es, trotz manchmal grober Raumbeschränkung immer so. In protestantischen Kreisen in Bielitz, auch in solchen, die genug Raum hatten, war man in dieser Beziehung sehr pietätlos, machte dafür aber umso größeren Pomp bei der Bestattung. Hier wird es auch so sein. Wenn es irgendwie möglich ist, möchte ich wünschen, dass man es mit mir auch so hält, wie ich mit meinen Eltern. Ich hatte immer das unerklärliche Gefühl, dass der Tote nicht tot ist, solange man ihn noch bei sich hat und erst dann endgültig weggeht, wenn die Schollen auf den Sarg fallen. Zur Beerdigung waren fast alle Teschner Verwandten und der Onkel Wilhelm aus Wien gekommen, der die Mutter führte. Auch die Kleinen gingen hinter dem Sarg, dann ich mit Karl und Meta, dann Onkel und Tante, und die andere Verwandtschaft. Es war ein großes Begräbnis, viel Kränze, viel Leute, natürlich fast alle aus der Druckerei, die Kirche festlich beleuchtet, 2 Geistliche, Begräbnis I. Klasse. Auf so was hielt die Mutter sehr, wenn es auch wahrscheinlich viel Geld gekostet hat. Für ein pomphaftes Begräbnis hatte und habe ich kein Verständnis, mehr für eine ordentliche und gepflegte Grabstätte. Es war wieder ein heißer Tag und wir

schwitzten auf dem Weg durch die Stadt, der über den Stadtberg geführt werden musste, in unseren schwarzen Anzügen, die Frauen alle mit Trauerflor, Komisch wird es Zuschauer berührt haben, dass wir alle hinter dem Sarg mit entblößtem Kopf, Hut oder Zylinder in der Hand gingen, das war in Bielitz nicht üblich, aber die vielen Trauergäste aus Teschen gingen so und wir mussten mitmachen. Obwohl es schon bald 50 Jahre her ist, kann ich mich noch genau an solche Kleinigkeiten erinnern. Nach der Einsegnungsliturgie, ging es wieder über die Josefstraße zum Friedhof, wo Pfarrer Bulowski sprach. Er hatte manchmal eine komische Art und liebte ausgefallene Vergleiche. Einmal begann er bei einer Hochzeit: es ist Hochzeit, hohe Zeit, ich weiß aber nicht, ob er zu diesem Zeitpunkt Grund hatte es war ein wohl angesehenes Brautpaar. Diesmal vergaloppierte er sich nicht und sprach kurz aber gut, was nicht schwer ist, wenn der Tote 7 unversorgte Kinder hinterlässt. An ein Leichenessen kann ich mich nicht erinnern, wahrscheinlich gab es nur einen Kaffee, unsere Wohnung war zu eng und alles roch noch nach Kerzen Blumen, Weihrauch und erinnerte zu sehr an den Toten.

Nach der Seelenmesse bin ich dann nach Wien gefahren. Ich hatte es jetzt besser, der Onkel, der Vormund geworden war, hielt mich nicht so knapp und ich bekam 100 Kronen Wechsel, er gab es ja nicht selbst, es wurde auf mein Erbteil aufgerechnet.

Im Sommersemester schlug ich meine erste Schlägermensenur aus und wurde geburscht. Dann ging ich in die ersten großen Ferien, die von Juli bis Anfang

Oktober dauerten. Durch den Tod des Vater hatten wir Familientrauer und da konnte ich die Tanzstunde nicht besuchen, was ich in Erinnerung an die verflorsene gern getan hätte. Wir übergaben unseren erübrigten Fond von 200 Kronen dem neuen Komitee, dem Alfred Bartemus und Leimsener angehörten. Diese Tanzstunde war auch gut besucht, aber doch nicht so wie unsere, den Aktiven dürfte sie natürlich die Schönste gewesen sein. Ich begnügte mich, von der Galerie zuzusehen, obwohl es mich manchmal in den Beinen juckte. Aber das Trauerjahr musste eingehalten werden. Ich war oft Gast, auch bei den Veranstaltungen, habe auch wieder an der Tanzstundenzeitung mitgemacht, aber während des Trauerjahres nie getanzt, auch Meta nicht, die schwarz ging, aber den Hoinkes schon ziemlich fest hatte. Kurz nach Vaters Tod musste die Mutter wegen einer Auskratzung ins Krankenhaus, Meta führte den Haushalt ebenso gut und in gastronomischer Beziehung besser. In diesem Sommer erlebten wir auch ein schreckliches Gewitter mit Wolkenbruch, wie es seit Menschengedenken nicht mehr gewesen war. Es war ganz finster bei Tag, aber die schrecklichen Blitze ließen manchmal sehen, wie es draußen ausging. Ununterbrochen rollte der Donner und der Sturm wurde immer ärger, Wir saßen zusammengedrängt in unserer Wohnung und erwarteten jeden Moment einen Blitzschlag, obwohl wir Blitzableiter hatten. Später kam ein Wolkenbruch. Der ganze abschüssige Strössl war ein Strom geworden, in dem das Wasser 1/2 Meter hoch herabschäumte. Sämtliche Kellerräume waren voll Wasser und die Mauer des gegenüberliegenden alten ev. Friedhofs brach an einigen Steilen durch und das in

dem ummauerten Friedhof gestaute Wasser ergoss sich auf den Strössl, der nach Abklingen der Flut ganz vermurrt war. Es goss noch die ganze Nacht und erst am nächsten Morgen konnte man sich herausrauen und die Bescherung ansehen. Auch in unseren Gärten sah es wüst aus. Das ganze Terrain war leicht nordwärts geneigt und das Wasser, das vom oberen Strössl kam, überflutete die tiefer liegenden Gärten. Am Strössl war das Gefälle auf unserer Hauslänge von 45 Metern fast 1 Meter. Natürlich war auch die Biala über die Ufer getreten und hatte großen Schaden angerichtet, vor allem, weil es so plötzlich gekommen war.

Zu Hause wurde schon der Bau eines eigenen Hauses besprochen und geplant. Die Wohnung war sehr eng, die Geschwister wuchsen heran und das Verhältnis zum Hausherrn, dem Onkel, wurde immer unerquicklicher. Die Mutter und die Tante Albine waren wie Hund und Katze aufeinander. War es schon zu Lebzeiten des Vaters, wo wir gleichberechtigte Miteigentümer waren, unleidlich, so wurde es jetzt, wo wir nur Mieter waren, unerträglich. Alle waren natürlich begeistert davon, ein eigenes Haus zu besitzen. Die Möglichkeit bestand dadurch, dass die 20.000 Kronen, oder ein Teil davon auf die Mutter geschrieben waren, freigemacht werden konnten, was mit Zustimmung der vormundschaftlichen Behörde möglich war. Ein Bauplatz war bald gefunden. Neben dem ev. Friedhof angrenzend, an das Grundstück Dr. Stefans. Er war nicht teuer, da es manchen störte, neben und mit der Aussicht auf den Friedhof zu bauen. Baumeister war Walczok, der es mit einer unerfahre-

nen Frau und minderjährigen Kindern leicht hatte, er wird gut verdient haben. Der Bau sollte 28.000 Kronen kosten, hatte ca. 150 qm verbaute Fläche, alles unterkellert, im Keller war ein als Hausmeisterwohnung vorgesehener Wohnraum, der aber immer feucht war, im Hochparterre 2 große, 2 - fenstrige Zimmer, aber mit dem Durchgang durch das Kabinett, das als Metas Zimmer vorgesehen war, war die "gute Stube". Dort stand kein Bett. Das andere 2 - fenstrige Zimmer war für mich und Karl und Hans vorgesehen. Alle 3 Räume lagen nach Norden, auf den Strössl. Rückwärts ein großes Wohnzimmer und ein helles Schlafzimmer für die Mutter und die 3 Jüngsten, eine große, helle Küche, Klo und Stiege.

Diese Seite auf den Garten hinaus war Südseite, dazu ein kleines finsternes Vorzimmer. Im ersten Stock war ein großes helles Zimmer nach Norden, das vermietet werden sollte und die Bodenräume, geräumig und hell, zum Ausbauen vorgesehen. Alle Zimmer hatten Parkettfußböden, Gasbeleuchtung und solide Kohleöfen. Das ersehnte Badezimmer war leider im Keller auf der Südseite. Es war ein großer Nachteil, besonders im Winter, wenn man gebadet durch den Vorkeller und das kalte Stiegenhaus gehen musste. Im Winter war es so kalt, dass das Kondenswasser an den Wänden gefror. Der Bauplan Walczoks war sehr primitiv gewesen und wir hatten niemanden, mit dem wir uns hätten beraten können. Nebenan hätte Dr. Steffan so gebaut, das die Wohn- und Schlafräume nach Süden lagen, die anderen Räume vorne heraus, ohne dass die Fassade darunter gelitten hätte. Ein modernerer Baumeister als Walczok hätte si-

cher eine bessere Lösung gefunden. Hinter dem Haus war ein kleiner Garten von ca.400 qm mit einer Laube, einigen Obstbäumen, Blumen und Gemüse, vorne ein 3 m breiter Vorgarten und ein eiserner Zaun gegen die Straße. Ich glaube, dass die Baukostenvorschläge überschritten wurden, die 20.000 Kronen der Mutter reichten nicht für Grund und Bau, sie wurden als 1. Hypothek eingetragen und wir mussten noch mindestens 10.000 Kronen aufnehmen, deren Verzinsung und Amortisation der Mutter schwer fallen sollte. Im Anfang war alles gut und wir zogen ohne Bedauern vom Onkel weg, das dürfte 1905 gewesen sein.

Wintersemester 1904/5 und Sommersemester 1905 vergingen rasch, es war damals eine hochpolitische Zeit, der Russisch - Japanische Krieg war in vollem Gange - wir standen mit unseren Sympathien natürlich auf Seiten der Japaner und erlebten ihre Siege in der Mandschurei, den Fall von Port Artur und den Weg und Untergang der russischen Ostseeflotte. Im Fasching 1905 in Wien konnte ich mir das trotz des nicht ganz abgelaufenen Trauerjahres erlauben, besuchte ich einige Unterhaltungen, die in Couleurkreisen veranstaltet wurden. Wir hatten einen Bursch, dessen Vater Konsul in Japan gewesen war und von dort viele japanische Kostüme mitgebracht hatte. So erschien ich einmal bei einem Maskenkostümfest in einer Japanergruppe mit einem feinen hellblauen Seidenkimono, zartrosa Japanerhosen und einem original - japanischen Papierhut in Form eines Flachkegels, durfte diesen aber nicht abnehmen, weil es kurz nach der Mensur war, bei der ich abgestochen wurde

und die Schmissee noch nicht ganz verheilt waren. Mein Kopf sah gründig aus, außerdem war ich kahl geschoren, was aber dem Vergnügen keinen Abbruch tat. In der Verbindung war ich Schriftwart, 3.Chargierter, weigerte mich aber, bei Anlässen, wo die Chargierten in Wachs erscheinen mussten, diese anzuziehen. Karl hat später manchmal chargiert, einmal auch in Bielitz bei der Gründung der Ferial-Verbindung, aber er war auch noch etwas zu kurz. Meinem Studium oblag ich nicht mit Übereifer, aber doch so, dass ich nichts versäumte. Für meine Dr. - Dissertation sammelte ich Quellenmaterial und interessierte mich für die zeitgemäßen Produktionsverfahren, wozu Wien reichlich Gelegenheit bot. Nach Ablauf meiner vorgeschriebenen vier aktiven Semester, gedachte ich mich in die Arbeit zu stürzen, es kam aber noch 1905 im Herbst anders. Im Jahr 1905, kaum ein Jahr nach dem Vater, war auch Frau Fieg, Ottos Mutter gestorben, und der alte Norawitz jetzt sein Vormund. Er hatte es ebenso gut wie früher, sein Erbteil, das in der Fa. Morawitz stak, war erheblich. Wir kamen weiter gut miteinander aus, wenn wir auch getrennte Wege gingen. Im Sommer 1905 besuchte ich auch den Onkel Eduard, der in einem Dorf bei Tulla Schullehrer war. Er sah schon damals nicht gesund aus und ist nicht lange danach gestorben. Sie hatten eine nette Wohnung, waren sehr freundlich und luden mich ein, wiederzukommen. Die Tante war eine kleine, dickliche Dame aus Ung. Hradisch, sie hatten 2 hübsche artige Mädels von 10 und 12 Jahren, die beide nach Wien heirateten. Den Besuch des Onkels verband ich mit dem Ausflug ins "Gänsehäufel, dem berühmten Strandbad an der Donau in Klosterneuburg.

Es war damals die Zeit des beginnenden Licht -, Luft und Sonnenbadens. Nach dem Besuch des Onkels ging ich nachmittags in das Gänsehäufel, Eintritt 1 Krone, es war ein sonniger Tag im Juni. Für die 1 Krone gedachte ich alles auszunutzen, Licht, Luft Wasser und Sonne. Badete ließ mich von der Sonne trocknen, legte mich in den heißen Sand und wiederholte das einige Male. Ich habe eine sehr weiße Haut, sehr empfindlich gegen Sonnenbestrahlung. Auch hatte ich keine Ahnung, dass man sich da durch Einreibung mit irgendwelchen Fetten schützen kann. Der Nachmittag war lang, es waren die längsten Tage im Juni. Als ich mit der Bahn nach Hause fuhr, war mir schon nicht gut und auf dem Weg vom Bahnhof wurde mir übel. Das letzte Stück musste ich mich an der Mauer festhalten und kämpfte mit einer Ohnmacht. Ich kroch sofort ins Bett, hatte bald hohes Fieber, und am nächsten Tag waren Oberkörper und Arme mit nässenden Brandblasen bedeckt, Frau Kreihansl brachte Öl, die Betten werden gut ausgesehen haben, und ich lag mindestens 1 Woche. Dann begann ich mich zu häuten, die verbrannte Haut ging in Fetzen hierunter und die darunter befindliche neue zarte Haut war noch sehr empfindlich. Seit dieser Zeit habe ich mich vor Sonnenbrand immer sehr gehütet und mich auch nie mehr verbrannt. Durch die Universitätskrankenkasse konnte ich auch meine Zähne in Ordnung bringen lassen und einige, die schon nicht mehr zu retten waren, reißen lassen. Seither - 1905 - habe ich keinen Zahn mehr verloren, erst 1945/46 hier in Lemgo infolge Unterernährung, wodurch ich alle Zähne im Oberkiefer, bis auf 2, einbüße. Sie brachen einfach an der Wurzel ab, und den Rest zog man mir

dann 1948, als ich im Krankenhaus lag, und man die Fieberquelle suchte. Seither habe ich im Oberkiefer ein Gebiss, es ist nicht angenehm, aber ich brauche es zum Kauen von Brot. Fleisch und Obst und es sieht besser aus als eine solche Zahnlücke, auch fällt der Mund nicht so ein.

Als das Sommersemester 1905 zu Ende war, fuhr ich nach Hause in die großen Ferien, nicht ahnend, dass es mein letztes Universitätssemester sein sollte. Das Trauerjahr war vorüber und ich besuchte jetzt wieder fleißig die Tanzstunde als Gast. Es war die Tanzstunde, wo ich Grete kennen lernte. Außer Grete war auch noch die Ditha Miensil in der Tanzstunde und die Heidi Rössler, die Tochter des Direktors der Vacuum Oil in Dziedzitz. Die Ditha war eine entfernte Cousine, eine Urgroßmutter mütterlicherseits war eine Miensil in Saybusch gewesen. Die Mutter und Herr Miensil, der damals Bezirkshauptmann (Landrat) des Kreises Bielitz war, waren Großcousin. Mit den Brüdern Dithas war ich durch die Pennalie sehr gut und ich duzte mich auch mit der Ditha. Sie war nicht schön, nicht einmal hübsch zu nennen, aber wir verstanden uns sehr gut, und wenn Miensil nicht bald nachher nach Troppau versetzt worden wäre, wäre sie wohl meine Frau geworden. Einen Korb hätte ich von ihr sicher nicht gekriegt, obwohl ihre Mama, eine stattliche, zwickerbewehrte Dame aus wohlhabendem Troppauer Haus, etwas kritisch war. Den Alten kannte ich weniger gut, er war ein alter K. u. K. Beamter, etwas pedantisch, gewissenhaft und unparteiisch. Sie wohnten im Amtsgebäude auf der Schießhausstraße, nicht weit von uns. Gut katholisch waren sie auch, es

wäre so eine Partie nach dem Sinne der Mutter für mich gewesen, die mir auch zuredete. Auch dem Onkel und der Tante hätte es gut gepasst, mit dem höchsten Staatsbeamten am Ort verwandtschaftliche Beziehungen zu unterhalten, Dithas Brüder gingen auch in die Tanzstunde, mit dem älteren, Roland, war ich sehr befreundet, er war wohl 2 Jahre jünger als ich, aber wir gingen viel miteinander Skilaufen, Fußball und Eis laufen betrieben wir gemeinsam und harmonisierten auch in unseren politischen und sonstigen Ansichten. Er war immer etwas melancholisch, kritisch und nicht sehr begeisterungsfähig, mehr kühl veranlagt. Wir debattierten viel über Nationalismus, Politik und Wirtschaft und trafen uns sehr oft. Wir hatten auch gemeinsam eine recht unangenehme Sache auszutragen: ein junger Mann aus dem Kaufmannsstande hatte sich an uns herangemacht, ich weiß nicht mehr wie und wo wir ihn kennen lernten, aber er drängte sich uns auf und legte Wert darauf, in unserer Gesellschaft gesehen zu werden. Er war sehr nobel, lud uns zu Gelagen und Delikatessen ein und warf mit Geld herum, er trug es uns sogar an. Wir waren beide, auch der jüngere Miensil - Walter - war manchmal auch dabei, immer knapp an Geld und ließen uns traktieren. Auf einmal platzte die Blase, der junge Mann wurde wegen Unterschlagung verhaftet, es drohte eine Gerichtsverhandlung bei der er wahrscheinlich uns herein gezogen hätte, obwohl wir keine Ahnung hatten, wie er zu dem Geld gekommen war. Wir schwebten einige Tage in Aufregung, aber irgendwie kam nichts davon heraus, vielleicht hatte der alte Miensil die Sache irgendwie beigelegt, ich erinnere mich noch an eine Unterredung mit ihm, in der er

uns warnte, unseren Verkehr besser einzurichten. Der Jüngere, Walter, ein Bursche von 16 Jahren, war Gretes Haupttänzer, fast noch ein Kind, passte er gut zu Grete, die es mit 15 Jahren auch noch war. Man lachte über die 2 Kinder, Ditha war schon älter sicher 17 und ziemlich ernst. Sie wurde zu Hause streng gehalten, musste viel Klavier üben und den jüngsten Bruder, einen Nachzügler betreuen, wohl auch in dem großen Haushalt - sie hatten sogar eine Köchin - helfen. Sie klagte mir oft ihr Leid dass sie so eingesperrt war, sie durfte auch gegen Abend nicht weg auf die Hauptstraße, wo man sich treffen konnte. Wir waren stille Bundesgenossen, gegen ihre strenge Mama und sahen uns selten, außer der Tanzstunde, Grete hatte damals viel mehr Freiheit, Ditha tat mir leid, sie war auch mit Meta befreundet. Nur im Winter konnten wir uns viel auf dem Eislaufplatz treffen und liefen viel zusammen, sie war eine gute Eisläuferin und konnte mehr als ich. Auch Skilaufen durfte sie nicht lernen, trotzdem beide Brüder es begannen. In der Tanzstunde hatte sie natürlich ihre Partner unter den Tanzschülern, aber wir saßen viel und oft auf der Galerie oder im Nebensaal zusammen und sprachen uns hinter dem Fächer aus wie gesagt, war sie nicht hübsch, auch nicht graziös und besonders gut angezogen, aber ich fühlte mich zu ihr immer kameradschaftlich hingezogen. Sie war gar nicht kokett und man konnte mit ihr mehr als oberflächliche Tanzstundengespräche führen. Das Schönste an ihr waren ihre dunklen, ausdrucksvollen Augen, die von verborgener Leidenschaft sprachen, Mund und Nase waren gewöhnlich, Nase etwas kurz und die Zähne etwas auseinander stehend, das Haar dunkelbraun und schön.

Es gab wenig Ähnlichkeiten mit ihren beiden Brüdern, die hübsche Burschen waren, besonders der Roland, sie war mehr nach dem Vater geraten. Nach der Tanzstunde trafen wir uns selten und besprachen dann die Möglichkeiten eines weiteren Treffens. Am besten ging das noch im Theater, sie hatten eine Loge und der Heimweg war der gleiche, oder dann im Fasching. Ihre Mama war aber sehr bequem und ging nicht gern aus. Zu ihnen ins Haus wollte ich aber auch nicht kommen, obwohl es möglich gewesen wäre, aber das war mir zu offiziell bzw. zu familiär, denn dann galt man in Bielitz schon so gut wie verlobt, und ich wollte mich mit 22 Jahren noch nicht binden; ich liebte meine Freiheit und wollte sie noch einige Jahre genießen. So setzte ich den Verkehr fort, so gut es ging, aber mit der Absicht, ihn nie ganz zu unterbrechen.

Als ich aber 1907 nach Leipzig ging und 1 Jahr später heimkam, waren Miencils nicht mehr in Bielitz; ich hätte korrespondieren, oder mal nach Troppau fahren müssen, um nicht ganz abzubrechen, aber ich konnte mich dazu nicht entschließen. Ich habe Ditha erst mehr als 36 Jahre später wieder gesehen, im Herbst 44 in Wien, wo ihre Mutter ihre Pension in einer Villa in Grinzing verlebte. Ditha hatte sich wenig geändert und war im Wesen die gleiche geblieben, aber noch kühler und zurückhaltender als in ihrer Jugend. Sie hat nicht geheiratet und war Krankenschwester geworden, hatte ihren Vater, der lange krank war, gepflegt. Roland Miencil war jung an Lungenschwindsucht gestorben, obwohl in der Zeit unserer Freundschaft nichts davon zu merken war, außer einer tiefen

Melancholie und Pessimismus fühlte er sich damals körperlich gesund und trieb Sport, Fußball, Ski, Rodeln Eislauf. Der jüngere - Walter - Gretes Verehrer war 1914 in Polen gefallen, der jüngste war Arzt im 2. Weltkrieg. Ditha war grau geworden und mager, aber immer noch gut gefärbt im Gesicht. Ihre Mama, schon über 80, war noch immer ziemlich stark und lebhaft, und wir tauschten einen Nachmittag bei dünnem Ersatzkaffee und schlechten Marmeladenschnitten Erinnerungen an die alte Zeit aus. Warum Ditha ledig geblieben war, konnte ich nicht erfahren, ihre Mutter galt als reich, der Vater war ein hoher Beamter. Dass sie da keine Möglichkeiten gehabt hätte, kann ich nicht verstehen, vielleicht wollte sie selbst nicht, sie war immer etwas scheu und in weiblichen Künsten unerfahren. Sie wartete einfach und es kam niemand, obwohl alle Mädchen in Bielitz aus ihrer Altersklasse früher oder später geheiratet haben. Sie erinnerte mich immer an eine Blume, die erst aufspringt und aufblüht, wenn man sie berührt. Und es kam vielleicht niemand außer mir, obwohl ich mir nicht einbilden kann, dass sie auf mich gewartet hat. Als wir heirateten, sandten wir zu Miencils natürlich eine Anzeige und bekamen einen herzlichen Glückwunsch, aber nicht von Ditha, sondern von der Mama. Wer weiß, wie es sich gestaltet hätte, wenn wir ein Paar geworden wären. Der wahre Charakter der Frau kommt erst in der Ehe zum Vorschein, man steht immer vor einem Rätsel, das sich erst löst, wenn das Leben im Zusammensein beginnt. Meine Auffassung von der Ehe war immer die einer guten Kameradschaft, vielleicht wären wir gute Kameraden geworden.

Doch zurück zur alten Zeit! Außer Ditha hatte ich damals noch 2 Mädels, mit denen ich gut war. Die zweite war die Heidi Rössler, ein, freundliches, munteres Mädchen, deren Mutter mir ganz deutlich Avancen machte. Ich wurde eingeladen sie in Dziedzitz zu besuchen, und war auch einige Male zu gesellschaftlichen Veranstaltungen draußen; sie waren stramm deutschnational, führten ein ziemliches Haus und spielten eine große Rolle in dem aufstrebenden Industrieort. Als ich nicht ernst machen wollte, schloß die Sache ein, Heidi hat sich dann mit einem Bergingenieur verheiratet und wurde in jungen Jahren Witwe. Und dann war noch die Trude Lauterbach, mit der ich auch auf Du stand. Sie war die mittlere der 3 Lauterbachmädels, von denen Karl die älteste, Luise, und Hans die jüngste, Hilde geheiratet hat. Karl war schon damals ziemlich liiert mit Luise und daher kam die gute Bekanntschaft. Trude war klein und passte zu mir, wir vertrugen uns ganz gut, sie besaß Humor, den ich schätzte, aber nicht viel Verehrer, weshalb ich oft einsprang, ohne ernstlich an etwas zu denken. Dass 3 Brüder 3 Schwestern heirateten, wäre des Guten zu viel gewesen. Dann war noch das Blänkchen Wolf, deren Mutter mir ihre Wohlgeneigtheit deutlich zeigte, die Annie Muhr, die in unmittelbarer Nachbarschaft wohnte und Metas Freundin war. Sie war der Notnagel, zu dem ich mich hielt, wenn keine meiner Freundinnen greifbar war.

Mit ihrem Bruder, dem Hannes Muhr, dem Wagnerenthusiasten, war ich sehr befreundet, dann war da noch Trude Geib, ein lustiges, aber kokettes blondes

Ding, die Trude Raschke und die beiden Rath - Mädels und noch manche andere. Ich kam mir damals vor wie ein Schmetterling, der von Blume zu Blume flattert, bei jeder etwas verweilt und weiterfliegt ohne sich zu binden. Später, als ich ernstere Absichten hatte, war ich nur noch der Esel zwischen 2 Heuhaufen.

Die großen Ferien 1905 gingen zu Ende und ich rüstete zur Fahrt nach Wien ins 5.Semester. Wir wohnten damals schon im neuen Haus und merkten nicht, was vorging. Der Onkel, fast 60, hatte die Absicht, sich zur Ruhe zu setzen und seinem Vergnügen zu leben.

Er war Gemeinderat geworden und ein strammer Vorkämpfer der Hausbesitzergilde und suchte jemanden, dem er früher oder später die Firma übergeben konnte. Und da war er auf den Schrammek in Skotschau verfallen, oder die Tante Oczko hatte das vermittelt, kurz: die Verhandlungen waren schon ziemlich weit gediehen, als die Mutter davon irgendwie Wind bekam. Sie wollte es nicht leiden, dass die Firma, die dem Vater gehört hatte und von der wir durch Onkels Abzahlungen lebten, in fremde Hände übergehe, und legte mir nahe, mich selbst dem Onkel anzutragen. Ich war erschüttert. Sollte auf einmal mein Studium aufgeben, das schöne Studentenleben, die Couleur, und Setzerlehrling werden, 10 Stunden täglich am Kasten stehen, keine Freizeit, keine Ferien haben. Ich kam mir vor wie aus allen Wolken gefallen, aber man ließ mir keine Zeit, auch die Geschwister drängten bzw., redeten zu. Es wäre doch besser, wenn ich einmal die Firma bekäme, als ein fast Fremder, von dem man nicht wusste, wie er sich verhalten würde.

Ich musste mich von heute auf morgen entschließen. Es war der 15. September 1905, den Tag weiß ich noch genau, ein trüber Herbsttag, als ich, nachdem ich eine Nacht überlegt hatte, zum Onkel ging und ihm meinen Vorschlag machte, in der stillen Hoffnung, dass er ablehnen würde. Ich wollte der Mutter und den Geschwistern zu Gefallen wenigstens den Versuch machen, obwohl es mich gar nicht lockte. Ich hatte zwar soviel Einsicht, dass ich mir sagte, dass ich so früher selbstständig werden könnte, als wenn ich nach mehrjährigem Studium vielleicht erst mehrere Jahre als Assistent oder Supplant arbeiten müsste und dass ich jedenfalls unabhängig sein und bald ein höheres Einkommen haben würde, aber alles das wollte ich nicht tauschen gegen die Möglichkeit einer akademischen Laufbahn und die Aussicht, fremde Länder kennen zu lernen, die mich so sehr lockten. Wahrscheinlich wäre ja aus diesen hochfliegenden Plänen nichts geworden, und ich wäre irgendwo in Österreich als simpler Mittelschullehrer mit dem Dokortitel gelandet und wäre nicht in Bielitz geblieben; also hätte sich mein Leben ganz anders gestaltet, und vielleicht hätte ich nicht alles verloren wie jetzt, wenn ich auch nicht viel zu verlieren gehabt hätte. Ich stand also vor der wichtigsten Entscheidung meines Lebens, ohne es allerdings zu wissen. Ich war auch sehr überrascht, als sowohl der Onkel als auch die hinzugezogene Tante, die auch an einen Neffen von ihrer Seite aus Podersam gedacht hatte, sofort und ohne Bedingungen zu stellen, zustimmten. Ich hatte das nicht erwartet und sah meine Hoffnungen schwinden. Und zwar sollte ich sofort, schon am nächsten Tag, in die Druckerei als Setzerlehrling eintreten. Der Onkel

fürchtete vielleicht mit Recht, das ich mir die Sache noch überlegen würde, wenn er mir Zeit ließ. Der Sprung war, wenigsten fürs Erste, doch zu groß, was er wohl auch gefühlt haben mag. Ich konnte jetzt nicht mehr zurück und kam mir wie ein Opferlamm vor, das für die Familie geschlachtet worden war. Dem Onkel war diese Lösung wahrscheinlich lieber als mit dem Schrammek oder dem Podersamer. Mich kannte er gut und wusste, was er von mir zu halten hatte, ich war noch jung und er konnte mich leichter beeinflussen als den Schrammeck, der mindestens 10 Jahre älter war als ich.

Der war verheiratet, mit 2 Kindern. Es hätte den Onkel auch mehr gekostet, denn er hätte ihn wohl oder übel als Kompagnon oder zumindest als Prokuristen einstellen müssen, abgesehen davon, das er die fachliche Eignung, die ja auch dem Onkel fehlte, kaum noch hätte nachtragen können, denn es hätte ihm wohl kaum behagt, 2 Jahre am Kasten zu stehen. Wahrscheinlich hätte Schrammek sein Geschäft in Skotschau, das damals noch gut war, - nach dem 1. Weltkrieg ging er damit pleite, während andere reich wurden - verkauft und hätte dem Onkel den Erlös als spätere Anzahlung eingeschossen. Die Oczkos in Teschen werden wohl enttäuscht gewesen sein, ließen sich aber nichts merken, und für das Geschäft war es besser, denn vielleicht wäre es dem Schrammek mit der Druckerei auch nicht besser gegangen; er scheint nicht sehr tüchtig gewesen zu sein, auch nicht sehr intelligent und recht schwerfällig, ich konnte bei den wenigen Gelegenheiten, bei denen ich ihn kennen lernte, nichts mit ihm anfangen. Er sprach nur, wenn

man ihn anredete, sonst saß er still dabei und schnitt Grimassen. Dem Onkel war aber geholfen, er hatte jemanden, auf den er sich verlassen zu können glaubte und konnte jetzt seine lang ersehnten Pläne von Urlaubsreisen endlich verwirklichen, und die Tante konnte ins Bad fahren, was sie auch gleich im nächsten Sommer, kaum dass ich 9 Monate im Geschäft gewesen war, ausgiebig taten. So war ich von heute auf Morgen vom Hochschüler zum Setzerlehrling degradiert. Es fiel mir anfangs schwer, täglich, auch Samstagnachmittag, von 7.30 bis 12, von 1 bis 6 am Kasten zu stehen, die Kollegen vom Fach sahen mich misstrauisch von der Seite an und doch musste ich von ihnen lernen. Der Onkel war kein Fachmann und konnte mir gar nicht an die Hand gehen. Wir hatten damals 3 - 10 Setzer und mehrere Lehrlinge am Kasten, da alles noch im Handsatz hergestellt wurde. Mein Lehrmeister war vorwiegend ein gewisser Popczynski, ein untersetzter, ruhiger Mann, einige Jahre älter als ich, ausgedienter Soldat, halb Deutscher, halb Pole, der aber das Deutsch fehlerfrei sprach und beherrschte. Er wurde später Reservefeldwebel und blieb nach dem Weltkrieg bei der polnischen Armee, wo er Offizier wurde. Die meisten Setzer und Lehrlinge auch im übrigen Geschäft waren von polnischen oder slowakischen Eltern geboren, hatten aber deutsche Schulen besucht und gaben sich als Deutsche aus. Das der Beruf nicht gesund war, geht auch daraus hervor, dass während meiner Lehrzeit 2 starben, Lungenschwindsucht. Ich hatte nur 2 Jahre zu lernen das war die Mindestzeit für Lehrlinge mit höherer Bildung und Prinzipalsöhne, als was ich angesehen wurde. Ich bekam 30 Kronen Monatslohn, von

denen ich die Hälfte der Mutter gab, den Rest als Taschengeld behielt. Von meiner Couleur ließ ich mich inaktivieren, wozu ich nach 4 aktiven Semestern berechtigt war. Ich hatte mir beim Onkel nur vorbehalten, jedes Jahr einmal für einige Tag nach Wien, meist zum Stiftungsfest fahren zu dürfen, weiter an der Universität zu inskribieren und nach Absolvierung meiner Lehrzeit auf 1 Jahr das Technikum für Buchdrucker in Leipzig zu besuchen, womit der Onkel einverstanden war. Meine Freunde aus der Hochschulzeit nahmen meinen Stellungswechsel verschieden auf, teils bedauerten sie mich, teils gaben sie mir recht, bei manchen werde ich wohl an Ansehen verloren haben, wie auch wohl bei den bekannten Mädchen. Ditha nahm es gelassen zur Kenntnis, ebenso Grethe, mit der ich damals noch nicht viel verkehrte, sie hatte ja den jüngeren Miensil. Während ich in der Setzerei mit Eifer daran ging, mich in die Geheimnisse der Schwarzen Kunst einzuweihen, die ich nach 1/2 Jahr schon ziemlich gut beherrschte, auch mit Hilfe von Lehrbüchern und weil ich, nicht wie die anderen Lehrlinge, erst 1 - 2 Jahre "glatten Satz" herstellen und verschiedene Hilfsarbeiten verrichten musste, sondern bald an "Akzidenzen" (Geschäftsdrucksorten, Tabellen, Plakate) heranging.

Während ich also im Geschäft Fortschritte machte und überzeugt war, in 2 Jahren perfekter Setzer zu werden, begann ich auch meine beschränkte Freizeit - nur nach 6 Uhr und Sonntag - einzuteilen, um mich für den Verlust meiner akademischen Freiheit zu entschädigen. In den ersten Monaten studierte ich noch fleißig, ich hatte mir einige Fachbücher mitge-

bracht, aber das wurde mir bald zuviel. Nach neunstündiger Arbeit noch jeden Tag 2 - 3 Stunden mein Hochschulstudium fortzusetzen, ging über meine Kräfte. Wenn ich mich abends zu den Büchern setzte, konnte ich nicht lang arbeiten und kämpfte mit dem Schlaf. Trotz fester Vorsätze studierte ich immer weniger, bis ich es ganz aufgab. Es war nichts zu machen! Dafür suchte ich andere Zerstreuung. In der deutschen Lesehalle, in die ich mich eintragen ließ und wo der Onkel und die Tante verkehrten, Tarock spielten und jeden Mittwoch zu einem Familienabend gingen, war eine Roman - Bibliothek, die die Verwaltung der Halle einem Mitglied billig abgekauft hatte. Sie suchten einen Mann, der die Bibliothek verwalten sollte. Der Onkel schlug mich vor und redete mir zu, sodass ich die Leitung übernahm. Es waren 2.000 Bücher aller Kategorien, die an Mitglieder der Lesehalle und auch an andere gegen eine mäßige Gebühr - ich glaube 5 Heller pro Buch und Woche - ausgegeben werden sollten. Es musste ein Verzeichnis, das ca.30 Seiten hatte, gedruckt werden, dazu wurden noch andere Drucksorten benötigt, sodass der Onkel dabei noch ein Geschäft machte. Das Verzeichnis fand guten Absatz und musste einige Male neu gedruckt werden. Auch der Zuspruch war rege, es gab sonst nur noch eine Leihbücherei, und die war viel teurer. Die Lesehalle machte ein ganz gutes Geschäft dabei, denn trotz der kleinen Leihgebühr konnte ich jeden Monat 60 - 80 Kronen als Reinertrag abliefern. Ich arbeitete ganz gern - Bücherausgabe war 2-mal wöchentlich von 6 - 8 - und hatte den Vorteil, dass ich lesen konnte, was und wie viel ich wollte. Es waren viele gute Bücher dabei, alle in der damaligen Zeit

tonangebend, auch wurde jeden Monat etwas nachgeschafft, worüber ich Vorschläge an den Vorstand der Lesehalle machte. Ich hatte auch außer der Ausgabezeit manchmal zu tun und besorgte das alles ehrenamtlich, es fiel niemandem ein, mich für meinen Aufwand an Zeit und Mühe zu entschädigen, und ich wollte nichts verlangen. Aber ich habe mich als die Sache einschlug, selbst in mäßigen Grenzen entschädigt, ich war niemandem Rechenschaft schuldig und konnte das machen. 2 Jahre hab ich die Sache geführt, als ich dann nach Leipzig abging, fand sich niemand der es ehrenamtlich übernehmen wollte, man musste eine Hilfskraft einstellen, einen Buchbindegehilfen, der 20 Kronen monatlich dafür bekam und sich noch nebenbei durch Instandsetzung schadhafter Bücher etwas dazu verdienen konnte, ohne dass man ihn kontrollieren konnte, ich glaube, dass die Lesehalle mit mir besser gefahren ist, der Nachfolger war ein einfacher Mensch, der die Sache rein mechanisch anfasste. In der Lesehalle hatte ich auch sonst Anschluss, es verkehrten dort die Hochschüler und unter den sonstigen Mitgliedern waren viele Akademiker und einige alte Herren von der Korporation, die Lesehalle war stramm deutsch national. Ich spielte manchen Abend Tarock oder Schach, las eine Menge Zeitungen und Zeitschriften es lagen über 40 auf, und hatte mit Dr. Förster, Gutwinski., Alscher und Groß einen regelmäßigen Quodlibet - Abend, bei dem ich aber nie auf meine Kosten kam, weil ich nicht so viel Bier vertilgen konnte, wie andere. Es tröstete mich auch, dass mein Bundesbruder Alscher bald nach mir auch in Bielitz landete, sein Vater hatte eingezogen, er war 5 Semester in Wien gewesen und

hatte nicht studiert, nur immer viel Geld verbraucht. Dem alten Alscher wurde das, obwohl die Familie reich war, zu dumm und er steckte ihn in seine "Fabrik", eine ziemlich große Schlosserei und eine Eisen-Konstruktionswerkstätte. So hatte ich einen Leidensgenossen, Alscher ist, noch nicht 30 und ledig 1912 an einer Blutvergiftung, die er sich von seinem Hund zugezogen haben soll, gestorben, nach langem schweren Todeskampf. Er war ein kräftiger, eleganter Mann mit Sexappeal. Bei seinem Begräbnis war die Burschenschaft durch 2 Chargierte im Wichs vertreten, die zu beiden Seiten des Sargwagens mit gezogenem Schläger schritten, es hat in Bielitz Aufsehen erregt. In diese Zeit fällt auch die Gründung des Fußballclubs. Ich weiß nicht mehr, wie es dazu kam, aber wahrscheinlich hat Dr. Stonawski den Anstoß gegeben. Wir fingen an am Eislaufplatz, der leider nur etwas klein war, zu üben. Wir hatten am Anfang natürlich keine Ahnung vom Spiel und Regeln, aber der damals in Bielitz noch ganz neue Sport fand sehr viel Anklang. Es dauerte gar nicht lange, da hatten wir mehr ausübende Mitglieder als wir brauchten und schritten zur Gründung. Es war im Frühsommer 1907, der Klub hieß zuerst Bielitz - Bialaer Fußballclub. Dr. Stonawski war der erste Obmann, ich war wie immer Schriftführer und Jendzejowski als Sparkassenbeamter Kassier. Wir waren alle 3 auch ausübende Mitglieder in der ersten Mannschaft, Dr. Stonawski als Goalmann, Jendzejowski Bach und ich Halfbackläufer links. Wir kannten damals noch keine deutschen Bezeichnungen und schwelgten in falsch ausgesprochenen englischen Sportwörtern. Auberma war Karl und Hans Akro, Karl als Backverteidiger und Hans,

noch nicht 16 Jahre alt, als flinker und unermüdlicher rechter Halbbackläufer. Außerdem beide Miencils, Ing. Schorsch, Lechner usw. Mit der Hintermannschaft ging es noch, aber wir hatten keine richtigen Stürmer, nicht zu reden von einem Spielführer - Kapitän. Da erschien auf einmal Steinböck auf der Bildfläche, ein richtiger "Weaner Schurl, der aber nach unseren Begriffen Klasse war und besonders gut dribbeln konnte. Er verstand auch verschiedene Kniffe und Mätzchen und wurde bald zum Kapitän gewählt, wodurch er auch in den Vorstand kam, wo er sich bemühte hochdeutsch und gebildet zu sprechen, was ihm aber nicht immer gelang. Er drängte sich auch sonst in unsere Gesellschaftsschicht, was nicht immer angenehm war, weil er einen leicht durch sein Auftreten und seine plumpen Vertraulichkeiten bloßstellen konnte - er duzte alle - doch das legte sich schon nach den ersten öffentlichen Wettspielen, bei denen er die Stütze und der Stern unserer Mannschaft war und bald eine kleine Berühmtheit in Bielitz wurde. Er war ein armer Teufel, hatte nie Geld und pumpte, wo er konnte, bis es gelang, ihm in einer Firma einen kleinen Angestelltenposten zu beschaffen. Er blieb mehrere Jahre in Bielitz und hat uns später von Wien noch oft besucht. Er brachte auch andere Wiener Spieler, einen Fischerer, den Bruder eines damals europabekanntem Wiener Spielers, Hego und den Pepi Stürmer, der in Bielitz blieb und später als guter Tenor im Gesangsverein eine Rolle spielte. Alle diese Spieler konnten mehr oder minder guten Stellungen in Bielitz untergebracht werden, es gab unter den Fabrikanten viele begeisterte Fußballanhänger, sogar der berühmte internationale Lady Ladislaus Dlubec lande-

te in Bielitz, er war bis zuletzt am Finanzamt .

Wir schieden bald als aktive Spieler aus, und mir fiel es nicht schwer, weil mich die Sache überanstrengte. Wenn ich den ganzen Tag, am Kasten gestanden hatte, fuhr ich fast jeden Tag nach 6 Uhr mit der Elektrischen und trainierte. Draußen an der Barriere des Eislaufplatzes standen die Mädchen, darunter auch in Begleitung Else-Marthas Grete, und sahen zu, bis es so dunkel war, dass man kaum noch den Ball sehen konnte. Dafür hat es mich manchmal am Heimweg erwischt. Ich war so müde, dass ich kaum kriechen konnte und die leichte Steigung den Strössl hinauf spürte. Plötzlich hatte ich das Gefühl, Blei in den Füßen zu haben, mir wurde schwindelig und ich musste mich an dem Turnplatzzaun festhalten, um nicht umzukippen. Am liebsten wäre ich an Ort und Stelle liegen geblieben, ich konnte kaum die Füße heben und gehen und brauchte lange, bis ich nach Hause kam.

Der Anfall legte sich bald, wenn ich mich hingelegt und ausgestreckt hatte, es waren leichte Herzattacken, hervorgerufen durch Überanstrengung, ich legte dem aber kein Gewicht bei. Auch bekam ich manchmal Stechen in der Herzgegend, ich konnte nicht Atem holen, weil jeder Atemzug mit stechenden Schmerzen verbunden war und ich konnte nur schnell und kurz Luft schnappen. Trotzdem habe ich die ersten öffentlichen Wettspiele in Bielitz und auswärts mitgespielt, bekam aber einige Male Wadenkrämpfe und musste minutenlang aussetzen. Wir bekamen natürlich fest aufs Dach, das erste Wettspiel gegen Troppau - unser erstes öffentliches Auftreten - en-

dete 6 zu 0 für Troppau, ebenso das Retourspiel in Troppau, es war eine Kette von Niederlagen trotz Steinböck, der sich oft aufopferte. Aber wir ließen den Mut nicht sinken und wurden langsam besser. Im September 1907 war meine Lehrzeit abgelaufen und im November fuhr ich auf ein Jahr nach Leipzig ans Technikum für Buchdrucker und habe in Leipzig auch bei dem damals ersten Fußballklub "Verein für Bewegungsspiele" trainiert. Als ich 1908 zurückkam übernahm ich wieder, ohne aktiv zu sein, die Schriftführerstelle und habe den Aufstieg des Vereins mit der Schaffung eines eigenen Sportplatzes mitgemacht. Erst nach der Heirat habe ich mich zurückgezogen und wurde zum Ehrenmitglied ernannt, habe mich aber immer für den Sport interessiert und war bei jedem besseren Wettspiel anwesend. Es kamen viele auswärtige Mannschaften, aus Österreich, dem Reich, einmal sogar eine Englische. Der Höhepunkt aber waren meist die Wettspiele gegen Troppau und Krakau, die ortsnächsten Rivalen, 1927 bekam ich beim 20-jährigen Stiftungsfest - es gab ein Bankett in Kaiserhof - einen goldenen Anhänger mit Widmung. Außer mir wurde noch Dr. Stonawski und Jendrzewski geehrt, wir 3 waren ja sozusagen die Baumeister des späteren "B.B." Sportvereins gewesen. Glühende Verehrer dieses Sports waren auch der dicke, kleine und runde Bäckermeister Jaworek zeitweilig Obmann, und der Philosoph Dr. Dilles, die beide nie einen Ball angerührt haben. Dr. Dilles war ein gescheiter Mann, ein Privatgelehrter, der ein Buch "Der Weg zur Methaphysik" geschrieben hatte. Ich habe das Buch gelesen, schäme mich aber nicht, zu gestehen, dass ich es nicht verstanden habe. Es war

mir zu hoch. Dr. Dilles hatte auch noch eine Spezialität, die eines Philosophen und Denkers etwas unwürdig war, wenn man ihn fragte Dr. Dilles sagen Sie einen Satz auf Petrasch rasselte er sofort herunter: auf der Ta(pete rasch)elt eine Wanz, und ähnlich. Es hieß, dass er sich den ganzen Tag mit solchen Wortspielen beschäftigte. Er ist plötzlich, kaum 50, gestorben.

In diese Zeit fällt auch der Beginn des Skisports, der damals überall populär zu werden begann, ebenso das Rodeln. Auf geliehenen Skiern begann ich an Strössl, der eine leichte Neigung hatte, zu rutschen, mit einem tüchtigen, langen Bergstock, der unten ein Holzrad hatte zum Bremsen, wenn es zu schnell gehen sollte. Ich konnte kaum noch richtig stehen, (nicht zu reden von anderen Künsten, wie Stemmbogen, Wenden usw.) , da unternahm ich schon mit einem gleich schwachen Genossen eine Tour auf den Klimczok . Es war ein schöner, sonniger Wintertag mit viel Schnee und so kalt, dass man mit den Fingern am bloßen Eisen hängen blieb. Ausrüstung und Bindung waren mangelhaft, die Bindung saß nicht gut, keine richtigen Skischuhe, gewöhnliche Hosen und Wickelgamaschen, Sportkappe, leichter Sweater. Hinauf ging es noch, obwohl wir sehr froren und immer tief einsanken. Wir trugen noch die Skier und hatten keine Seehundsfelle und kein Steigwachs, abgesehen davon, dass wir auch nicht aufwärts fahren konnten. An die Abfahrt werde ich bis an mein Lebensende denken und dankbar sein, dass ich mir nicht Hals oder Knochen gebrochen habe. Es war Pulverschnee.

Wir wollten natürlich den Aufstieg wieder abfahren. Die Abfahrt war stellenweise sehr steil, führte durch Wald mit wenigen offenen Stellen, außer den Klimczokwiesen gleich hinter dem Schutzhaus. Wir schnallten an und schon ging es los. Der Boden schwand mir unter den Füßen, so schnell ging es und beim ersten kleinen Hindernis - die Wiesen waren mit beschneiten Heidelbeerbüschen gespickt - lag ich im Schnee und wusste nicht wo meine Arme und Beine waren. Die Brille war voller Schnee, der am Hals und an den Armen einstäubte. Die Bindung war locker, der Stock lag einige Meter weiter. Mühsam aufgerappelt, standen wir schließlich und fuhren ein Stück weiter mit demselben Resultat. Auf dem Kilometer auf den Wiesen bis zum Eingang in den steilen Hohlweg bin ich mindestens ein Dutzend Mal gepurzelt. Beim Eingang in den Weg machte sich ein Ski selbstständig und sauste den Hohlweg hinab. Es dauerte eine Viertelstunde, bis wir wieder beisammen waren. Wir konnten nur mit dem Holzrad an dem langen Bergstock links bremsen, aber es nutzte bei dem lockeren Pulverschnee nicht viel und gab uns immer Schlagseite nach links. Wir gingen immer tiefer in die Kniebeuge, drückten mit dem ganzen Körpergewicht auf den Stock und saßen schließlich mehr auf den Brettern oder ritten auf dem zwischen den Beinen eingesetzten Stock, was nicht ungefährlich war. Der Stock war dick mit einer Eisenspitze und konnte bei einem wuchtigen Sturz allerlei verursachen. Der Hohlweg war schmal und steinig, wir ackerten im Schnee und legten die Steine bloß, die uns sehr unsanft auf den Hintern klopften. Ich habe geschwitzt

und geflucht und geschworen, nie mehr diesen Weg zu fahren. Auf einem freien Stück in der Mitte der Bergnase ruhten wir aus, dann ging es weiter durch den Wald hinab in das obere Ohlschtal. Wir haben mindestens 2 Stunden für diese Abfahrt gebraucht, die man sonst in 20 Minuten bewältigen konnte. Als wir uns im Tal wieder zusammenkrabbelten, bemerkten wir mit Schrecken, dass unsere Hosenböden, abgesehen von der Nässe, durchgescheuert waren und das Weiße der Unterkleidung stellenweise durchschimmerte. Wir schulterten die Bretter, und wenn Leute kamen, hielten wir krampfhaft die Hand an den Hintern. Beim Bogdanowitsch, bei der Elektrischen warteten wir den Abend ab und fuhren dann nach Hause, immer darauf bedacht, unsere geschädigten Hosenböden nicht sehen zu lassen. Vorerst hatte ich damit genug von größeren Touren und übte erst weiter. Ich habe diese Abfahrt später, als ich schon fahren konnte, noch oft gemacht, allerdings bei guter Deckung und nicht gerade Pulverschnee, sie war nicht angenehm, weil zu kurz und zu steil.

1907 wurde auch die Ferial - Verbindung "Franken" gegründet, fast alle Farbenstudenten freiheitlicher Richtung, katholische gab es in Bielitz nicht, das war mehr eine Spezialität der Alpenländer, und auch "Finken" umfassen sollte, ebenso die Alten Herren und sonstige nationale Akademiker. Es gab eine große Auffahrt durch Bielitz - Biala vor das Bialaer Rathaus, wo eine Aufnahme erfolgte. Dabei waren fast alle beteiligten Korporationen durch Chargierte in Wichs vertreten, darunter Karl von unserer Burschenschaft, der bei dem Kommers ein Kontrazium führte. Ich war

noch inaktiver Bursch, und als ich in der Verbindung Alter Herren wurde, wurde ich automatisch auch Alter Herr in der Ferialverbindung. Ich blieb in der Verbindung, die in den letzten Jahren vor dem ersten Weltkrieg ihren Höchststand erreichte und sehr angesehen war. Sie wurde bei besonderen nationalen und politischen Veranstaltungen immer herangezogen, hatte ihre Bude in der Lesehalle, die den Franken verschiedene Vergünstigungen gewährte und konnte in der polnischen Zeit weiter bestehen, nachdem es unter Schwierigkeiten gelungen war, Satzungen, die den Verein als Geselligkeitsklub weiter bestehen ließen, durchzudrücken.

Öffentliches Farbentragen war natürlich verboten, aber im geschlossenen Kreis konnte man machen, was man wollte. Die wirklich demokratische Verfassung der polnischen Republik wurde auch gehandhabt, die Franken betätigten sich weiter als deutsch nationaler Verein und wurden von der Regierung weiter nicht beachtet. Jedes Jahr wurde die Tanzstunde veranstaltet und das große Stiftungsfest mit Kommers und Farben bis 1936. Damals sangen wir noch das Lied "Wenn alle untreu werden", sogar die letzte Strophe "wolln predigen und sprechen vom heiligen deutschen Reich" und ich sehe noch das entsetzte Gesicht des Gymnasialdirektors Kiesewetter, der beim Kommers mitmachte, als wir uns erhoben und entblößten Hauptes, Chargierte mit erhobenen Schlägern, die letzte Strophe anstimmten. Es hatte weiter keine Folgen. So etwas war noch 1936 in Polen möglich, obwohl die Demokratie schon unter Pilsudzki und noch mehr nach seinem Tode 1935 sich sehr abge-

schwächt hatte. Nach der Besetzung durch die Deutschen 1939 musste sich die Ferialverbindung in eine Kameradschaft verwandeln, Farbentragen und Stiftungsfeste hörten auf. Viele Franken sind im ersten und noch mehr im zweiten Weltkrieg gefallen. "Franken" deshalb, weil die Bielitzer Sprachinsel von deutschen Kolonisten aus Mainfranken im 12. Jahrhundert gegründet worden ist. Einige bekannte Gelehrte sind aus Bielitz – Biala hervorgegangen, so der Historiker Dr. Hanslik, die Universitätsprofessoren Sediger und Strazgowski und der Schriftsteller Dr. Hadina, er war einige Jahre Lehrer am Bielitzer Gymnasium. Der zweite Weltkrieg und die Vertreibung der Deutschen aus Polen haben die Lage radikal geändert, die slawische Flut, die schon lange drohte, hat unsere Heimat verschlungen, und es scheint derzeit keine Aussicht zu bestehen, dass sie sie wieder herausgibt.

Im November 1907 fuhr ich dann auf 1 Jahr nach Leipzig, um das Mäsersche Privattechnikum für Buckdrucker zu besuchen. Nachdem ich einige Male Abschied gefeiert hatte, zuletzt bei Pawlus in Bistray wo der Muhr Hannes eine Pawlustochter - ein schwarzes, rassiges Mädchel - still, aber vergeblich verehrte, die aber mir nicht abgeneigt schien. Am nächsten Tag, es war ein trüber Novembermorgen - dampfte ich mit einem großen Koffer ab, es war meine erste größere Reise, außer Wien. Ich fuhr über Prag, wo ich Miencil Walter und Wenzl Hermann besuchte, dann über Eger, Asch, Plauen - es war ein Umweg und ich musste mehrmals umsteigen. Ich hatte es mir selbst so ausgesucht, besser wäre ich über Kattowitz, Breslau - Dresden, wahrscheinlich ohne

Umsteigen gefahren. Ich hatte einen Pass, den ich für den längeren Aufenthalt brauchen sollte, aber aus alter österreichischer Anhänglichkeit fuhr ich lieber über österreichische Strecken und wollte mir auch "Zlate Praha", das goldene Prag ansehen. Ich blieb dort nur einen Tag, und die beiden zeigten mir den Hradschin und andere Sehenswürdigkeiten, wobei sie ständig über die Tschechen witzelten und fleißig bömakelten. Aber es lebte sich dort gut und billig, vor allem war das Essen sehr gut und ebenso das Bier. In Leipzig kam ich spät abends an und musste das erste Mal allein im Hotel übernachten. Der damals noch nicht ganz fertige Hauptbahnhof imponierte mir gewaltig. Das war etwas anderes als die alten verräucherten Wiener und Prager Bahnhöfe. Dann meldete ich mich in Mäsers Technikum. Das war eigentlich nichts anderes als eine an seine Druckerei angeschlossene Schule für Buchdrucker, ich hatte mir unter dem stolzen Namen Technikum doch etwas anderes vorgestellt. Ich wurde zum Leiter des Technikums geführt, es war ein großer, magerer, älterer Herr, der auf mich den Eindruck einer Spinne machte, so saß er hinter seinem Schreibtisch. Kaum hatte ich ihn begrüßt und mich vorgestellt, da fragte er schon: "haben sie den Beitrag bei sich"? Es war nämlich ein Schulgeld von, glaube ich, 200 Mark, damals wirkliche Goldmark zu entrichten und er brannte auf das Geld, er sah so habgierig aus und steckte es schnell ein. Wahrscheinlich war er durch Schaden gewitzt geworden, denn wenn man das Geld nicht gleich brachte, - Leipzig bot allzu viel Gelegenheiten, es anzubringen, und das Neppen verstanden sie dort sehr gut - dann musste man es langsam abstottern, was vielleicht auch bei

manchem armen Teufel der Fall gewesen sein mag. Wie ich nachher erfuhr, war das bei allen seinen Schülern die erste Frage. Dann führte er mich hinaus in den Technikersaal und stellte mich dem Leiter, einem Oberfaktor, vor. Daneben war noch ein gewöhnlicher Faktor, das war das ganze interne Lehrpersonal. Alle waren Sachsen und helle. Für Mäser war die Schule ein auf Gewinn berechnetes Unternehmen, wie ich bald herausfand, das sich ganz gut rentierte. Es war im obersten Stockwerk eines Fabrikgebäudes untergebracht, im Übrigen von seiner Buchdruckerei ziemlich gesondert. Die Druckerei war gut eingerichtet. Und ziemlich groß, er druckte hauptsächlich Werke und Zeitschriften, aber auch Akzidenzen für Industrie, Handel und Gewerbe, meist mehrfarbige Autotypen und Strichätzungen. Sein Sohn war in Amerika zur Ausbildung. Mäser ließ sich dann nur selten sehen, wenn man etwas im Büro zu tun hatte, ließ er es durch seine Sekretärin, eine energische ältere Dame erledigen, und man kam mit ihm erst wieder beim Abgang in Berührung. Der Oberfaktor - Faktor ist die fachmännische Bezeichnung für den Leiter der Setzereiabteilung einer größeren Druckerei - war ein ziemlich brummiger, ironisch veranlagter älterer Herr, der immer nach Bier roch. Er und sein Faktor waren starke Trinker, wie viele Buchdrucker. Der Faktor hatte manchmal sogar einen leichten Schwips. Das kam daher, weil viele Schüler, um sich mit ihm gut zu stellen, ihm Bier und Schnaps zahlten. Er war dafür sehr empfänglich, der Oberfaktor nicht. Beide waren aus dem Setzerstande hervorgegangen, hatten wahrscheinlich keine höhere Bildung genossen, waren aber intelligent und verfügten beide über eine gewisse,

durch den Beruf erworbene Halbbildung, auf die besonders der Oberfaktor stolz war. Beide waren überzeugte Sozialdemokraten, wie fast alle Buchdrucker. Sie waren die unmittelbaren Vorgesetzten der Schüler, hatten aber keine Disziplinargewalt. Es war eine ganz private Anstalt, und die Schüler waren sehr verschieden nach Alter, Gesellschaftsklasse, Bildung und Fachkenntnissen. Zu meiner Zeit waren ca. 50 Schüler aus fast allen europäischen Staaten außer Russland, einer auch aus Brasilien, die meisten aber Reichsdeutsche. Burschen von 16 Jahren und Männer bis 40. Prinzipalssöhne mit wenig Fachkenntnissen, die sie hier erweitern wollten, und jüngere Setzer, ausgelernte, die dazulernen wollten und bisher in einer kleinen Quetsche gearbeitet hatten und sich mühsam das nötige Geld gespart hatten. Für sie war es die Hochschule, das was für den Abiturienten die Universität war, mit ihren Freiheiten und dem Blick in die Welt. Sie kamen mit der Absicht, sich einmal auszuleben, bevor sie wieder in das tägliche Allerlei zurückkehrten. Wer etwas lernen wollte, hatte dazu Gelegenheit und wer es nicht wollte, den konnte man nicht dazu zwingen. Der Stundenplan sah praktische Übungen im Setzen und Drucken, Verträge, Kalkulation, Buchhaltung und Papierkenntnisse. Exkursionen in graphische Betriebe, Maschinen und Papierfabriken vor. Es wurde auch kontrolliert, aber wer schwänzte, dem konnte der Faktor oder der Oberfaktor höchstens gut zureden, weitere Zwangsmaßnahmen gab es nicht, höchstens Briefe an die Eltern bei Minderjährigen. Es war also gewissermaßen Lernfreiheit, manche haben davon etwas gehabt, bei anderen war es heraus geworfenes Geld. Es war für mich

schwer einen richtigen Verkehr zu finden. Die jungen Prinzipalssöhne waren zu jung und auch oft recht eingebildet, die älteren Setzer verhielten sich reserviert, weil ich doch auch Prinzipalssohn, also Ausbeuter war.

Dann war auch der Bildungsunterschied zu groß man konnte nicht immer vom Fach simpeln, und sonst hatten sie wenig andere Interessen außer Weibern und Suff. Von den Älteren hatte jeder ein festes Verhältnis mit Mädeln aus dem Arbeiter - oder Verkaufsstand, die jüngeren Burschen suchten und fanden manchmal Familienanschluss, die anderen gingen mit den Mädeln zum Schwoof – 10 Pfennigtanz an den Tanzsälen am Rande und in der Umgebung von Leipzig. Man stellte sich paarweise an, bis der Tanzmeister fand, das genug Paare waren, dann sammelte er den Obolus ein, klatschte und es ging los, Walzer und Polka, moderne Tänze gab es nicht. Es dauerte 10 Minuten, dann mussten alle abtreten oder bleiben und wieder 10 Pfennig bezahlen. Man konnte, wenn man oft tanzte, an einem Abend 1 1/2 bis 2 Mark vertanzen, dazu der eigene Verbrauch und Essen und Trinken für das Mädeln, sodass so ein Abend mehrere Mark kostete. Dafür gab es keinen Eintritt, und die Entschädigung nachher beim Heimweg oder auch mehr. Die Mädeln waren meist über ihre Verhältnisse angezogen, und man konnte aus Ihrem Benehmen, vor allem aus den Händen, ihre Berufe und sonstigen Verhältnisse beurteilen. Mein bester Freund war der Fritz Vaillant, Sohn eines Remscheider Badeofenfabrikanten, ein kleiner, lustiger Rheinländer, gut katholisch, auch immer bei Kasse. Die Eltern waren reiche

Leute, er hatte aber 8 Geschwister und wollte sich nachher eine Druckerei kaufen, weil er in der väterlichen Fabrik nicht unterkommen konnte. In Bielitz wäre so etwas kaum möglich gewesen, dass nämlich ein Sohn aus wohlhabendem Hause Buchdruckerlehrling wird, wenn er nicht gerade das väterliche Unternehmen übernimmt. Da hätte er mindestens das Gymnasium absolviert und etwas studiert, während in Deutschland auch die Söhne reicher Eltern sich nicht scheuten, irgendein Handwerk zu erlernen, Vaillant hatte nicht mal das Einjährige, das Lernen lag ihm nicht. Er hatte auch sein Verhältnis, ein kleines lustiges Mädels aus einfacher Familie, und wir gingen manchmal zu dritt aus. Mit ihm habe ich nachher noch brieflich verkehrt und auch jetzt wieder angeknüpft, er ist in Köln, es geht ihm nicht besonders gut. Eine besondere Nummer war der Beutelhauser, ein kleiner Bayer aus München, schon etwas älter, vielleicht Mitte der 30, mit einem Schnurr- und Knebelbart wie Ludwig II, ein Spottvogel und Obersozi, Säufer und Weiberheld, der wohl auch nur gekommen war, um sich auszuleben. Er hasste die Preußen und war eines Tages plötzlich und ohne Abschied verschwunden, wahrscheinlich war ihm das Geld ausgegangen, er hatte sehr flott gelebt. Der Sohn des Bremer Druckerei- und Verlagsgeschäfts Nikolaus war ein netter, gebildeter und sympathischer Junge, Einige Schweizer, die man sofort an ihren Kehllauten erkannte, waren angenehme Leute, von denen einer besonders mit seinen Beziehungen zu den ersten Leipziger Familien prahlte, sehr etepetete war und mich absolut in seine Kreise einführen wollte, worauf ich aber verzichtete. Unangenehme Genossen waren die norddeut-

schen Preußen, überhebliche Besserwisser mit großer Schnauze und gar keinem Kameradschaftsgefühl, kaltschnäuzig und nur auf ihren Vorteil bedacht, Widerlich waren mir 2 Juden, einer Budapest, das war der Ungar der zweite aus Brody hinter Lemberg, das war der Pole, als was sie sich selbst stolz bezeichneten, Aufschneider und Klugsprecher, und waren doch nur gewöhnliche Juden. Obwohl sie aus Österreichischem Ungarn, also Landsleute waren, mied ich ihren Verkehr, Bezeichnend für die Auffassung vieler Preußen war es, dass sie diese beiden Juden ohne weiteres als Ungarn und Polen anerkannten, während ich, der ich mich als Deutscher bekannte, für sie nur der Österreicher war. Deutscher war für sie nur ein deutscher Staatsangehöriger, egal ob Pole oder Däne, Deutsch-Österreicher, deren es immerhin 10 Millionen gab, kannten sie nicht, höchstens Wiener, Steirer oder Tiroler.

Natürlich bestand im Technikum auch eine Verbindung, sie hieß stolz "Amitatia" mit Kappen und Bändern und nachgeäfften studentischen Gebräuchen, ich war nur einmal dabei, trotzdem, dass ich immer wieder eingeladen wurde, obwohl ich mich hütete, von meiner studentischen Vergangenheit zu reden. Es war ein Saufklub, unter Leitung des Juden aus Brody als Senior.

Meine erste Bude fand ich durch die Zeitung, sie lag an der Raudnitzerstraße, 5 m vom Technikum, ein noch ziemlich neues Haus, aber mit Holzstiegen, das kannte ich nicht, bei uns gab es überall Steintreppen. Es war ein kleines finsternes Zimmer im 2.Stock mit

Blick auf den Hofschacht, es war auch kein Ofen drin. Die Vermieterin war eine alte Dame mit einem jüdischen Namen, vielleicht war sie auch Jüdin, und es war gar nicht gemütlich, dabei aber teuer, wie ich durch Vergleich mit den Kollegen erfuhr, die auch Frühstück bekamen, womit meine alte Dame sich nicht abgeben wollte. Deshalb blieb ich nicht lange, und als ich einmal in der Nacht mit dem Bett durchbrach, es war ein altes wurmstichiges Möbel, benutzte ich den Anlass, um auszuziehen. Dann fand ich ein helles, sonniges und ziemlich großes Zimmer, auch nicht viel weiter und billiger, bei einer Postbeamtenwitwe, einer freundlichen älteren Sächsin ohne Anhang, die das Ja nur hauchte und sehr besorgt um mich war. Ich bekam ein gutes reichliches Frühstück ans Bett, hatte außerdem noch eine Ottomane und konnte auch zum Abendessen haben, was ich wollte, sie besorgte alles und war sehr bescheiden. Es war im ersten Stock, mit Aussicht auf eine nicht sehr belebte Straße, sie hieß Trübchenweg, und Südseite, Sonne von zeitig früh an bis in die Nachmittagsstunden, was mir im Sommer sogar zuviel wurde. Im Technikum war Schule von 8 - 12 und 2 - 6, vormittags praktische Übungen am Setzkasten, nachmittags Vorträge oder Exkursionen. Ab und zu wurde man für einige Tage in andere große Firmen geschickt, wo man verschiedene, mit unserem Beruf zusammenhängende Sparten lernen konnte, z.B. Stereotypieren, Zinkätzung, Buchbinderei, man hantierte in großen Maschinenfabriken, Schriftgießereien, Großbuchbindereien, was mehr wert war als der Unterricht im Technikum. Es gab auch Exkursionen nach auswärts, die meist den ganzen Tag in Anspruch

nahmen, z.B.. in mehrere Papier - und Pappenfabriken und Kartonagenbetriebe. Die Inhaber waren sehr nett und entgegenkommend, es waren ja viele Prinzipsöhne unter den Schülern und sie rechneten mit neuen Geschäftsbeziehungen, was auch oft der Fall war. Im Technikum konnte man sich außer den Vorträgen nur als Schriftsetzer weiter ausbilden, speziell in Akzidenzen. Man bekam Vorlagen und wurde angehalten, Skizzen und Entwürfe zu machen und auszuführen. Unter den Setzern waren viele, die sehr schöne und brauchbare Entwürfe ausführten, in dieser Beziehung konnte jeder sich nach Anlage und Neigung austoben. Von den Sätzen wurden in der Druckerei Probedrucke gemacht, was sich manchmal spießte, wenn die Maschinen besetzt waren und die legte man dann dem Oberfaktor vor, der sie begutachtete, Mängel beanstandete, Korrekturen besprach, alles in kollegialem Verkehr. Seine Sätze musste man dann natürlich selbst wieder ablegen und da wurde einem oft das Material - Stege, Regletten, Linsen u. Anderes, das etwas knapp war, geklaut, natürlich klaute man dann auch. Prüfungen oder schriftliche Aufgaben oder andere schulmäßigen Verpflichtungen gab es nicht, der Lehrgang dauerte für Anfänger, die mit glattem Satz beginnen mussten, 2 Jahre, für Fortgeschrittene 1 Jahr. Nach Absolvierung der Zeit bekam man ein Zeugnis, ganz allgemein gehalten ohne Klassifizierung in einzelnen Fächern. Die Abzüge seiner Arbeiten sammelte man und nahm sie nach Hause mit. Als Setzer konnte ich, außer Geschmacksbildung und Anregung nicht viel lernen aber dafür habe ich viel gesehen und Organisation, rationelles Arbeiten, Betriebseinrichtungen kennen ge-

lernt. Ich sah jetzt, wie veraltet, rückständig und unrationell unsere Arbeitsmethoden in Bielitz waren und habe daraus, als ich selbstständig walten konnte, die Folgerungen gezogen. Ansonsten ließ ich mir nichts abgehen und lebte wenigstens am Anfang aus dem Vollen. Die 100er schwanden dahin, ohne das es mir leid tat. Erst im 2. Halbjahr fing ich an zu bremsen, als ich merkte, wie schnell das Geld dahin schmolz. Ich hatte auch eine Freundin, die ich manchmal ausführte, in den Palmengarten, ein Vergnügungsort mit einem großen Glashaus zur Messe, Ruderpartien auf der Pleisse. Sie war eine Klapperschlange eine kleine Büroangestellte, nicht sehr hübsch, auch nicht besonders gescheit oder gebildet, aber ganz gut angezogen und ziemlich prüde. Über einige Küsse bin ich nicht hinausgekommen. Sie war ein anständiges Mädchen und verlangte reelle Absichten. Als ich noch in meiner ersten Bude wohnte und mir selbst das Frühstück beschaffen musste, kaufte ich jeden Morgen meine Frühstückssemmeln und anderes Gebäck in einem benachbarten Bäckerladen, wo die Tochter des Meisters bediente. Es war ein dralles, gesundes Mädels mit üppigen blonden Zöpfen. Mir ging es gut, ich hatte Geld, war immer zu Scherzen aufgelegt. Ich machte ihr ein bisschen den Hof, und wurde prompt von der dicken Mama aufgefordert, an einem Ball mit der Tochter teilzunehmen. Sie erwähnte dabei, dass die Tochter häuslich und gut erzogen sei, dass das Haus - es war ein 3 – stöckiges Mietshaus ihnen gehöre und dass es im Geschäft gut gehe. Bäckerei ist ja meistens ein nahrhaftes Gewerbe - kurz, sie schien die Fühler auszustrecken und erkundigte sich auch nach meinen Verhältnissen und Absichten. Die

Leute waren, wie ich von meiner Wirtsfrau erfuhr, einfach, sparsam, und nach ihren Begriffen wohlhabend. Da ich meinen Salonanzug nicht mitgenommen hatte und auch keinen dunklen Anzug besaß, ließ ich mir Hals über Kopf einen Smoking bauen, weil ich mir wer weiß was unter dem Ball vorstellte, Der Smoking kostete damals über 100 Mark, es tat mir leid um das Geld, und er hat mir nicht gefallen. Facon und Stoff waren nicht besonders, ich habe ihn nicht oft getragen und bevor ich nach Bielitz zurückkehrte, billig verscheuert. Ich war enttäuscht. Der Ball war ein gewöhnliches Abendvergnügen und ich fiel in meinem Smoking auf, die meisten hatten gewöhnliche Straßen - Anzüge, und das Publikum war ziemlich simpel. Einfache Handwerker, kleine Geschäftsleute und Angestellte, meine Donna war herausgeputzt, geschmacklos angezogen, und gar nicht natürlich, wie sonst im Geschäft, gespreizt und immer darauf bedacht, die "Toilette" zu schonen. Es wurde nur Bier, Kaffee und Selters getrunken und billig gegessen, manche hatten etwas mitgebracht. Kein Vergleich mit unseren Tanzstunden und Faschingsveranstaltungen! Es wurde mit kleinen Unterbrechungen, in denen ein bezahlter kleiner Humorist seine geschmacklosen Witze verzapfte, fast nur getanzt, nicht nur die jungen Mädels, auch die Mütter und Väter walzten oder hopsten im Schweiß ihres Angesichts. Während ich sonst mit dem Mädels nicht auf den Mund gefallen war, wusste ich an diesem Abend nichts anzufangen und langweilte mich durch bis um 3 Uhr früh. Das war nichts für mich, ich suchte etwas Witz und Humor und Menschen, mit denen man über etwas anderes als das tägliche Allerlei reden konnte, das ganze gesellschaftliche Milieu war

mir zu simpel. Ich habe meine Schöne, der ich sogar Blumen spendiert hatte, nach Hause gebracht und anderen Verkehr gesucht, etwas Aufreizenderes, Pikanteres, und verfiel dabei auf das sog. Zentraltheater, ein ausgesprochenes Halbweltlokal mit Kokotten in allen Preisklassen und entsprechender Aufmachung. Dort war aber nur Wein, Sekt und teurer Likör zu haben und es kostete viel Geld. Das Parkett und die Musik waren gut und mein Smoking passte da besser. Aber es war auf die Dauer zu teuer, die Kokotten gaben sich auf Dauer nicht mit Tanz und kleinen Aufmerksamkeiten zufrieden und verlangten mehr. Das war es auch nicht, was ich suchte, und als ich einmal dem Bäckermädchen ganz harmlos erzählte, dass ich dort verkehrte, war sie entrüstet und noch mehr die Mama natürlich und ich hatte es mir dort verdorben. Mit einem so unsoliden Menschen, der in solchen Lokalen verkehrte, wollte sie nichts zu tun haben, was mich nicht weiter aufregte. Ich suchte einen Verkehr mit dem gehobenen Mittelstand, mit Akademikern, aber das war in der Großstadt Leipzig nicht so leicht zu finden. Diese Kreise hatten ihre eigenen Zirkel und da musste man in den Familien eingeführt sein, wozu mir die Gelegenheit fehlte. Es gab da noch die so genannten Gesellschaften, die in der Zeitung ihre Veranstaltungen anpriesen und Mitglieder warben. Jede Gesellschaft hatte ihren Tag z. B. die Mittwoch oder Montaggesellschaft und man wurde durch ein Mitglied eingeführt, Herren waren immer willkommen. Es waren reine Tanz und – Unterhaltungsgesellschaften, vielleicht auch etwas Heiratsmarkt. Das Milieu war etwas gehobener, als bei der Bäckertochter aber doch nur Kleinbürgerstand, alles

natürlich in Ehren. Auch da wurde meist getanzt, dann gab es mehr oder minder gelungene Vorträge der Mitglieder, leider, halb wissenschaftlich, schwach humoristisch, Musik und Gesang, alles mit mehr gutem Willen als Kunst vorgebracht und oft recht langweilig. Eingeführt wurde ich dort durch einen Wiener, den ich im Central Theater kennen gelernt hatte. Er gab sich als Lebemann und prahlte mit seinem Glück bei dem weiblichen Geschlecht. Nach seinen Aufschneidereien, die ich nicht nachprüfen konnte, wäre er ein kleiner Casanova gewesen, aber ich habe davon in der "Gesellschaft" nichts bemerkt, er benahm sich wie jeder andere, ansonsten war er ein ,ganz guter Kerl, aber er wollte mir wahrscheinlich imponieren. Man kann auf diesem Gebiet schwer kontrollieren, und das lässt bei manchen, sonst harmlosen Männern, die Phantasie schießen. Man gibt sich billig den Ruf eines verfluchten Kerls. In der Donnerstag - Gesellschaft, so hieß sie, hatte ich eine Freundin, Büroangestellte, in meinem Alter, welche etwas der Ditha Miencil, auch im Wesen, ähnlich war. Ein scheinbar nicht ganz gesunde, aber sehr ehrbares und halbwegs gebildetes Mädels, deren Mutter, die als Garde mitkam, gegen mich zuckersüß war. Bei ihr, wie bei allen Leipziger Mädels, war mir das Sächseln zuwider, je weniger gebildet, umso mehr wurde gesächelt, es klingt gar nicht so schön, besonders nicht aus einem hübschen Mädchenmund und wirkt immer etwas komisch. Sie war sehr prude und nicht einmal für sonntägliche Ausflüge zu haben, sodass sich unser Verkehr nur auf die "Gesellschaft" beschränkte. Das Sächseln kann man sich übrigens leicht angewöhnen; als ich im Juli nach Bielitz fuhr, um den Onkel währ-

rend eines Urlaubs zu vertreten und mit der Tante sprach, waren die ersten Worte: Du sächselst ja schon. Sie muss es besonders bemerkt haben, weil sie aus Podersam in der Saatzer Gegend Nordböhmens stammte und ein besonderes Ohr dafür hatte. Nach Anfrage bei der Márkomania in Wien, verkehrte ich bei der Burschenschaft Germania in Leipzig, die wie wir weiße Kappen trugen. Ich wurde dort sehr freundlich aufgenommen, besuchte die Kneipe b. z. w. den Altherrenclub am Samstagabend und sah mir einige Messuren an. Es floss mehr Blut als auf unseren Messuren, es gab mehr "Blutige" und mehr Abfuhr, weil weniger vorsichtig als bei uns geschlagen wurde und die Paukanten große Draufgänger waren. Wir hatten verhängte Auslage, bei der die Terz(linke Seite) gedeckt war, während dort mit ganz offener Auslage angetreten wurde und gleich der erste gegnerische Hieb sitzen konnte, was bei uns nicht möglich war, weil die rechte (Quart) Seite und der Kopf durch den Armstulp und die linke Seite durch den Schläger gedeckt waren. Einmal sah ich ein Bündel Haare wegfliegen, ein flacher Hieb hatte den Scheitel gestreift und einen Skalp in Größe eines Taubeneis mitgenommen, der später wieder angenäht wurde, der Paukant schlug die Messur aus, bei uns wäre das wohl glatte Abfuhr gewesen. Es gab 4 Burschenschaften in Leipzig, die öfter Ausflüge in die Bierdörfer unternahmen. Man mietete mehrere Pferdeomnibusse und fuhr unter dem Hallo der Straßenjugend durch die belebten Straßen, wobei Pfennigmünzen verstreut wurden, um die sich, die Gassenjungen dann prügelten.

Im Bierdorf wurde tüchtig gekneipt, bis in die späte Nacht, dann Rückfahrt unter Gesang, b. z. W. Kra-keel, wobei die Polizei uns anrampelte. Am nächsten Tag verkaterter Fröhschoppen. Ich konnte mich nach einem solchen Ausflug nicht mehr erinnern, wie ich ins Bett gekommen war, nur daran, dass ich meinen hellen Sommeranzug in die Putzerei geben musste und meine Kappe verloren hatte, dass es ziemlich wüst gewesen sein muss. Angeblich soll ich auf dem Dach des Omnibusses gewesen sein! Einmal musste ich die Burschenschaft um Waffenhilfe bitten. Ich hatte, nicht mehr ganz nüchtern auf dem Klo einen Zusammenstoß mit einem jungen Mann, der mit Ohrfeigen endete. Wir tauschten unsere Karten, und ich übergab die Austragung der Ehrenangelegenheit 2 Germanen, die ernste Gesichter machten und es für notwendig hielten, meinem Gegner eine Pistolenforderung zu überbringen, nachdem es zu Tötlichkeiten gekommen war. Mir war nicht sehr wohl zumute und ich atmete auf, als meine Sekundanten mir mitteilten, dass mein Gegner, ein Stud. med. dent. auf die Forderung nicht reagiert habe, worüber ein einseitiges Protokoll aufgesetzt wurde. Im Februar oder März waren immer die sog. Bockbierfeste, da wurde schweres bayrisches Salvator in Literkrügen ausgeschenkt, mit allerlei Rummel, Tanz, Konfetti und Koriandlschlachten und großer Besoffenheit. Als ich nach einem solchen Fest schwer geladen, ich hatte 3 Maß getrunken, nach Hause torkelte, schlug mir ein Passant den Hut ein, worauf ich meinen Spazierstock auf seine Melone niedersausen ließ, sodass mir nur der Griff in der Hand blieb. Der Mann fing an zu jammern, ich hätte ihm seine Kopfbedeckung kaputtgemacht, wor-

auf ich ihm erwiderte, wir wären quitt, weil ich meinen Stock auf seinem Schädel zerbrochen hätte. Herannahende Polizei unterbrach die erregte Kontroverse. Im Ganzen hielt ich mich aber im Biergenuss ziemlich zurück. Bier und besonders bitteres Bier in größeren Mengen habe ich nie vertragen, ich musste bald erbrechen und so hielt ich mich mit wenigen Ausnahmen zurück. Am besten schmeckten mir noch die schweren, malzhaltigen bayrischen Biere, aber mit Maß. Von der Leipziger, b. z. w. sächsischen Spezialität, des Blümchenkaffees - eine Tasse 3 Bohnen - habe ich mich auch zurückgehalten, obwohl dieser auch im Technikum und sonst zu allen Tages- und Nachtzeiten in Massen konsumiert wurde und mir bei meiner Wirtsfrau einen guten, starken Morgenkaffee bestellt. Von zu Hause erhielt ich hie und da, zu den Feiertagen, Geburtstag, ein Esspaket, obwohl ich gar nicht hungrig war aber die Torte und die Süßigkeiten, die es enthielt, ließ ich mir gut schmecken, die Konditorwaren in Leipzig waren nur dann gut, wenn sie nicht billig waren. Von Leipzig aus unternahm ich mit einem Kollegen aus dem Technikum 2 Ausflüge nach Dresden, das ich gründlich besichtigte, und einen in die sächsische Schweiz. Wir fuhren von Dresden bis Pirna mit dem Elbdampfer und gingen von dort, immer zu Fuß, über die "Bastei" - Schwedenlöcher, "Amsellfall" ohne Wasser, (es war sehr trocken und musste stundenlang gestaut werden), über den Erzgebirgskamm bis nach Herrenkretschin in Böhmen. Einmal übernachteten wir auf dem "Lilienstein", dort gab es einen riesigen Felsblock, der nur zu einem ganz kleinen Teil auf dem übrigen Fels aufruhete und bei starkem Druck ins Wackeln gebracht werden

konnte. Der Ausflug war sehr lohnend, die Alpen oder Karpaten, auch unsere Berge, waren ja höher, aber nicht so zerklüftet (Kalkstein) und es gab nicht so viel pittoreske, abenteuerliche Formen. Der Blick von der Bastei auf die tief unten fließende Elbe und nach Süden, Westen und Osten war herrlich. Es dauerte 3 Tage; leider wurde es mir vergällt durch einen Wolf in der Gesäßfalte, den ich anfangs nicht beachtete, der aber trotz Behandlung mit Talg immer lästiger wurde, sodass ich froh war, als wir schließlich in Herrenkretschchen anlangten und mit dem 'Dampfer nach Dresden zurückfahren konnten. Ich habe so etwas, trotzdem ich doch beim Fischen und Jagenviel herum lief, nie mehr gespürt. Es war sehr schmerzhaft, verging aber in Leipzig ziemlich rasch. Einmal war ich auch ziemlich krank, ich hatte im Frühjahr bei einem Ausflug zu lange auf der bloßen Erde in der Sonne gesessen und mir einen Blasenkatarrh zugezogen. Ich hatte zuerst hohes Fieber, das langsam fiel und lag fast 2 Wochen im Bett.

Im September 1908 kam Onkel Pfeiffer zur Messe und wohnte bei mir. Am Abend gingen wir dann aus, der Onkel war sehr nobel und ließ was springen, er ersparte ja auch das Messequartier. Leipzig, man nannte es vielfach "Klein Paris", war überhaupt ein teures Pflaster und es gab sehr viele Gelegenheiten zum Geldausgeben, besonders in Messezeiten, damals war es anders als jetzt. Es wimmelte von Messebesuchern aus der ganzen Welt, alle Lokale waren überfüllt, das Quartier knapp und die Messe war immer ein großes Ereignis, auch für die Einheimischen. Ich ging auch viel ins Theater, habe fast alle Wagner-

opern gesehen, auch im Varietee war ich oft, es wurden da manchmal ganz tolle Schwänke aufgeführt. Einmal sah ich eine große Truppenparade am Augustusplatz, bei dem König Friedrich August anwesend war, dem: seine Frau, eine österreichische Erzherzogin, mit einem Klavierlehrer durchbrannte. Damals war auch der Mordprozess Grete Beier, die dann geköpft wurde, weil der König eine Begnadigung ablehnte, im Gange. Das Völkerschlachtdenkmal, das damals erst 1/3 der geplanten Höhe hatte, war im Bau, es wurde erst zur Erinnerung an die Völkerschlacht 1913 eingeweiht. Auch die Schlachtfelder von 1813, Probstheide - Möckeren, sah ich mir an, ebenso Jena, Weimar, Eisenach mit Wartburg, die Rudelsburg, Kösen, Halle. Wenn in Leipzig (Sachsen) Bußtag oder ein Tag war, an dem die Tanzlokale geschlossen waren, fuhr man nach Halle (Preußen) eine Bahnstunde sich zu amüsieren. Als mich der Onkel zur Vertretung für den Urlaub nach Bielitz rief, beschloss ich eine kleine Rundreise zu machen. Mit einem Kollegen, demselben, mit dem ich die sächsische Schweiz besucht hatte, fuhr ich über Bayreuth, wo wir einen früheren Kollegen vom Technikum besuchten. Nach seinen Schilderungen erwartete ich einen modernen größeren Betrieb, er hatte aber nur eine ältere Schnellpresse und druckte meist Werke, dafür hatte er viele Setzer. Von da ging es nach München, wo wir uns etwas aufhielten und einige Museen und das Hofbräuhaus besuchten. Dann über Lindau an den Bodensee, mit dem Dampfer bei stürmischer See und hohem Wellengang nach Schaffhausen, wo wir unter dem Rheinfall eine Kahnpartie machten, bei Mondschein, und übernachteten. Dann nach Zürich, beim

Grenzübertritt brauchten wir nicht einmal unsere Pässe, Luzern, - Vierwaldstädter See, Tellsplatte, Göschenen waren die nächsten Stationen. Da wir in bescheidenen Hotels wohnten und im Essen nicht schlemmten, war es nicht teurer als das Leben in Leipzig. Dann durch den Gotthardtunnel an den Comer See bis Locarno, das nachher in der Fletgeschichte bekannt wurde. Das Wetter war die ganze Zeit herrlich und wenn ich ein Naturschwärmer wäre, könnte ich jetzt ein Loblied auf die Schönheit der Schweiz und die italienischen Nächte singen, aber das liest man ja zur Genüge in Romanen. Mich interessierten am meisten die vielen Seen und die Alpenflüsse, natürlich vom Standpunkt des Anglers, obwohl ich in diesen Jahren ziemlich lange mit diesem Sport ausgesetzt habe, und die Bevölkerung. Die Schweizer empfand ich als Deutsche, auch wenn sie es nicht sein wollten und das Schwyzertum betonten. Das Schwyzerdeutsch hörte ich oft von den Schweizer Kollegen, es war nicht schwerer verständlich als das österreichische, nur mit mehr Gaumenlauten. Die Schweizer Wirte und Kellner sprachen natürlich ihr alemannisch gefärbtes Hochdeutsch. Sie waren, wie es sich für die Hotelnation versteht, sehr freundlich auch einfachen Reisenden gegenüber, wie wir es waren, aber nichts umsonst.

Fürs Übernachten zahlten wir selten über einen Franken (damals gleich 80 Pfennig), aber dafür war das Frühstück teurer, wenn auch nach unseren Begriffen recht üppig. Die Italiener waren auch nett, sprachen gebrochen Deutsch, viel lebhafter als die Schweizer, aber sehr darauf erpicht, uns etwas zu verkaufen. Die

Küche in der Schweiz und in Italien war sehr gut, besonders die original italienischen Makkaroni. Mein Reisegegenosse Kenzier, ein preußischer, katholischer Rheinländer, war sehr neugescheit und verglich alles mit den Verhältnissen in der Schweiz, wobei diese bei ihm weniger Gnade fanden. Ich wollte eigentlich über Mailand-Venedig - Triest nach Hause fahren, aber es wäre doch ein zu großer Umweg gewesen, und hätte noch mehr gekostet. So fuhren wir wieder über den Gotthardtunnel zurück und trennten uns am Vierwaldstädter See. Ich fuhr dann über Einsiedeln, St. Gallen den Wallensee nach Bregenz und von dort über Arlberg - Innsbruck - Salzburg- Wien nach Bielitz. Vier Wochen vertrat ich den Onkel, dann kam ich wieder nach Leipzig zurück, diesmal über Breslau. In Leipzig pflegte ich im Buchgewerberestaurant zu essen, das Mittag - Menu - Essen kostete im Abonnement 1,20 Mark und war sehr reichlich und gut. Bei diesem Preis gab es immer einen Nachtisch, Torte, Eis, Kaffee (kein Blümchen), Kompott oder Salat war meist dabei. Ich hätte auch um 80 Pf. oder weniger essen können, aber es war dort sehr nett und sauber, immer Blumen am Tisch und keine Massenabfütterung. Manchmal spendierte ich mir auch eine Flasche Wein - der billig war - von 1,50 an- und den ich nicht austrinken musste, sondern am nächsten Tag weiter trinken konnte. Abends aß ich meist zu Hause, wenn ich nicht ausgeflogen war, Wurst, Käse, Fischkonserven, oder ich ließ mir etwas von der Wirtin servieren, dazu meist Tee, das Kaffeegeschlumper war mir bald zuwider. Ich nahm auch bei einer Polin aus Warschau, die ich durch die Zeitung kennen gelernt hatte, polnische Stunden, meist Konversation, was mir später

sehr zugute gekommen ist. Sie hielt mich zuerst für einen Tschechen, weil ich das Polnische ziemlich hart aussprach und oft in das mir aus der Jugend geläufige Tschechisch zurückfiel. Das polnische Ypsilon, das wie ein dumpfes E ausgesprochen wird, im Tschechischen wie U, konnte ich nie so richtig herausbringen, auch das gestrichelte L, das fast wie ein IJ ausgesprochen wird, fiel mir schwer. Die Polin war ein kleines, schwarzes Fräulein, Mitte der 20, gebildet, unnahbar und sehr nationalstolz.

Die verschiedenen Museen und Gemäldegalerien habe ich natürlich besucht, dagegen nur einmal das berühmte Gewandhauskonzert, die Musik war mir zu hoch. Da hörte ich mir lieber das Saal- oder Freikonzert populärer Musik an, im Palmengarten, Hoffmanns Erzählungen sah ich 2 - Mal, Carmen, Troubadur und die meisten Verdi Opern. Die verschiedenen Keller kannte ich bald, Auerbachkeller (Faust), Ratskeller u. a.. Das Reichsgericht war ein mächtiger Monumentalbau, auch mehrere Kirchen (Thomaskirche) und Patrizier - Häuser waren sehenswert, Oft saß ich in einem berühmten Kaffeehaus, dessen Name mir nicht einfällt, an der Ecke Grimmaische Straße - Augustusplatz, das fast wie ein richtiges Wiener Kaffeehaus aussah, wenn es nicht immer so voll gewesen wäre! Wie mag das heute aussehen? Leipzig hat ja so viel unter Bombenangriffen gelitten. Das Lichtenhainer Bier, ein sehr alkoholschwaches, gäriges, schäumendes Gebräu schmeckte mir nicht besonders, aber man konnte davon viel vertragen und musste oft aufs Klo. Man kaufte sich einen Holzkrug von mehreren Litern mit einer Pipe, stellte ihn auf eine Estrade und

schenkte sich selber ein, es sah aus wie ein gelbes Sodawasser und war sehr billig.

Fußballwettspiele, Pferderennen, große Zirkusunternehmen konnte man sehen. Ich habe in diesem einen Jahr mehr als die Hälfte meines Erbteils verbraucht, ich schätze 4 - 5000 Kronen, sodass ich mir manchmal Gewissensbisse machte, wenn ich an die Zukunft dachte. Ich hätte das Geld eigentlich zusammenhalten müssen, weil ich zur Übernahme der Firma dem Onkel etwas anzahlen musste, aber ich machte mir darüber nicht viel Gedanken und hoffte im Stillen, dass meine Zukünftige etwas einbringen würde. Es hat mir nicht Leid getan, ich habe gut gelebt und viel gesehen und kann von den Erinnerungen zehren. Wer weiß, wie es gekommen wäre, wenn ich gespart hätte! Wahrscheinlich hätte ich es durch die Inflation während und nach dem Krieg verloren. Es war eines der schönsten Jahre meines Lebens und ich war sehr traurig, als ich im Spätherbst 1908 wieder nach Hause fahren musste.

Die nächsten 6 Jahre bis 1914 waren die ruhigsten und Ausgeglichensten meines Lebens. Es war die schöne, nie mehr wiederkehrende Zeit, die nur durch den Balkan- und den türkisch-italienischen Krieg unterbrochene, mehr als 40-jährige Friedenszeit, seit 1871, wenn man von außereuropäischen Kriegen, wie dem japanisch – chinesische und dem Burenkrieg absieht. Auch der russisch - japanische Krieg brachte für Europa nur wenig Unruhe. Heute ist es bei den vielfach verflochtenen wirtschaftlichen Beziehungen, der kolossalen Entwicklung der Technik und dem vor-

dringenden Kommunismus ganz anders, die Politik und die Wirtschaft ist viel empfindlicher und reagiert viel schneller. Der russisch - japanische Krieg, der mehr als ein Jahr dauerte, war in Europa nicht merkbar, es gab keine Rohstoffverknappungen, keine Preissteigerungen, und man laß mit Ruhe die nächsten Nachrichten vom Kriegsschauplatz beim Frühstück. Es wurde gewettet, wer gewinnen würde, die Wetten standen günstig für Japan, und die Sympathien waren auf ihrer Seite. Auch von den europäischen Kriegen, Balkan und türk. - ital. merkte man nichts. Es waren Auseinandersetzungen am Rande, wo "dahinten" in der Türkei die Völker aufeinander schlagen, Ernster wurde es etwas, als 1908 in der bosnischen Krise Österreich - Ungarn die Schwäche der Russen ausnutzend, die Annexion von Bosnien erklärte. Damals wurden in Österreich einige Armeekorps mobilisiert und viele meiner Bekannten warteten mit Bangen auf ihre Einberufung. Aber sonst hatten wir keine Sorgen und ich nicht einmal diese, weil ich bei allen 3 Musterungen als untauglich befunden worden war und keine Beziehungen zum Militär hatte. Es wurde damals nicht scharf gesiebt, man hatte genug Menschenmaterial und suchte sich das beste aus. Es gab keine Spekulationen auf Hausse oder Baisse, ausgenommen natürlich die berufsmäßigen Börsianer, keine Engpässe und Verknappungen, keine Devisensorgen und Entwertungen, keine Reisebeschränkungen, kurz: ein Tag war wie der andere und floss ruhig dahin. Alle diese Erscheinungen der späteren, unruhigen Zeiten lernte man erst im I. Weltkrieg und nachher kennen. Zwar gab es im Wiener Parlament ständig Krach unter den Nationalitäten, aber

auch das war nicht erschütternd und wurde als alt gewohnte österreichische Spezialität ohne besondere Aufregung hingenommen. Und die Wolken, die sich am politischen Himmel sammelten, die beginnende Einkreisung der Zentralmächte, sahen nur die berufenen Kreise. Dem Westen war die Bedeutung des wachsenden mitteleuropäischen Blocks ein Dorn im Auge und sein Ziel war dessen Vernichtung oder wenigstens starke Schwächung. Dass sie damit die heutigen Verhältnisse vorbereitet haben, war den wenigsten bewusst, sie sahen nur den momentanen Konkurrenten und Gegner und nicht die Gefahr des Ostens. Wenn 1918 nicht die Monarchie zertrümmert worden wäre, sondern in föderalistischer Form weiter bestanden hätte, wäre es wohl nicht so schnell zum zweiten Weltkrieg und zu dem heutigen Chaos gekommen. Die Preise blieben trotz der politischen Verwicklungen jahrelang gleich, es gab daher auch wenig soziale Spannungen, keine Streiks und Lohnkämpfe, und die lebensnotwendigen Artikel kosteten 1903 nicht mehr, oder nur um ein geringes mehr als 10 Jahre später. Man sprach von keiner Valuta, und der Kurs der Krone im Ausland war jahrelang stabil. Wer diese Zeiten nicht selbst erlebt hat, kann es sich kaum vorstellen.

Als ich nach Bielitz zurückgekehrt war, nahm ich meine Freizeitbeschäftigung wieder auf. In der Lesehallen - Bibliothek arbeitete ich nicht mehr, obwohl man mich bat, aber ich entlehnte selbst viele Bücher und las, in Leipzig hatte ich nämlich das ganze Jahr eigentlich nur Zeitungen und Zeitschriften gelesen und vor Vergnügungen keine Zeit für Bücher gefunden. Im Fußballklub arbeitete ich wieder als Schriftführer und

arrangierte alle Wettspiele, darunter auch mit Wien. Der Klub ging jetzt daran, einen eigenen Sportplatz zu schaffen. Der Jugendspielplatz hinter der Schießstädte, nach dem Eislaufplatz, der nur zum Trainieren benutzt wurde, war abschüssig und musste jedesmal mit Leinwandplachen umschlossen werden, weil man sonst die Zuschauer nicht kontrollieren konnte. Das kostete immer viel Geld und Arbeit und erreichte den Zweck nicht, weil viele Jungen unter den Plachen durchkrochen. Damals haben wir große Siege über oberschlesische Klubs gefeiert, die sehr billig waren. Einmal gab es sogar 12:0. Um die Schaffung des Sportplatzes waren besonders Jendrzejowski und Dr. Stonawski bemüht, während der alte Jaworek sich um Geld bemühte. Es wurden schließlich Anteilscheine zu 50 und 100 Kronen ausgegeben und auf die Art gelang es, erst einen umzäunten Platz zu kaufen, dem später eine gedeckte Tribüne und eine Garderobe und Geräteschuppen folgte. Es waren auch Tennisplätze und eine Laufbahn für leichtathletische Übungen vorhanden. Der Platz lag sehr schön unter einem ziemlich steilen Hügelabfall mit einem herrlichen Ausblick auf die Berge bis zur Tatra und wurde später für große öffentliche Veranstaltungen (Turnverein) viel benutzt. In dieser Zeit bildeten wir 3, Dr. Stonawski, Jendrzejowski, kurz Jendro genannt und ich ein unzertrennliches Trifolium beim Fußball obwohl wir nicht mehr aktiv waren - beim Wintersport bei gesellschaftlichen Veranstaltungen und trafen uns fast täglich bei einem Stammtisch im Cafe Bauerl.

Außerdem hatte ich den Kegelklub, der über 20 Jahre

bestanden hat und jeden Dienstag in der Schießhaus - Kegelbahn tagte. Er dürfte 1907 oder 08 gegründet sein, der Anreder war Alfred Pfister, die ersten Mitglieder waren die beiden Bartelmuss (genannt Bartelmäuse) Viktor und Konrad Starke, Biester, Leichner und ich. Später kamen noch viele dazu, Alscher mit seinem späteren Schwager Groß Mänhardt, Dr.Kaluza, Zagorski, Bayer, Mikler, Ochsner, Chamrad, Haberland, Büttner kamen erst nach dem Krieg, Karl war oft Gast, auch Hans, wenn er in Bielitz weilte. Es wurde nach Geld und nach strengen Regeln geschoben, das Geld wurde gesammelt und einmal im Jahr ein Weihnachtskegeln mit Tannenbaum, Geschenken großem Essen und Trinken und verschiedenen Reden gefeiert. Pünktlich um 8 Uhr wurde begonnen, wer unentschuldigt zu spät kam oder fehlte, musste Strafe in die Kasse einzahlen, ebenso wurde jedes "Loch " oder jeder "Wandler" gestraft und Pfister war ein unerbittlicher Kassier und passte auf wie ein Luchs. Ein Neuner war immer ein Fest für die anderen und kostete eine Runde Schnaps oder Bier. Im Laufe eines Jahres kamen oft mehrere 100 Kronen zusammen, die für Geburtstagsgeschenke, Spenden an die deutsch - nationalen Vereine und das Weihnachtskegeln ausgegeben wurden. Der Klub hieß "Verbrannte Prätze", weil der ältere Bartelmus, genannt Rizzi (Moritz), der Obmann war, bei einem Kesselunglück in der Fabrik sich beide Hände stark verbrüht hatte, die seither eine Narbe waren. Auch ein Bundeslied gab es, das bei besonderen Anlässen angestimmt wurde, es begann mit dem schönen Vers:

Himmel, Arsch und Zwirn, der Mensch der kann sich

irr(e)n.

Es wurden verschiedene Kegelpartien gespielt, Labi-nett, Kriegspartie, Spekulationspartie u. a. dauerte es immer bis zur Sperrstunde. Ich hatte es nahe und ging dann meist nach Hause, während die anderen noch oft im Kaffeehaus oder woanders landeten, wir waren ja alle noch Junggesellen und hatten verschiedene Bedürfnisse. Da war Alfred Bartelmus, sehr eifrig und ein guter Krieger, gerufen "Alarm", Leichner mit seinem Riesen - Leonberger, der "Lala", er wurde nie anders gerufen als "Lajos", weil er ungarisch aussehen wollte., Ich behielt meinen Couleurnamen "Hähnchen" und führte das Kegelbuch, in das jeder Abend mit der Anwesenheitsliste, allen Ereignissen in humoristischer Form eingetragen wurde. Es gab dort verschiedene nicht zimmerreine Geschichten und Zeichnungen und ca. 180 Strophen vom "Wirtshaus an der Lahn". Viktor Starke hieß "Onkel", weil er, obwohl noch selbst ledig, durch seine Schwester in Bologna, die einen Italiener geheiratet hatte, eines Tages Onkel geworden war. Dies unter allgemeiner Spannung, als besonderes Ereignis verkündet hatte, man sah es ihm an, wie stolz er darauf war, Alscher war der "Schlosser" mit technischen Fähigkeiten, Willi Biester "Old England", weil er ein Jahr in England verbracht hatte. Konrad Starke war der "Spengler" Dr. Kaluza der "Pinsel", weil er malte, Pfister der "schöne Alfred mit der Scherbe", weil er manchmal ein Monokel trug. Er hatte eine lose Zunge und liebte es zu hänseln, bekam aber dafür oft tüchtig aufs Dach, bis er still wurde. Es wurde natürlich feste gezecht, Bier, Wein, Schnaps und ich war oft ziemlich geladen. Der

alte Gastwirt Raimund Schmidt, ein kleiner Herr mit seiner dicken Gattin besuchte uns oft, kegelte mit und sorgte dafür, dass wir nicht trocken saßen. Die schönsten Jahre im Klub waren die Jahre vor dem ersten Weltkrieg, da waren wir exklusiv, höchstens 10 Mann und wählten sehr. Bei Neuaufnahmen gab es Ballotage, eine schwarze Kugel genügte zur Ablehnung. Nach dem Krieg, als einige abgingen, (Pfister wurde von seinem Vater nach Amerika abgeschoben. Mänhardt kam weg von Bielitz), waren wir weniger wählerisch und die Mitglieder wechselten. Viktor Starke starb kaum 50 Jahre alt nach einer Operation in Breslau, Karl wanderte aus, Kaluza und Zagorski übersiedelten nach Wien, manche zogen sich zurück, wie Groß, die beiden Bartelmusse waren verfeindet und so wurden es immer weniger und 1930 schloß der Klub sang - und klanglos ein. Eine zweite Blütezeit erlebten wir Anfang der 20er Jahre, als nach dem ersten Weltkrieg alles nach Vergnügen hungerte und die Inflation an den Nerven zehrte. Damals gab es sogar 2 Cabarets in Bielitz, unser Stammlokal war das Cabarett Zauner, dort gab es jede Woche neues Programm, Artisten, Humoristen, Tänzer und Tänzerinnen, letztere leicht bekleidet, aber lange nicht so leicht wie heute. Dort zogen wir korporativ nach dem Kegeln hin und es gab immer jemanden, der zahlte, meist waren es Biester oder Rizzi, die am meisten Geld hatten und nur so damit herumwarfen. Es gab öfter Zechen von Hunderten, Tausenden und später in noch viel hochziffrigen Polenmark für Wein, Schnaps und Champagner. Das Bier war damals noch so schlecht, dass man davon nicht viel vertrauen konnte, es wurden unheimliche Quantitäten von

Schnaps konsumiert, dazwischen immer schwarzer Kaffee und zum Schluss immer Sekt. Die Künstler und Künstlerinnen nahmen an unserem Tisch Platz und das Gelage dauerte meist bis früh. Die Unverheirateten verschwanden dann meist in den Hotelzimmern und wenn es so weit war, dann empfahl ich mich französisch, weil ich da nie mitmachte. Einmal kam die ganze Horde zu mir, ich glaube es war an meinem 40. Geburtstag oder später und wir wohnten schon im neuen Haus, da war Platz. Ich hatte natürlich Wein im Keller und auch 2 Flaschen guten Champagner und wir brachen 17 Mann hoch nach Mitternacht ein, Grete schlief natürlich und musste geweckt werden, Kaffee kochen und etwas zum Essen bringen und es dauerte bis früh. Solche Überfälle habe ich mehrere bei Leichner, dessen Frau berühmt war einen besonders guten Schwarzen zu kochen und bei Büttners mitgemacht, wo ich direkt von dort in die Druckerei ging. Ich war der erste, der 1911 heiratete und bekam einen großen Samowar als Hochzeitsgeschenk. Es gab einen großen Abschiedsabend, es war aber nur der Junggesellenabschied, denn ich ging nachher weiter fleißig kegeln. Man wusste in der Familie, dass der Dienstagabend mein Ausgehabend war und richtete sich danach. Der nächste war Starke Viktor, dann Konrad und nach und nach heirateten alle, selbst die eingefleischten Junggesellen wie Biester und Alarm, allerdings erst um die 40 er Jahre.

In der Druckerei arbeite ich jetzt nicht mehr im Betrieb, sondern in der Kanzlei mit dem Onkel und einem Buchhalter, der Hanel hieß, so wie wir früher laut

Taufschein des Vaters geheißen hatten. Der Onkel übergab mir langsam die Funktionen des Chefs und behielt sich nur die Kasse vor. Er kam zwar noch jeden Tag und saß seine Bürostunden ab, überließ mir aber die meiste Arbeit und verkehrte mit Kunden und Reisenden. Dazu rauchte er sehr stark, jeden Tag 6 - 8 Trabukos, das war seine Lieblingsmarke, die 30 Heller kostete, eine gute, nicht zu schwere Zigarre die ich mir auch ab und zu leistete, obwohl ich damals sonst nur Gelegenheitsraucher war. Er ließ sich als Vertreter der Hausbesitzer in den Gemeinderat von Bielitz wählen und gehörte den frei sinnigen Katholiken an. Er bekam zunächst nur das Armenreferat, alle neuen Mitglieder fingen so an, war aber in verschiedenen Kommissionen vertreten und hatte viele Sitzungen, aber sonst war er kein Vereinsmeier, hatte gar kein Interesse für Sport, den er nicht verstehen konnte, höchstens, dass er einmal in die Berge ging. Außerdem pflegte er seinen Garten und seinen Tarock. Pünktlich um 10 Uhr wurde ins Bett gegangen und zeitig aufgestanden. Er war damals 61, die Tante 5 Jahre jünger. Beide hatten den Wunsch, ihr Alter in behaglichem Wohlstand zu verbringen. Aus dieser Überlegung heraus wollte er das Geschäft so bald wie möglich mir übergeben. Ich bezog jetzt ein Gehalt von 120 Kronen, was dem Tariflohn eines Schriftsetzers entsprach. Für mich war es ausreichend, aber nicht übermäßig, weil ich davon die Hälfte der Mutter für Kost und Quartier gab, den Rest verbrauchte ich für Anschaffungen und Taschengeld. Von meinem Erbteil waren noch ca. 1500 Kronen übrig, die ich zusammenhielt.

In den Jahren nach Leipzig betrieb ich den Wintersport, hauptsächlich das Skilaufen, mit Begeisterung und Ausdauer. Jeden Sonn- und Feiertag, zeitig früh, meist schon vor 6, brach ich auf, gewöhnlich auf den Josefsberg. Man konnte damals zum Aufstieg von Strazonka noch nicht mit den später eingesetzten Autobussen fahren und musste von Biala zu Fuß oder auf Skiern zum Aufstieg hartschen, das war ermüdend und brauchte von der Stadt mindestens 1 1/2 Stunden. Die Fabrikanten und andere Reiche kamen mit Schlitten und Kutscher, aber ein Wagen kostete etliche Kronen. Daher fuhr ich mit dem ersten Zug morgens nach Bistray, von dort war es ein steiler, aber kurzer Aufstieg von kaum mehr als einer Stunde. Um 8 Uhr war man meist schon im Josefsberg - Schutzhause und hatte 6 - 7 Stunden bis zur Abfahrt. Meist waren wir zu dritt. Dr. Stonawski, Jendzejowski, auch Dr. Karownik - er hieß "der boshafte Zwerg". Er war klein, aber mit riesigen Prätzen und Füßen und großem Kopf. Er war durch seine Kleinheit sehr benachteiligt, rächte sich aber durch seinen ironischen Witz. Auch Starke war oft dabei, er war im Vorstand des Beskidenvereins und tat immer sehr wichtig. Auf den Josefsbergwiesen lernte ich erst richtig laufen, habe es aber nie zu besonderer Meisterschaft gebracht, ich war nicht ausdauernd, nicht sehr kräftig und zu klein, wenn ich auch eine bessere Figur machte als Starke oder Karownik, die auch keine besonderen Fahrer waren. Ich konnte mir jetzt auch eine bessere Ausrüstung leisten und lernte mit 2 leichten Bambusstöcken fahren. Stemmbogen und Telemark konnte ich bald, aber den Christianiaschwung habe ich nie richtig herausgebracht. Es gab überhaupt we-

nig gute Skiläufer, weil alle zu spät angefangen hatten. Unfälle gab es genug, es verging keine Woche ohne verschiedene Brüche. Auch die Weiblichkeit war stark beteiligt, damals noch in langen Röcken und mit Hüten, nicht so sehr des manchmal unbequemen und anstrengenden Sports wegen, sondern mehr um der männlichen Gesellschaft. Ich weiß genau, dass es vielen kein Vergnügen brachte, man konnte es ihnen am Gesicht ansehen, aber es wurde Mode und gehörte zum guten Ton, da mitreden zu können. Später, als das Fahren in Hosen aufkam, war es leichter, aber für viele war wohl ein eleganter Skidress, mit schön gebügelten Hosen, Jumper, Schal und Mütze die Hauptsache. Als die ersten Hosenweiber auftauchten, gab es natürlich große Aufregung, die sich aber bald legte, bald fuhr alles im blauen Norwegerkostüm oder Pumphosen. Durch mein Jahr in Leipzig war ich mit der heimischen Damenwelt außer Kontakt gekommen. Ditha Miencil durfte nicht Skilaufen und die Familie übersiedelte bald nach Troppau. Von meinen Tanzstundenbekanntschaften waren die meisten in festen Händen. Ich hatte auch dafür nicht sehr viel übrig, weil meine freie Zeit durch Fußball, Skilaufen und Kegelklub reichlich ausgefüllt war. Trotzdem begann in dieser Zeit mein Verkehr mit Grete, der dann zur Verlobung führte. Ich hatte an den meisten Bielitzer Mädeln etwas auszusetzen. Die Fabrikantentöchter waren zu eingebildet, wir gehörten nicht zur "Haute Volee", den oberen 500 von Bielitz - Biala, die meist ihre geschlossenen Zirkel hatten. Gegen ausgesprochen hübsche Mädeln hatte ich ein durch meine körperlichen Mängel - zu klein und schielend - die mir sehr bewusst waren, begründetes Misstrauen,

Kokettieren oder schmachtende Liebesblicke waren mir verhasst. Zu gescheit oder nicht sehr gescheit waren auch Mängel, Falschheit und dummen Stolz verachtete ich. Einfaches, natürliches Wesen, Offenheit, natürliche Naivität und Benehmen waren mir lieber, als Schönheit und Eleganz und zu große Intelligenz. Ein guter Durchschnitt war mir lieber als Extreme nach oben oder unten. Zu großer Leidenschaft war ich nicht fähig, ich suchte Kameradschaft, Verständnis und Herzensgüte. Aus meiner kritischen Veranlagung heraus beobachtete ich viel, das Benehmen gegen Eltern, Geschwister und Freundinnen gab manches zu bedenken. Es waren mehr verstandesmäßige Überlegungen, die mich den Verkehr mit Grete und ihren Cousinen suchen ließen, obwohl Martha am Anfang auch etwas hautevoleemässig tat und Gretes Mama nicht sehr freundlich war. Else war mir, obwohl sie sehr viel redete, recht sympathisch. Darauf legte ich überhaupt viel Gewicht. Ich kannte viele und war mit ihnen gut befreundet, obwohl sie mir nicht sympathisch waren, Grete war mir sympathisch, dazu kam, dass nicht ich, sondern sie den Verkehr suchte, oder Martha war die treibende Kraft gewesen, die sich schon damals und auch später Hoffnungen auf Dr. Stonawski gemacht hatte. Else und Grete gingen einfach mit und so ergab es sich von selbst, dass ich mich an Grete hielt, und Else sich mit Jendrzejowski begnügen musste, der freilich später ein anderes Mädchel heiratete, Dr. Stonawski blieb Junggeselle. Da wir 3 damals unzertrennlich waren beim Fußball, Wintersport und im Fasching, trafen wir uns sehr oft, und ich bin überzeugt, dass die Mädchen den Verkehr gesucht haben, denn das Interesse für Fußball und Win-

tersport war bestimmt nicht echt und nur Mittel zum Zweck. Und für den Fasching garantierte es Tänzer und Unterhaltung. Ich habe mir damals noch nichts dabei gedacht und nicht einmal mit dem Gedanken an eine Heirat gespielt. So lange man nicht ins Haus ging, war die Sache ungefährlich. Das änderte sich aber, als der Onkel von einer Heirat zu sprechen anfing. Es wäre Zeit, dass ich mich umsehe, einem Junggesellen werde er die Firma nicht übergeben, das sei ausgeschlossen ein unverheirateter junger Mann habe nicht den Ernst und was so die Redensarten sind. Mag sein, dass er selbst daran glaubte, aber die Hauptsache war wohl, dass er aufhören wollte zu arbeiten und hoffte, dass ich mit einer Heirat etwas einbringen würde, denn dass ich selbst nichts hatte, wusste er ja. Und ohne eine Anzahlung wollte er nicht abtreten. So lagen er und die Tante mir in den Ohren und ich begann darüber nachzudenken. Es wurde mir klar, dass ich ein armes Mädchen nicht heiraten konnte, sie musste eine gute Heiratsausstattung und eine Mitgift haben, oder doch die Aussicht auf eine solche, Da fielen gleich einige weg, z.B. die Gertrude, Tochter eines Schullehrers und die Hede Rössler, deren Vater zwar Direktor der Petrol - Raffinerie in Dziedziz war, ein schönes Gehalt hatte, aber da waren einige Geschwister zu versorgen. Beide Mädels waren mir sympathisch. Die Roth - Mädels dagegen nicht, obwohl der Vater eine Seifenfabrik besaß und ich ihre Tante, die Schwester des alten Herrn Dr. Winkler sehr gut kannte und schätzte. Aber die Mutter, die alte Rothin, wäre eine schlechte Beigabe gewesen. Die Antes Olga hätte ich sofort gekriegt und Ausstattung und Mitgift - auch der Alte hat später die Kautions für einen aktiven

Offizier aufbringen müssen - sie hätte auch der Mutter und dem Onkel gepasst, war katholisch, aber ich konnte nicht. Die sanft gerötete Stupsnase, das etwas pomadige Wesen und die puppenhafte Figur stießen mich ab. Es blieben nur 3 für die engere Wahl, von denen Ditha bald ausschied, als der Vater zur Landesregierung nach Troppau versetzt wurde. Dann war noch die mittlere Lauterbach, die Trude, mit der ich auf kameradschaftlichem Standpunkt verkehrte, aber da war erstens schon Karl mit Luise verbandelt und möglicherweise bahnte sich etwas zwischen Hilde und Hans an, dann hätten 3 Brüder 3 Schwestern geheiratet, ein seltener Fall, aber mir genügte schon, dass Karl gebunden war, Trude war mir sympathisch, war viel kleiner als ihre Schwestern, aber beim alten Lauterbach kannte man sich nicht aus. Er galt als wohlhabend, saß aber fest auf dem Geld und hat später, als Karl heiratete, auch nicht mehr gegeben als die Aussteuer. Er stand auf dem für ihn sehr bequemen Standpunkt, dass ein Man erst heiraten dürfe, wenn er imstande sei, die Familie zu ernähren und daher brauche die Frau keine Mitgift. Wenn er Karl 1919 und 1920 geholfen hätte - ein Zuschuss hätte ihn nicht umgebracht, so wäre Karl wohl nicht ausgewandert. So blieb eigentlich nur Grete übrig, weil ich auch zu wenig Lust hatte, neue Anknüpfungen außerhalb der Mädchenbekanntschaften der Tanzstundenjahre zu suchen. Das wäre mir auch nicht leicht gefallen, ich war in der Beziehung zu schwerfällig, empfindlich, der geringste Fehlschlag hätte mich entmutigt und ich wusste, dass ich in körperlicher Beziehung nicht dem Ideal der Mädchen entsprach. Der Männermangel war damals nicht so groß wie jetzt

nach dem Krieg und alle Mädchen, die ich kannte, haben früher oder später geheiratet. Heute ist es anders, jedes Mädchel hat etwas gelernt und kann sich auch ohne Heirat versorgen, aber damals waren die Haustöchter noch nicht so weit und wenn sie nicht unter die Haube kamen, blieben sie alte Jungfern, die oft ihrer Familie zur Last fielen, oder sie brachten sich, wenn die Eltern nicht vermögend waren irgendwie kümmerlich durch.

Die beste Möglichkeit zu Anknüpfungen boten damals die Faschingsveranstaltungen, deren es in Bielitz eine ganze Menge gab. Auch beim Sport konnte man einander näher kommen. In Betracht kamen evtl. Schwestern meiner Freunde, die gab es nicht, was manchmal nützlich ist und so blieb mein engerer Verkehr auf das frühere Trifolium beschränkt. Heiratsfähige Cousinen hatte ich wohl, Olga Pfeiffer und Helene, aber ich hatte eine Abneigung gegen so nahe Verwandte, abgesehen davon, dass Helene mir ganz und gar nicht gefiel, obwohl sie mich gerne eingefangen hätte. Das wäre wohl so geworden, wie die Ehe des armen Onkel Wilhelm! Da gefiel mir schon Olga besser, aber sie hatte eine gar zu große Vorliebe für doppeltes Tuch, wie die Mutter sagte, d. h. das Militär und die Uniform und sie hat auch ihren Artillerieleutnant Josi geheiratet, den sie während seiner langen Kriegsgefangenschaft fast vergaß. Es blieb also bei Grete und es wurde so, wie es in dem Gedicht heißt: halb zog sie ihn, halb sank er hin ... Die Verhältnisse passten auch soweit, bis auf die verschiedenen Bekenntnisse. Mir war es egal, aber nicht der Mutter und der Onkel hätte als katholischer Gemeindevertreter

auch lieber eine Katholische gesehen. Es war nur ein Bruder da, der Vater hatte ein gut gehendes Baugeschäft mit einem großen Platz und hatte sich vor kurzem ein neues Haus gebaut. Die Familie war alleingesessen, beide Großeltern waren Tuchmacher gewesen, die mütterliche Großmutter besaß ein großes Haus auf der Josefstraße und ein Großonkel Steffan war regierender Bürgermeister von Bielitz. Unser Nachbar, Dr. Steffan, Rechtsanwalt mit einer sehr guten Klientel und auch Gemeinderat, war ein Onkel. Sie zählten sich so halb und halb zur Haute Volee, wenigstens die zukünftige Schwiegermutter tat so, wenn ich auch den Eindruck hatte, dass sie überzeugt war, gesellschaftlich mit dem Baumeister herabgestiegen zu sein, aber sie konnte nichts Besseres erwarten, sie war nicht hübsch, hatte eine Rückgratverkrümmung und war mir nicht sympathisch. Aber sie war mit den hohen und höchsten Herrschaften gut bekannt und Gretes Freundinnen stammten meist aus dieser Sphäre. Ich bin überzeugt, dass auch ich ihr für ihre Tochter zu wenig war und dass sie wenigstens - der Vater und seine Verwandtschaft nicht - mich nicht schätzte. Diese Einstellung hat unser eheliches Verhältnis manchmal getrübt, weil Grete davon angesteckt wurde und vielleicht unbewusst danach handelte. Ihr musste ein Mann imponieren, in erster Linie körperlich und das war bei mir nicht der Fall. Sie sah in mir nie den "Pater familias", das Familienoberhaupt, dass die anderen Familienmitglieder zu respektieren hatten, sondern nur den Mann, der das Geld brachte, das man zum Leben brauchte. Meine Ansichten waren ihr nie maßgebend. Außerdem hatte die Schwiegermutter noch ein Eisen im Feuer. Da war

ein entfernter Vetter, ein Theologe in Berlin, er hieß Fusseger und wenn ich nicht gekommen wäre, hätte man sie an diesen verheiratet und sie hätte sich nicht gewehrt. Ursprünglich wollte sie Malerin werden, sie hatte ein kleines Talent und ihre Sehnsucht war, nach München auf die Malerakademie zu kommen. Ob es gereicht hätte, weiß ich nicht, jedenfalls hielt die Mama eine Heirat für die bessere Versorgung. Aber ich greife vor, das wusste ich damals alles noch nicht und ich überlegte, ob ich mich erklären sollte oder nicht. Gretes war ich sicher, aber der Einfluss der Mutter und der Familie war nicht zu verachten, obwohl die väterliche Schulz - Familie mir wohlgesinnt war. Aber ich konnte doch nicht wissen, ob ich einen Korb riskierte, das Verhalten der Schwiegermama sah manchmal so aus. Eine Zeitlang zeigte sie deutlich ihre Abneigung, nur Dr. Stonawski fand Gnade.

Wenn sie es ihrer Tochter auch nicht abschlagen konnte, bei verschiedenen Veranstaltungen als Garde mitzukommen, so war sie manchmal mehr als kühl, auch Jendzejowski gegenüber. Mich hat das geärgert und ich war mehr als einmal drauf und dran, Schluss zu machen. Ich fing an, dem täglichen Zusammentreffen auf der Hauptstraße aus dem Wege zu gehen, bis Grete mich auf der Straße direkt deshalb zur Rede stellte. Ich habe diese Energie nicht erwartet und gab meinen Grund an, worauf sich das Benehmen der Mama änderte. Die materiellen Verhältnisse der Familie konnten wenigstens nach meiner Überzeugung nicht schlecht sein, Grete erzählte viel von ihren Sommerreisen, jeden Sommer fuhr die Familie auf einen Monat weg, meist ins Salzkammer-

gut und auch einmal in die Schweiz. Der Vater, der etwas kränkelte, war überdies einmal in oder bei Davos und nach einer Kehlkopf oder Lungensache auf Capri und machte auch eine Mittelmeerreise. Dass man sich das leisten konnte ließ vermuten, dass man sich finanziell nicht schlecht stand. Leider war das, wie ich später sah, nicht ganz so, wie ich es mir gewohnt nach unseren Verhältnissen zu rechnen, vorgestellt hatte. Für Reisen wurde gespart, man versagte sich anderes Vergnügen wie Konzerte, Theater, war sparsam in Essen und Kleidung, um sich die Reisen leisten zu können. Es passte mir auch nicht, irgendwelche Erkundigungen einzuziehen, obwohl dazu die Möglichkeit bestand. Ich nahm einfach an, dass bei den geschilderten Verhältnissen auch Vermögen da sein müsse und zerbrach mir über diese Seite einer eventuellen Heirat nicht den Kopf. Ich beriet mich auch mit niemand. Die Mutter war schon aus konfessionellen Gründen nicht dafür, wenn ich den Onkel vorher in Kenntnis gesetzt hätte, hätte er wahrscheinlich Erkundigungen eingezogen und das wollte ich vermeiden. Meine Geschwister waren zu jung, um mir bei einem solchen Schritt raten zu können und meine Freunde wollte ich nicht einweihen, so gut ich mit einigen von ihnen stand, war es mir doch peinlich. Ins Haus zu kommen, war ich noch nicht aufgefordert worden. Wenn das der Fall gewesen wäre, hätte es sich im Laufe der Zeit von selbst gemacht, dass eine Verlobung herausgekommen wäre. So glaubte ich anhalten zu müssen, ich kannte den zukünftigen Schwiegervater und die Großmutter Steffan, die eine Respektsperson in der Familie war, überhaupt noch nicht. Ich besprach mich mit Grete, ohne eine förmli-

che Liebeserklärung, wie das so schön in den Liebesromanen geschildert wird, zu machen. Ein stürmischer Liebhaber bin ich nie gewesen. Liebespaare fand ich immer etwas komisch. Es war mir nicht möglich, meine Gefühle auf diesem Gebiete in Worten auszudrücken. Auf beiden Seiten wurde nur gedacht und eine stillschweigende Übereinkunft gefunden. Ich weiß nicht mehr genau, wann das war, aber es kommt mir vor, dass die entscheidenden Worte zwischen uns bei einem Beskidenfest fielen. Bald darauf zog ich mich gut an, aber nicht schwarz und sprach vor. Mir war nicht sehr wohl zumute, ich hasste solche Formalitäten und auch dem zukünftigen Schwiegervater war es peinlich. Von materiellen Sachen wurde nicht gesprochen, ich erinnere mich nur noch daran, dass er sagte, was für ein Opfer sie brächten, dass sie mir ihre einzige Tochter gäben. Wir sprachen allein, das war wohl um den Schein des Familienoberhauptes, das zu entscheiden hat, zu wahren, dann kam die gerührte Schwiegermama mit Tochter, die sie mir zuführte. In Wirklichkeit war die Schwiegermama Herr im Haus, sie verstand es sehr gut, dem Schwiegervater ihre Meinung zu suggerieren, so dass er glaubte, es ginge nach seinem Kopf. An die Szene nach dem Anhalten kann ich mich nicht mehr erinnern, jedenfalls gab es eine große Küsserei, die in der Familie sehr beliebt war, im Gegensatz zu unserer Familie.

Ich kann mich nicht erinnern, jemals meine Eltern oder Geschwister geküsst zu haben. Ich hasste diese kalten Familienküsse bei jeder Gelegenheit, sehr oft

sogar nur beim Verabschieden am Abend, wo ich doch am nächsten Tag wieder da war. Einmal sagte sie mir dabei, dass ich eine kalte Nase wie ein Hund hätte, während ich die Borsten auf ihrer Wangenwarze unangenehm empfand ihre Lippen auf meiner Wange wie kalte Fetzen spürte. An eine Verlobungsfeier kann ich mich nicht erinnern, wahrscheinlich wurde sie durch ein Essen im Speisezimmer nur im engsten Familienkreise gefeiert, von unserer Seite war niemand dabei, Verlobungsanzeigen, wie hier sehr beliebt, wurden nicht ausgesandt, natürlich wusste es auch so am nächsten Tag die halbe Stadt und man wurde begratuliert. Das frühe Kennzeichen war, dass wir auf der Straße eingehängt erschienen und da wusste jeder Bescheid. Einige Tage nach der Verlobung wurde ich der Großmutter Steffan vorgestellt und ich sollte mir Mühe geben, einen möglichst guten Eindruck zu machen. Sie thronte auf einem Lehnstuhl wie ein Pascha und erwartete mich mit ernster Miene, es kam mir vor, wie wenn Durchlaucht ihre untertänigsten Diener empfängt. Sie erwärmte sich aber bald und ich bin später mit ihr immer gut ausgekommen, weil sie nie versuchte, mich zu erziehen und mir manchmal recht gab. Ganz ehrlich war sie auch nicht, aber sie war mir von der ganzen Steffansippe am sympathischsten. Der Schwiegervater sprach nicht viel, er ließ die anderen reden und mischte sich nicht ein, nahm auch selten Stellung. Er war ein guter weicher Mensch, nur durfte man ihm nicht widersprechen, wenn er einmal eine Meinung geäußert oder ein Urteil abgegeben hatte.

Anhang von Liese Kotzolt geb. Handel

Hier hören am 6. April 1951 die Erinnerungen meines Vaters auf. Die letzten Seiten waren schwierig zu entziffern, er fühlte sich wohl schon schlecht. Er hatte Schmerzen und fürchtete sich vor Magenkrebs, an dem wohl sein Vater gestorben war. Mit dieser Diagnose wurde er auch ins Krankenhaus eingeliefert, und bis sie dort dahinter kamen, dass es ein eingeklemmter Gallenstein war und operierten, war es zu spät, er ist bei der Operation gestorben. Meine Schwiegermutter hatte dafür gesorgt, dass er vorher noch "versehen" wurde. Ich kam wenig später und er erzählte mir mit einem Lächeln "sie haben meine Seele wieder eingefangen". War er darüber zufrieden oder war es ironisch - ich habe es nie mehr erfahren. Er starb am 13. Juni 1951 und liegt in Lemgo auf dem alten Friedhof begraben. Nicht weit vom Haupteingang links. Wir besuchen das Grab zu Allerheiligen und zünden Kerzen an, wie es früher bei uns üblich war. Und gepflegt wird das Grab natürlich auch.

Mein Enkel Ulrich meint, ich sollte schreiben, wie die Geschichte nach der Verlobung weiterging und einiges ist mir dazu schon eingefallen, und wenn ich darüber nachdenke, wird mir sicher noch mehr einfallen.

Zum Beispiel weiß ich, dass meine Eltern - 1911 - gleich 2 Mal heirateten, evangelisch und katholisch, weil die beiden Familien sich nicht einigen konnten., Und die Hochzeitsreise führte nach Venedig, es wurde oft davon erzählt, sie muss sehr beeindruckend

gewesen sein. Und die dort gekauften Glasarbeiten waren so wertvolle Erinnerungen, dass sie auf der Flucht mitgenommen wurden, eine blaue Kugelkristallvase, ein roter Kristallkuchenteller und ein Döschchen aus Glas mit Glasmalerei.